

Inhalt

	Seite
Friederike BOSSE	
Vorwort	5
Ursula TOYKA	
Grußwort	7
Jörg REINOWSKI	
Einleitung	9
ASANO Yuki	
Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr? Faktor Alter und Zweitsprachenerwerb/Fremdsprachenlernen	15
ASHIBE Akira	
Eigenheimpolitik in den 1950er Jahren und Katholizismus	27
Joske BUCHMEIER	
Japans neue Generation von Herbivoren Auf dem Weg zur Individualisierung?	34
Meiko DILLMANN	
Studiengebühren als Geschäft? – Diskussion um die Praxis der Einbehaltung von Studiengebühren bei zurückgezogener Immatrikulation an japanischen Universitäten	42
Christian EITNER	
Robotikfaszination in Japan	53
Tom GRIGULL	
Das Festival Ohayō, Japan! als Raum der deutsch-japanischen Kulturbegegnung	60
HISAYAMA Yuho	
<i>Ki, kokoro</i> und das Wetter Analyse einer Passage aus Sōsekis Roman <i>Sanshirō</i>	69
Sven HORAK	
Politischer Wandel in Nordkorea?	77

INOUE Momoko	
Diskursanalytischer Versuch über das Fernsehen	
Eine Fallstudie am Beispiel <i>Das Millionenspiel</i> (1970/WDR)	88
INOUE Shuhei	
Strategien gegen Kulturverlust durch Katastrophen in Deutschland	
und Japan: Das Historische Archiv der Stadt Köln und das <i>Shiryō-Net</i>	99
KIM Joon	
Kunst mit den neuen Medien	
Digitale Bilder, Interaktive Installationen, Public Device Art	109
MATSUMOTO Dairi	
Was bedeutet „Japanische Philosophie“?	116
Verena MECKEL	
Corporate Governance und das neue japanische Gesellschaftsgesetz	124
Mariko NONAKA-GRESBRAND	
Die jüngste Entwicklung von Private Finance Initiatives in	
Japan und Möglichkeiten zur Durchführung in Deutschland	132
OBA Haruka	
Das katholische Japan auf der Bühne. Der Beitrag des Theaters	
zur europäischen Vorstellung von Japan	
bis zur „Zauberflöte“ von Mozart	147
OCHIAI Momoko	
Die Rezeption von Caspar David Friedrich in Japan	157
ONODERA Kenichi	
Hölderlins Gedicht <i>Hälfte des Lebens</i> – Versuch einer Analyse	
nach der neurologischen Theorie von António R. Damásio	166
Michael PFEIFER	
あなたは人を裁けますか？	
Können Sie ein Urteil über einen Menschen fällen?	185
Conrad PHILIPP	
Mit dem Fahrrad durch Südkorea	196
Hedwig POTTAG	
Korea, wer bist Du und wenn ja wie viele?	
Eine Beobachtung zum allgemeinen Kenntnisstand über Korea	212

Mansur SEDDIQZAI	
„Jüdische Motive“? Das finanzpolitische Engagement des Bankiers Jacob Schiff für Japan im Russisch-Japanischen Krieg.....	217
Andrea WUCHERPFENNIG	
HIV in Korea – Besonderheiten der Epidemiologie durch den kulturellen Umgang mit Sexualität und mögliche Präventionsmaßnahmen	229
YANAGIHARA Nobuhiro	
Gedanken zum Luftschutz in Deutschland und Japan (1923–1933)	243
Zu den Photos von Jan VERBEEK	251
Programm des Treffens	252

Vorwort

Zehn Jahre Treffen der deutsch-japanischen DAAD-Stipendiaten haben wir im Oktober 2009 gefeiert, das waren auch zehn Jahre mit immer wieder etwas Neuem: die Öffnung für Künstler, das Angebot einer Simultanverdolmetschung des Plenums, die Einbeziehung koreanischer Stipendiaten, Moderation durch ehemalige Stipendiaten und vor allem immer wieder neue Themen und Teilnehmer.

Die Möglichkeit, das eigene Forschungsprojekt vor mehr oder weniger gleichaltrigen Wissenschaftlern vorzustellen, die nur selten der gleichen Fachdisziplin angehören, ist offenbar für viele junge Wissenschaftler sehr attraktiv. Für die japanischen und koreanischen Stipendiaten bietet es zusätzlich eine geschätzte Gelegenheit, Präsentieren und Diskutieren in deutscher Sprache zu üben. So viele Stipendiaten wollen von unserem Angebot Gebrauch machen, dass wir 2008 erstmals nur eine Auswahl von Vorträgen in das Seminarprogramm aufnehmen konnten. Umso mehr freut es uns, dass mehrere Stipendiaten, die leider nicht vortragen konnten, das zusätzliche Angebot genutzt und ihren Beitrag in diesen Tagungsband eingebracht haben. So spiegelt auch dieser Band die beeindruckende Vielfalt von Forschungsfragen wider, denen sich die Stipendiaten des DAAD in diesem Jahr widmen.

Bei aller Veränderung über die zehn Jahre hinweg gab es auch Konstanten bei der Durchführung der Stipendiatenseminare, insbesondere das Ziel, angehende Wissenschaftler miteinander in Kontakt zu bringen und damit – hoffentlich – dazu beizutragen, die Netzwerke zwischen Japan und Deutschland noch enger zu verknüpfen. Vor allem aber ist die Basis der Seminare unverändert geblieben: die gute Zusammenarbeit zwischen DAAD und JDZB, für die ich an dieser Stelle allen Beteiligten danken möchte.

Dr. Friederike BOSSE
Generalsekretärin
Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin

Grußwort zur Tagung

Liebe Stipendiatinnen und Stipendiaten,

im Jahre 2009 feiern wir ein Jubiläum: Seit 10 Jahren findet im Japanisch-Deutschen Zentrum in Berlin das sommerliche Treffen zwischen DAAD-Stipendiaten und Stipendiatinnen aus Japan mit deutschen Alumni des DAAD, die einmal in Japan studiert haben statt. Dies ist mit einem besonderen Glückwunsch an unsere Partnerorganisation verbunden, aber auch mit einem herzlichen Dank an all diejenigen, die sich im letzten Jahrzehnt so begeistert beim Sommer-treffen engagiert haben.

Wir freuen uns auch, dass 2009 zum dritten Mal Stipendiaten und Stipendiatinnen aus Korea am Treffen teilnehmen sowie ehemalige DAAD-Stipendiaten, die aus Korea zurückgekommen sind. Wir wollen diese Erweiterung des Teilnehmerkreises beibehalten, weil sie wieder andere und anregende Begegnungen und Gespräche ermöglicht, die vielleicht einmal in neue Freundschaften führen. Viele haben sich schon aus den Treffen der vergangenen zehn Jahre ergeben. Wir freuen uns besonders, wenn solche Verbindungen unserer Stipendiaten aus Deutschland und seinen Partnerländern wachsen und hoffentlich auch in zukünftige gute Zusammenarbeit münden – sei es im akademischen Leben, sei es in Politik, Wirtschaft und Handel oder den vielen Bereichen der Kultur, in Kunst und Musik, in denen die Zusammenarbeit sich auch zunehmend entfaltet.

In den letzten 10 Jahren hat sich das Programm unseres Sommertreffens immer wieder verändert und weiterentwickelt. Wir waren oft beeindruckt von der Qualität der Vorträge, die unsere Stipendiaten und Stipendiatinnen beitrugen, von den fachlichen Leistungen ebenso wie von den kritischen Beiträgen bei Diskussionen im Plenum und in den Workshops. Dies möchten wir besonders ermutigen, um zwei Ziele der Veranstaltung zu erreichen: Wir möchten Ihnen die Möglichkeit bieten, sowohl Ihr individuelles Forschungsvorhaben den Teilnehmern und Teilnehmerinnen vorzustellen und diesen Beitrag im Tagungsband zu veröffentlichen als auch, Ihre Kommunikation im kleineren Kreise fachlicher Arbeitsgruppen zu trainieren. Wir sind sicher, dass sich damit für alle Teilnehmer weitere wichtige Erfahrungen sammeln lassen.

Wie schon in den vergangenen Jahre freuen wir uns über Ihre Anregungen zur Strukturierung des Programmablaufes und über Ihre aktive Teilnahme. Wir freuen uns über Vorschläge für Themen der Schlussdiskussion, in der Sie eingeladen sind, sich möglichst rege einzubringen. Wir hoffen, dass sich der akademische Austausch mit Japan und Korea dadurch weiter verfestigt und ausgebaut werden kann. Hierzu trägt nicht zuletzt Ihre oft außerordentlich eindrucksvolle deutsche Sprachkompetenz bei. Wir möchten Sie ermutigen, Ihren Aufenthalt in Deutschland auch dazu zu nutzen, die deutsche Sprache kennen- und so weit wie möglich sprechen zu lernen. Die Zukunft unserer globalen Zusammenarbeit liegt in der Mehrsprachigkeit, die in den Fächern, wo dies sinnvoll ist, auf einer möglichst soliden Kenntnis der Sprache des Partnerlandes basieren wird. Wir freuen uns, dass auf deutscher Seite die Bereitschaft, Japanisch und Koreanisch zu lernen, in den letzten Jahren deutlich zugenommen hat.

Wir bedanken uns beim Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin, bei Frau Dr. Friederike Bosse und allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, vor allem Herrn Dr. Wolfgang Brenn und Herrn Jörg Reinowski, für zehnjährige kollegiale Zusammenarbeit bei der Vorbereitung und Durchführung des Stipendiatentreffens. Uns allen wünschen wir noch viele Veranstaltungen dieser Art und eine weiterhin rege und aktive Teilnahme unserer aktuellen und ehemaligen Stipendiaten und Stipendiatinnen.

Dr. Ursula TOYKA

Deutscher Akademischer Austauschdienst

Leiterin des Referates Japan, Korea, Australien, Neuseeland, Ozeanien

Einleitung

10 Jahre Stipendiatenseminare. Bilanz und Ausblick

2009 war für die Veranstaltungsreihe der Stipendiatenseminare ein Jubiläumsjahr: Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) und das Japanisch-Deutsche Zentrum Berlin (JDZB) veranstalteten die 10. Folge des DAAD-Stipendienseminars. In unserer schnelllebigen Zeit eine derartig nachhaltige Seminarreihe mit einem Jubiläum krönen zu können, ist ein Anlass zur Freude. Ein Anlass aber auch, einen Moment im Tagesgeschäft innezuhalten und Bilanz zu ziehen.

Die Geschichte der Stipendiatenseminare beginnt 1997 mit einer einfachen aber bestechenden Idee: Japanische Stipendiaten, die sich gerade in Deutschland aufhalten, werden mit den deutschen Stipendiaten, die gerade von ihrem Japanaufenthalt zurückgekehrt sind, zusammengebracht. Die Idee hatte 1997 der Leiter des Projektmanagements des JDZB, Dr. Wolfgang Brenn, selbst dem DAAD als ehemaliger Lektor verbunden, dem DAAD vorgeschlagen, wo sie begeistert aufgenommen wurde.

Diese Idee bestimmte den Kern des mit den Seminaren verfolgten Ziels, nämlich japanische, deutsche und seit 2007 auf Anregung des DAAD auch koreanische Stipendiaten zu vernetzen. Das Seminar ist für die Stipendiaten ein Angebot von DAAD und JDZB erste wissenschaftliche Schritte in Form eines Vortrages und eines Aufsatzes für den jeweiligen Tagungsband zu gehen. Die besondere Herausforderung für die Stipendiaten liegt darin, ihre Beiträge nicht für Zuhörer oder Leser aus der eigenen Fachdisziplin zu verfassen, sondern für ein interessiertes Laienpublikum.

Anfangs nahmen etwa 35 Stipendiaten an den Seminaren teil, etwa 15 von ihnen hielten einen Vortrag. Seit 2006 steigt die Zahl der Teilnehmer und Vortragenden kontinuierlich an. Zwischenzeitlich bewerben sich bei etwa 60 Teilnehmern bis zu 40 Stipendiaten für einen Vortrag. Damit stoßen die Seminare an organisatorische, inhaltliche und finanzielle Grenzen. Seit 2008 nehmen DAAD und JDZB deshalb eine qualitative Auswahl der Vorträge vor. Dabei werden geeignete Vorträge mit Hilfe eingereichter Abstracts identifiziert. Es zählen Qualität, Relevanz und Originalität der Vorträge. Hinzu kom-

men, wenn es der Pool der Bewerberinnen und Bewerber zulässt, Kriterien wie die möglichst ausgeglichene Verteilung von weiblichen und männlichen Stipendiaten bzw. von deutschen, japanischen und koreanischen Stipendiaten. Naturgemäß sind allerdings die Stipendiaten aus Deutschland überrepräsentiert, sind sie doch die größte Gruppe vor Ort; japanische und koreanische Stipendiaten, die zwischenzeitlich in ihre jeweiligen Heimatländer zurückgekehrt sind, können die Organisatoren des Seminars aus Kostengründen leider nicht einladen.

Die inhaltliche Spannbreite der Vorträge und Aufsätze für den Tagungsband reichen von Erfahrungsberichten im jeweiligen Gastland (Teichler-Karl 2008) über Fachthemen wie das japanische Patentmanagement (Fröhlich 1997) bis hin zu zeitgebundenen Themen wie beispielsweise einen Vergleich der US Subprime Finanzkrise mit der japanischen Immobilienblase der 90er Jahre (Willam 2008) oder aber auch eher randständigen Themen wie „Mind Uploading. Neue Substrate für den menschlichen Geist“ (Mathwig 2008). Einer der beeindruckendsten Vorträge aus dem Bereich der Naturwissenschaften war für mich der Vortrag „Mit Quanten kann gerechnet werden“, in dem Christina Kraus (2006) die Einsatzmöglichkeiten der Quantenmechanik im Bereich der Computertechnik auch für Laien verständlich erklärte.

Vorträge und Aufsätze aus den Bereichen Naturwissenschaften und Technik sind trotz erheblicher Anstrengungen der Organisatoren weiterhin leider erheblich unterrepräsentiert. Dies zu ändern, wird neue Ideen von DAAD und JDZB erfordern. Die Mehrzahl der Vorträge und Aufsätze kommt aus den Disziplinen der Literaturwissenschaften, Geschichte, Politik, Philosophie und Geschichte. Es ist auffallend, dass die Stipendiaten aus Japan in diesen Disziplinen besonders stark vertreten sind.¹ Stellvertretend seien hier der Vortrag und Aufsatz von Komatsu Hiroyuki über die neuen Aufgaben der Pädagogik und dem Übergang vom interkulturellen zum multikulturellen Lernen in Europa (1998), ein Vortrag von Hagiwara Ken über die Zusammenarbeit von Erwin Piscator und John Heartfield im Theater der Weimarer Republik (2001) und die vergleichende

¹ Dies spiegelt die Präferenz von Austauschstudenten aus Japan für gesellschaftswissenschaftliche und künstlerische Fachbereiche an deutschen Universitäten wider.

Studie zur Entwicklung der Gefängnisse in Deutschland und Japan der 1920er Jahre von Sato Kiminori (2006) genannt.

Erfolgreicher sind DAAD und JDZB bei der Einbeziehung des Bereiches Kunst: 2006 wird die Idee des JDZB aufgenommen, die Videoinstallation "Bright Future Ahead" von Jan Verbeek in das Seminarprogramm zu integrieren. Im gleichen Jahr begeistert Stefanie Senge mit ihrem Vortrag über ihre künstlerische Arbeit während ihres Aufenthaltes in Japan: sie modernisierte klassisches Ikebana radikal, indem sie ihre Gestecke aus Alltagsgegenständen aus dem 100 Yen Shop arrangierte. 2007 folgte die Installation „pappenheim“ von Jan Klopffleisch, ein mobiles, aus Pappe gefertigtes Teehaus, das der Künstler in Japan an ungewöhnlichen Orten aufstellt; er lädt Vorbeikommende zum Tee und dokumentiert ihre Reaktionen. Während des Seminars stand dieses mobile Teehaus vor dem Eingang des JDZB. Die Stipendiaten konnten darin nicht nur auf einem Bildschirm die Dokumentation des Projektes, sondern auch japanischen Tee genießen. Im Jubiläumsjahr wird erstmals eine 2008 entwickelte Idee des DAAD Wirklichkeit: Stipendiaten aus dem Bereich Musik in das Seminarprogramm zu integrieren. Für den Festakt anlässlich der 10 Jahre Stipendiatenseminare gestalten die Stipendiaten Yamazaki Haruna (Gesang) und Oguchi Mana (Klavier) den musikalischen Rahmen.

Mit diesem 10. Tagungsband legt das JDZB eine beeindruckende Dokumentation des Wissenstandes junger Wissenschaftler vor. Über die Jahre hat sich damit eine auch qualitativ beachtenswerte Sammlung von rund 150 Aufsätzen ergeben.²

Das JDZB betont von Anfang an mit den Seminaren einen weiteren Aspekt der Vernetzung: Die Stipendiaten werden durch Hinzuladung externer Referenten und seit dem vierten Stipendiatenseminar (2001) durch Podiumsdiskussionen mit aktuellen Themen konfrontiert, beispielsweise beim letzten Treffen über die Erfahrungen und Chancen des Wissenschaftsaustausches mit Fachleuten und Entscheidungsträgern aus Politik (Auswärtiges Amt, Botschaft von Japan) und Wissenschaft (Alexander von Humboldt Stiftung, Wissenschaftskolleg zu Berlin oder aus dem Bonner Büro der Japan Society for the Promotion of Science). Die Entscheidungsträger lernen dabei die Stipen-

² Die bisher erschienenen Tagungsbände können beim JDZB in der Presse- und Öffentlichkeitsabteilung angefordert, die einzelnen Aufsätze aus den neueren Bänden können auch von der Homepage unter „Veröffentlichungen“/„Tagungsbände“ heruntergeladen werden.

diaten als Subjekte ihrer Wissenschaftspolitik kennen, sie sind nicht mehr rein abstrakte Zahlen. Die Stipendiaten wiederum können sich mit ihren Bedenken, Kritiken und Anregungen direkt an die Entscheidungsträger wenden. Idealerweise schaffen die Seminare so auch einen geschützten Bereich des gegenseitigen Austausches, der der Diskussion um die Gestaltung der Politik des Wissenschaftsaustausches den einen oder anderen Impuls zu geben vermag.³

Dem Anspruch der Vernetzung versuchen die Seminare also in drei Bereichen gerecht zu werden: einmal Stipendiaten aus verschiedenen kulturellen Kontexten (Japan, Korea und Deutschland) zusammenzubringen, einen (wissenschaftlichen) Austausch über die engen Fachgrenzen hinaus anzubieten und schließlich die Seminare und Stipendiaten nicht nur nach innen zu vernetzen, sondern auch nach außen Kontakte zu schaffen.

Auf Anregung des DAAD werden Vorträge und Diskussion seit 2007 simultan gedolmetscht (Deutsch-Japanisch). Die Stipendiaten aus Japan sind gehalten, ihren Vortrag in deutscher Sprache zu halten und sollen dies auch als Chance begreifen, in der Wissenschaftssprache ihres Gastlandes heimischer zu werden. Umgekehrt sind die deutschen Stipendiaten eingeladen ihren Vortrag auf Japanisch zu halten. Das Dolmetschen hat sich insbesondere in den Diskussionsrunden bewährt und dort zu einer lebhafteren Beteiligung der japanischen Stipendiaten geführt. 2008 kam versuchsweise die koreanische Verdolmetschung hinzu.

Die Beteiligung von Stipendiaten aus Korea selbst ist nach nun drei deutsch-japanisch-koreanischen Stipendiatenseminaren – eine weitere Anregungen des DAAD – noch nicht befriedigend, wenngleich das Thema Korea im Seminarprogramm schon stärker als bisher vertreten ist. An diesem Punkt sind weitere Anstrengungen notwendig. Positiv stimmt, dass sich aus dem Kreis der Stipendiaten eine Initiative gebildet hat, die versucht, Ideen für eine stärkere Vertretung von Stipendiaten aus Korea zu entwickeln. Diese Ideen werden DAAD und JDZB, wenn irgend möglich, für das kommende Stipendiatenseminar 2010 aufnehmen.

³ Exemplarisch ist hier die äußerst lebhafteste Diskussionsrunde mit Herrn VLR Hans-Jürgen Keilholz vom Auswärtigem Amt während des Seminars 2003 zu nennen, in der die Stipendiaten in Vorbereitung zum Deutschland in Japan Jahr 2005/2006 eine Fülle von Ideen entwickelten, mit denen sich Deutschland einem jungen Publikum in Japan präsentieren könnte.

In den letzten drei Jahren ist das Seminar vor allem quantitativ gewachsen. Eine Begrenzung ist nicht nur aus organisatorischen wie finanziellen Erwägungen notwendig. Im Vordergrund sollte stehen, die Qualität der Vorträge und Aufsätze zu verbessern. In Zeiten von Bachelor-Studiengängen, die oft kaum Zeit und Muße für den reflektierten Umgang mit Texten lassen, könnte das Seminar ein Angebot sein, erste wissenschaftliche Vorträge und Texte jenseits des prüfungsorientierten Studienalltages zu verfassen.

Wünschenswert wäre auch, dass sich das Seminar stärker als bisher als Werkstatt der Ideen und Projekte entwickelt. Ideal wäre, wenn sich aus den Seminaren heraus Stipendiaten zu (wissenschaftlichen) Projekten zusammenfänden und diese eigenständig weiterentwickelten. Das JDZB würde damit auch seiner Rolle als „Geburtshelfer“ gerecht und würde solche Bemühungen der Stipendiaten im Rahmen seiner Möglichkeiten unterstützen.

Dass die Stipendiatenseminare zu einer kleinen Erfolgsgeschichte werden konnten, ist dem Engagement aller Beteiligten zu verdanken: den Stipendiaten, die die Seminare maßgeblich zu dem gemacht haben, was sie heute sind, dem DAAD für die vertrauensvolle, beständige konzeptionelle, organisatorische und finanzielle Zusammenarbeit, den Sponsoren der Anfangszeit, der japanischen Firma DISCO Inc. und dem Freundeskreis des JDZB, der Botschaft von Japan, die sich oft nicht nur aktiv an den Podiumsdiskussionen beteiligt, sondern auch den einen oder anderen Empfang unterstützt, dem Hotel Ku'Damm 101, das im Jubiläumsjahr ein Get-together zum Kennenlernen der Stipendiaten gesponsert hat, dem Sprachendienst des JDZB für das Dolmetschen unter den herausfordernden Bedingungen völlig unterschiedlicher Vortragsthemen und für das geduldige Lektorat für die Tagungsbände, den Technikern des JDZB, die über all die Jahre für einen reibungslosen Tagungsablauf sorgen und schliesslich den beiden Praktikantinnen Katharina StremLOW (2008) und Aline Henninger (2009), die sich beide weit über das übliche Maß hinaus für das Seminar engagiert haben.

Auf die Entwicklung der Seminare in den nächsten 10 Jahren sind DAAD und JDZB gespannt.

Jörg REINOWSKI
Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin
Projektmanagement



Plenum

© Jan Verbeek



Workshop

© Jan Verbeek

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr? Faktor Alter und Zweitsprachenerwerb/Fremdsprachenlernen

ASANO Yuki
Ruhr-Universität Bochum
Tokyo University of Foreign Studies

1. Einleitung

Auch wenn man nie auslernt, vertritt dieses deutsche Sprichwort die Volksweisheit, dass man das, was man als Kind nicht gelernt hat, als Erwachsener oft nicht mehr lernen kann. Diese Vorstellung findet ihren Ausdruck in der Annahme einer kritischen Phase des Spracherwerbs, nach deren Abschluss sowohl die erste Sprache als auch weitere Sprachen nicht mehr *perfekt* erlernt werden können. Dieser Glaube findet sich in fremdsprachendidaktischen Argumenten von Politikern oder auch von Eltern zur Begründung für die Notwendigkeit, eine Fremdsprache möglichst früh zu erlernen (vgl. Grotjahn 2003, Marinova-Todd/Marshall/Snow 2001). Im vorliegenden Artikel soll diese Volksweisheit im Kontext des Zweitsprachenerwerbs und Fremdsprachenlernens¹ wissenschaftlich nachgegangen werden. Insbesondere wird auf die neurolinguistische Grundlage der Sprachfähigkeit als Erklärungshypothese zu den Altersschwellen für den Spracherwerb eingegangen.

¹ Krashen (1981) unterscheidet zwischen einem unbewussten Spracherwerb in einem natürlichen Umfeld und einem bewussten Sprachenlernen durch formellen Unterricht. In diesem Aufsatz werden die Begriffe „Erwerb“ und „Lernen“ in diesem Sinne verwendet. Die Diskussion, ob sich die beiden Prozesse strikt voneinander trennen lassen, ist im Hinblick auf den Mittelpunkt dieser Arbeit nicht relevant. Die Unterscheidung zwischen „Zweitsprache“ und „Fremdsprache“ lehnt sich an Henrici/Riemer (2007: 39) an. Der Begriff „Zweitsprache“ wird in der Regel dann gebraucht, wenn das Sprachenlernen in nicht-erstsprachlicher Umgebung erfolgt, während sich „Fremdsprache“ auf das Sprachenlernen dominant in erstsprachlicher Umgebung bezieht. Im letzteren Fall findet das Erlernen oft in unterrichtlich gesteuerter Form statt.

2. Forschungsfrage und -problematik

Die Frage, ob Sprachen nur innerhalb eines bestimmten Zeitraums erlernt werden können, geht auf Lennebergs Hypothese der kritischen Phase (Lenneberg 1967) zurück. Diese bezog sich ursprünglich auf den Erstspracherwerb und nimmt an, dass es eine kritische Phase für den muttersprachlichen Spracherwerb zwischen früher Kindheit und Pubertät gibt. Diese Annahme wurde im Zusammenhang mit der Plastizität des Gehirns in der Entwicklung erklärt, dass das Gehirn mit der Reife an Flexibilität und Fähigkeit zur Modifizierung verliert und dies der Grund für den mangelhaften Spracherwerb nach einem bestimmten Lebenszeitraum ist. Die Frage, ob Kinder generell bessere Sprachlerner sind und ob es tatsächlich eine solche kritische Phase gibt, wurde bisher in verschiedenen Fachbereichen (z. B. Sprachlehrforschung, Neurowissenschaft, Kognitivpsychologie) erforscht. Dabei wurde untersucht, ob Personen, die erst später eine Sprache lernen, muttersprachliche Sprachkompetenz erreichen können und ob und wie oft dies unter ähnlichen Bedingungen vorkommt.

Forschungsmethodologisch wurde dabei die Sprachkompetenz der Forschungsteilnehmer zumeist durch Bewertung von muttersprachlichen Experten und mithilfe von Sprachtests ausgewertet und festgestellt, ob sie muttersprachliches Niveau erfüllt. Die meisten von ihnen haben kurz vor oder nach der angenommenen kritischen Phase mit dem Zweitspracherwerb bzw. Fremdsprachenlernen angefangen (z. B. Loup et al. 1994, Bongaerts/Planken/Schlis 1995, Bongaerts/Mennen/van der Slik 2000, Birdsong 2004 usw.). Allerdings werden daraus oft nur sehr eingeschränkt vergleichbare Forschungsergebnisse gewonnen. Als Gründe dafür lassen sich neben der klassischen forschungsmethodologischen Problematik des Messinstruments sowie der Bewertungskriterien folgende angeben: Versucht man etwa eine Aussage wie „Kinder lernen besser Fremdsprachen als Erwachsene“ auszuwerten, sind, wie Grotjahn (2003: 32) anmerkt, die Präzisierung und die einheitliche Verwendung der Begriffe erforderlich: Wie unterscheiden sich „Kinder“ und „Erwachsene“ voneinander? Bezieht sich „besser lernen“ auf die Schnelligkeit des Erwerbs oder auf das letztendlich erreichte Sprachniveau? Vor allem für den Bereich der Phonetik gilt, dass das schwankende Konstrukt „muttersprachliches Niveau“ angesichts der Sprachvarianten in verschiedenen Regionen und Ländern schwer zu definieren ist. Weiterhin sind einige Definitionen unklar formuliert, z. B. die Definition des Anfangsalters. Einige

beziehen die Definition auf den Erstkontakt mit der Sprache, andere hingegen meinen damit den Zeitpunkt der Einreise in das Land der Zielsprache. Darüber hinaus ist leicht nachzuvollziehen, dass die interindividuellen Unterschiede bei Erwachsenen mit zunehmenden Altern viel größer als bei Kindern sind. Es ergeben sich – wie zu erwarten – eine Fülle von höchst individuellen Spracherwerbsbiographien und grundsätzlich lassen sich Individuen nie miteinander vergleichen, weil jeder schon vom ersten Lebenstag an individuell anders geprägt wird². Des Weiteren bezieht sich die Mehrheit der Studien auf den natürlichen Zweitsprachenerwerb, deren Ergebnisse sich schwer auf den Fremdsprachenlernkontext im Unterricht übertragen lassen.

3. Empirische Befunde

Nichtsdestotrotz liegen bereits empirisch gesicherte Schlussfolgerungen vor (Grotjahn 2003, Singleton/Ryan 2004, Molnár/Schlak 2005). Erstens, es gibt keine allumfassende kritische Periode für alle sprachlichen Ebenen. Deshalb sollte die Sprachkompetenz in verschiedene Teilbereiche unterteilt und untersucht werden. Verschiedene empirische Studien (Beispiele w. o.) zeigen, dass das Zeitfenster für den phonetisch-phonologischen Bereich, d. h. für die Aussprache, am frühesten abgeschlossen wird. Bereits etwa ab dem sechsten Lebensjahr ist eine deutliche Abnahme der Wahrscheinlichkeit festzustellen, dass der Lerner einmal ein muttersprachliches Fähigkeitsprofil erreicht (Grotjahn 2003: 34). Neurowissenschaftliche Studien weisen darauf hin, dass die Fähigkeit zur Unterscheidung von Phonemen³ bei Geburt in allen Sprachen offen vorhanden ist, dass sie aber bereits im Laufe des zweiten Lebensjahrs verloren geht (Nitsch 2008: 2). Das ist übrigens auch der Grund dafür, warum japanische Deutschlernende, die nach diesem Lebensjahr mit dem Deutschlernen angefangen haben, oft Schwierigkeiten haben, die deutschen Phoneme „r“ und „l“ zu unterscheiden. Eine Sprache akzentfrei zu sprechen, lernt man

² Die Einflussfaktoren sind z. B. Erwerbskontext, die Dauer des Sprachkontakts, typologische Verwandtschaft zwischen Muttersprache und Fremd- bzw. Zweitsprache (Grotjahn 2003: 34).

³ Unter einem Phonem versteht man die kleinste bedeutungsunterscheidende Einheit in einem Sprachsystem, die durch minimale Paare definiert werden. Im Deutschen haben die Wörter „Säule“ und „Säure“ verschiedene Bedeutung, weil Phonem „l“ und „r“ als unterschiedliche Phoneme repräsentiert werden. Im Japanischen hingegen gibt es diese Unterscheidung nicht.

umso besser, je früher man damit anfängt. Auch der Erwerb des morphologisch-syntaktische Teils (Grammatik) wird mit zunehmendem Alter mühsamer. Einige Studien (z. B. Patkowski 1980, Scovel 2000, Singleton 2001) deuten darauf hin, dass die Beherrschung der Grammatik oft mangelhaft bleibt, wenn eine Sprache erst nach der Pubertät gelernt wird, und dass eine kritische Phase für den Bereich im 5. bis 6. Lebensjahr liegt. Der semantisch-lexikalische sowie pragmatische Bereich (Wortschatz und Sprachverständnis sowie angemessenes sprachliches Handeln) werden zeitlebens erweitert. Dies lässt sich leicht nachvollziehen angesichts der Tatsache, dass Erwachsene ständig neue Wörter und Ausdrücke in ihrer Muttersprache lernen können.

Was die Schnelligkeit des Erwerbs anbelangt, erwerben Erwachsene Sprachen vor allem unter Unterrichtsbedingungen schneller als Kinder. Für den Bereich der Aussprache ist das jedoch nicht der Fall. Der Anfangsvorteil von Erwachsenen scheint auch im morphosyntaktischen Bereich zumindest im Fall des ungesteuerten Erwerbs nicht sehr lange anzuhalten. Im Bereich der Lexik und Pragmatik sind dagegen Erwachsene aufgrund ihrer größeren kognitiven Fähigkeiten sowie ihres größeren Weltwissens auch langfristig im Vorteil (vgl. Grotjahn 2003: 33).

Wie immer gibt es auch einige Ausnahmen, die die strikte Vorstellung einer kritischen Phase in Frage stellen. So können auch einige Erwachsene durch gezieltes Training eine sehr authentische Aussprache erlangen. Angesichts dieser wenigen Ausnahmen ist es sehr wohl realitätsnah, statt eines strikten Zeitfensters sensible Phasen für die einzelnen Teilbereiche anzunehmen (vgl. Grotjahn 2003, Nitsch 2008 usw.). Die Einflussfaktoren, die erklären, warum es solche erfolgreichen Lerner gibt, die erst nach der Pubertät mit dem Fremdsprachenlernen angefangen haben und in der Sprache muttersprachliches Niveau erlangt haben, sind z. B. der Grad der Sprachverwandtschaft zwischen Mutter- und Fremdsprache, hohe Aufmerksamkeit und Bewusstsein über den Spracherwerb, Kontakt zur zu erlernenden Sprache, Motivation, Sprachlerneignung (vgl. Molnár/Schlak 2005, zur Sprachlerneignung siehe Schlak 2008).

4. Erklärungshypothesen

Diese Reihe von Unterschieden zwischen dem Spracherwerb bzw. Lernen einer Sprache bei Kindern und Erwachsenen und die Existenz einer kritischen oder sensiblen Phase lassen sich mithilfe der im Folgenden angeführten Hypothesen erklären (Singleton 2001, Grotjahn 2003). Meines Erachtens sind diese drei Hypothesen eng mit dem neuronalen Zusammenhang zu sehen. Hier stehen daher die neurowissenschaftlichen Argumente im Mittelpunkt:

- Neurolinguistische Reifungsprozesse
- Veränderungen in den kognitiven Verarbeitungsprozessen
- Veränderungen in affektiv-motivischen und psychosozialen Merkmalen

(Grotjahn 2003: 34)

Die Funktionsträger in unserem Gehirn sind die Nervenzellen. Bei Geburt sind Nervenzellen schon im Überfluss vorhanden und neue können grundsätzlich nicht mehr gebildet werden (Nitsch 2007: 49). Diese neuronalen Netzwerke schaffen die biologische Grundlage, die als Voraussetzung für kognitive Prozesse angesehen werden (vgl. Singer 1999, Fries 2005). Sie sind anatomisch präformiert, treten aber in Aktion, wenn Nervenzellen innerhalb des Netzwerkes aktiv sind. Dabei werden weniger benötigte Nervenbahnen zurückgebildet. Aus diesem Grund ist es zunächst wichtig, nach der Geburt möglichst viele Verbindungen aufzubauen, die dann erhalten bleiben (vgl. Squire et al. 2003: 252).

Diese Veränderung der neuronalen Netzwerke erfolgt durch Stimuli, die durch Kommunikation mit der Außenwelt entstehen. Das Gehirn stellt sich als Kommunikationssystem dar, das sich an die Außenwelt anpasst. Dieser Prozess wird als Lernen im neurowissenschaftlichen Sinne verstanden (vgl. Nitsch 2007). Das Lernen beruht auch auf einem ökonomischen Grund. Abgeschlossene Lernprozesse verlaufen immer durch die dafür modifizierten neuronalen Netzwerke, die das in multimodalen Hirnfeldern gespeicherte Wissen miteinander verbinden. Diese Netzwerke sind für bestimmte Prozesse zuständig und je häufiger sie aktiviert werden, desto stabiler werden sie und umso schneller wird die Verarbeitungszeit. Im Vergleich zu einer neuen Verarbeitung, der das Gehirn noch nie begegnet ist, werden bei abgeschlossenen Lernprozessen nur reduzierte Nervenzellen sowie dementsprechende Hirnareale aktiviert (vgl. Erickson et al. 2007). Die

Modifizierbarkeit der neuronalen Netzwerke, mit anderen Worten, die neuronale Plastizität, ermöglicht so die Leistungsoptimierung. Allerdings ist diese Fähigkeit nicht lebenslang gleichbleibend aktiv, sondern nimmt mit zunehmendem Alter deutlich ab. Der neurowissenschaftlichen Erklärungshypothese liegt diese Abnahme der Plastizität des Gehirns aufgrund einer selektiven Stabilisierung neuronaler Verbindungen zugrunde. In der frühen Kindheit werden dank dieses größeren Vermögens Sprachen leichter erworben.

Nach aktuellem neurowissenschaftlichen Forschungsstand ist diese Hypothese jedoch kritisch zu sehen. Er deutet darauf hin, dass diese Hirnentwicklung nie abgeschlossen und das Gehirn lebenslang durch geeignete Reize modifizierbar ist. Zwar entwickeln sich einzelne Sprachkomponenten in einer zeitlichen Abfolge, die prinzipiell mit der Hirnentwicklung korreliert (vgl. Nitsch 2008), aber die Annahme einer sensiblen Phase statt einer kritischen Phase ist auch hier angebracht. Das Zeitfenster schließt nicht abrupt, es ist vielmehr ein allmählicher Prozess. Auch nach der Schließung kann die Entwicklung durch andere kognitive oder biologische Fähigkeiten ergänzt oder ausgebaut werden, um mögliche Defizite zu kompensieren (ebd.). Dies erklärt wiederum, warum einige Personen trotz ihres hohen Alters Sprachen auf die muttersprachliche Art erlernen können.

Alle Sprachverarbeitungsprozesse sind auf allgemeine kognitive Verarbeitungsprozesse⁴ zurückzuführen. Die im vorangegangenen Abschnitt dargestellte Entwicklung neuronaler Netzwerke erklärt auch die Veränderungen in unseren kognitiven Verarbeitungsprozessen. Bei der zweiten Erklärungshypothese handelt es sich darum, dass aufgrund der unterschiedlichen kognitiven Fähigkeiten Kinder und Erwachsene Sprachen auf andere Art und Weise erwerben. In der Entwicklungspsychologie hat der Schweizer Psychologe Jean Piaget das Gebiet der kognitiven Entwicklung stark geprägt. Er zeigt, wie sich die kognitive Entwicklung stufenweise in verschiedenen Phasen vollzieht und wie die sprachliche und die kognitive Entwicklung eng miteinander verknüpft sind (zur weiteren Ausführung s. Astington 2000). Kinder lernen vor allem durch implizite und induktive Prozesse (unfokussiertes Lernen), Erwachsene vor allem durch explizite Problemlösungsstrategien (fokussiertes Lernen) (vgl. Grotjahn 2003: 35, Nitsch 2008: 8).

⁴ Kognition umfasst die Funktionen wie Wahrnehmen, Denken, Erinnern und Sprechen, die mit der menschlichen Erkenntnis- und Informationsverarbeitung in Zusammenhang stehen (vgl. Schwarz 2008).

Die Hirnentwicklung ist durch individuelle Erfahrungen mit der Umgebung geprägt und unterliegt damit soziokulturellen sowie damit verbundenen emotional-psychologischen Einflüssen. Aus diesem Grund stellt sich der Spracherwerb als ein höchst individueller Prozess dar, er erfolgt vor dem Hintergrund eines sozial-emotionalen Geschehens (vgl. Motsch 1995, 252–261).

Hier ist wieder auf Piagets Theorie zu verweisen. In der formal-operationalen Phase (z. B. Piaget 1972, 1990), die sich etwa im 11. bis 12. Lebensjahr vollzieht, nimmt das egozentristische Denken ab und durch die Wahrnehmung der Anderen werden das Selbstkonzept und der Selbstwert in Frage gestellt. Dies erklärt die Veränderung der Persönlichkeit in der Pubertät. Erwachsene, die diesen Prozess durchlaufen haben, identifizieren sich mit ihrer Muttersprache und sind oftmals weniger bereit, eine neue Identität anzunehmen. Kinder besitzen hingegen generell ein größeres Einfühlungsvermögen und sind neuen Kulturen gegenüber offener. Das Erlernen neuer Sprachen erweitert einerseits den Horizont, andererseits wird auf der emotionalen Ebene an sich gezweifelt, denn das Sprachenerlernen ist eng mit der Veränderung emotionaler und soziokultureller Aspekte verbunden (vgl. Tracy 2007). Grotjahn (2003: 33f.) weist auf die Wichtigkeit einer existenziellen Sozialisationsvoraussetzung für ein letztendlich hohes Sprachniveau. Vor allem für die Aussprache spielen affektiv-motivische Aspekte, wie z. B. die Motivation im Hinblick auf die Zugehörigkeit zur Gesellschaft der zu erlernenden Sprache, eine entscheidende Rolle. Der Erwerb einer muttersprachlichen Aussprache wird aus psychologischer Sicht als wichtiges Mittel zur Sozialisation angesehen. Die soziokulturellen Erkenntnisse erklären auch das oft diskutierte Problem, dass Kinder mit Immigrationshintergrund oft Schwierigkeiten haben, die Sprache des Umfeldes bis auf ein hohes Niveau zu erlernen. Bei ihrer Sprachförderung sollte man sich nicht nur auf die Sprache selbst konzentrieren, es sollten auch ihre soziokulturellen und psychologischen Faktoren in Betracht gezogen werden.

Darauf dass der Spracherwerb seinen Ursprung im Soziokulturellen hat, verwies auch der russische Entwicklungspsychologe Lew Wygotsky. Sprache hat nach Wygotsky (1971, 1987) zweierlei Aufgaben: zum einen, die kognitiven Fähigkeiten zu entwickeln und zu strukturieren (= *intrapersonale* Funktion), zum anderen die Kommunikation mit anderen Personen, also in der umgebenden Gesellschaft, zu ermöglichen (= *interpersonale* Funktion) (zu Wygotskys soziokultureller Entwicklungstheorie siehe z. B. Meadows 2003). Kinder setzen

sprachliche Aktivität als Mittel zur sozialen Kontaktaufnahme und zum Ausdruck von Emotionen ein, d. h. ohne sozialen und emotionalen Kontakt mit engen Bezugspersonen lernen sie die Sprache nicht. Auch Neurowissenschaftler weisen darauf hin, dass die Hirnentwicklung durch gesellschaftliche Gegebenheiten geprägt wird, und dass sich die muttersprachliche Art des Spracherwerbs auf der Basis von Kommunikation mit Bezugspersonen vollzieht (vgl. Oerter/Montada 2002, Nitsch 2008)

5. Früher Zweitspracherwerb und kognitive Leistung

Ein Argument für die frühe Einführung einer Fremdsprache in der Schule ist, dass früher Zweitspracherwerb nicht nur Auswirkungen auf die Möglichkeit hat, Sprachen auf muttersprachliche Art und Weise zu erwerben und dadurch am Ende ein hohes Sprachniveau zu erreichen, sondern auch, dass dies zu Vorteilen in der Entwicklung weiterer kognitiver Fähigkeiten führt. Werden Sprachen früh gelernt, wird in Sprachverarbeitungsprozessen ihr ausgedehntes frontales und präfrontales Areal unter Einschluss des Broca-Zentrums⁵ aktiviert (vgl. Nitsch 2008: 4). Es ist evident, dass mehrsprachige Kinder früh damit konfrontiert werden, dass ein Objekt mit mehreren Wörtern benannt wird und dass es für die Beschreibung von Konzepten unterschiedliche sprachliche Möglichkeiten gibt. Diese frühe präfrontale Aktivierung durch komplexe Gedanken führt zu einem Entwicklungsvorsprung bei kognitiven Fähigkeiten, z. B. Problemlösungsstrategien oder Wahrnehmungs- und Verarbeitungsfähigkeiten. Ein weiterer Vorteil ist, dass sich früher Zweitspracherwerb auf den Erwerb weiterer Sprachen positiv auswirkt. Empirische Studien belegen, dass Kinder, die vor dem 3. Lebensjahr zwei Sprachen, eine dritte Sprache erst später, nach dem 9. Lebensjahr erworben haben, bei narrativen Aufgaben in allen drei Sprachen das gleiche Feld innerhalb des Broca-Zentrums aktivieren, während spät-Mehrsprachige, die vor dem 9. Lebensjahr nur eine Sprache erworben haben, in jeder Sprache unterschiedliche Felder innerhalb des Broca-Zentrums aktivieren (Nitsch 2008: 4). Das ist ein Beleg dafür, dass die neuronalen Netzwerke, die durch den frühen Zweitspracherwerb aufgebaut wurden, viel komplexer sind und für weitere Sprachen zur Verfügung stehen

⁵ Das Broca-Zentrum befindet sich in einer Region seitlich am linken Stirnlappen und ist für die Sprachproduktion zuständig. Zur Ausführung siehe Vater (2002).

können. Dies ist ein Indiz dafür, warum es frühen Mehrsprachigen häufig leichter fällt, weitere Sprachen zu lernen als einem einsprachig Aufgewachsenen (ebd.).

6. Schlussfolgerung

Dass Kinder Sprachen leichter und besser als Erwachsene erlernen, wurde durch empirische Forschung im Bereich der Aussprache belegt. „Gerade beim Englischen, das von vielen Lernern vor allem als Lingua franca verwendet wird und das sich zudem durch eine Vielzahl mehr oder minder akzeptierter Varietäten auszeichnet“ (Grotjahn 2003: 38), spielt dieser Vorteil des Fremdsprachenfrühbeginns, der für den Bereich der Aussprache zutrifft, eher eine unbedeutende Rolle. Vielmehr wäre er in Hinblick auf diesen Vorteil bei anderen Sprachen sinnvoll, deren korrekte Aussprache gesellschaftlich eine wichtigere Rolle spielt.

Nichtsdestotrotz zeigen neurowissenschaftliche Studien, dass sich der frühe Zweitspracherwerb nicht nur auf das weitere Fremdsprachenlernen, sondern auch auf die Entwicklung kognitiver Fähigkeiten positiv auswirkt. Er stellt sich also hinsichtlich der Hirnaktivierung ausschließlich positiv dar. Sowohl neurolinguistische als auch psycho-kulturelle Erklärungshypothesen deuten an, dass interaktive Bedingungen vor allem beim frühen Zweitspracherwerb vorhanden sein müssen, weil das „Lernen“ im Sinne von Hirnentwicklung in einen soziokulturellen Kontext eingebettet stattfindet. Diese Erkenntnisse sind im Hinblick auf die Entwicklung didaktischer Konzepte für Schulen oder für die Sprachförderung von Belang.

Literaturverzeichnis

- Astington, J. W. (2000): *Wie Kinder das Denken entdecken*. München, Basel: Reinhardt.
- Birdsong, D. (2004): “Second Language Acquisition and Ultimate Attainment.” In: Davies, A./Elder, C. (eds.): *The Handbook of Applied Linguistics*. London: Blackwell, 82–105.
- Bongaerts, T./Planken, B./Schils, E. (1995): “Can Late Learners Attain a Native Accent in a Foreign Language? A Test of the Critical Period Hypothesis.” In Singleton, D./Zolt, L. (eds.):

- The Age Factor in Second Language Acquisition*. Clevedon: Multilingual Matters, 30–50.
- Bongaerts, T./Mennen, S./van der Silk, F. (2000): *Authenticity of Pronunciation in Naturalistic Second Language Acquisition. The Case of Very Advanced Late Learners of Dutch as a Second Language*. *Studia Linguistica*. 54, 298–308.
- Erickson, K. I./Colcombe, S. J./Wadhawa, R./Bherer, L./Peterson, M. S./Scalf, P. E./Kim, J. S./Alvarado, M./Kramer, A. F. (2007): “Training-Induced Functional Activation Changes in Dual-Task Processing: an fMRI Study.” In: *Cerebral Cortex* 17/1, 192–204.
- Fries, P. (2005): “A Mechanism for Cognitive Dynamics: Neuronal Communication through Neuronal Coherence.” In: *Trends Cognitive Sciences* 9, 474–480.
- Grotjahn, R. (2003): „Der Faktor ‚Alter‘ beim Fremdsprachenlernen: Mythen, Fakten, didaktisch-methodische Implikationen“. In: *Deutsch als Fremdsprache*, 40/1, 32–41.
- Henrici, G./Riemer, C. (2007): „Zweitsprachenerwerbsforschung“. In: Bausch, K.-R./Christ, H./Krumm, H.-J. (Hrsg.): *Handbuch Fremdsprachenunterricht*. 5. Auflage. Tübingen, Basel: A. Francke, 38–42.
- Krashen, S. D. (1981): *Principles and Practice in Second Language Acquisition*. London: Prentice-Hall International.
- Marinova-Todd, S. H./Marshall, D. B./Snow, C. E. (2001): “Three Misconceptions about Age and L2 Learning.” In: *TESOL Quarterly*. 34/1, 9–34.
- Lenneberg, E. H. (1967): *Biological Foundations of Language*. New York.
- Loup, G./Boustagui, E./El, T. M./Moselle, M. (1994): “Reexamining the Critical Period Hypothesis: A Case Study in a Naturalistic Environment.” In: *Studies in Second Language Acquisition*, 16, 73–98.
- Meadows, S. (1993): *The Child as Thinker. The Development and Acquisition of Cognition in Childhood*. London, New York: Routledge.
- Molnár, H./Schlak, T. (2005): „Zum Zusammenhang von Alter und Aussprachekompetenz. Die kritische Periode des Ausspracherwerbs im Lichte neuer Forschungsergebnisse“. In: *Fremdsprachen und Hochschule*, 73, 70–99.

- Motsch, H.-J. (1995): „Emotionales Lernen in der Sprachtherapie – Luxus oder Notwendigkeit?“ In: *Logos Interdisziplinär* 3/4, 152–261.
- Nitsch, C. (2007): „Mehrsprachigkeit: eine neurowissenschaftliche Perspektive.“ In: Anstatt, T. (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit bei Kindern und Erwachsenen. Erwerb, Formen, Förderung*. Tübingen: Attempto, 47–68.
- Nitsch, C. (2008): „Mehrere Sprache in einem Gehirn – wie soll das funktionieren?“ In: Schlussbericht der Netzwerktagung 9 „Immersion an der Sekundarstufe zweisprachige Maturität, am 7. März 2008. Weiterbildungsgruppe Immersion wbz cps in Zusammenarbeit mit Untergruppe Immersion der Arbeitsgruppe Sprachen nw edk, 1-5. Im Internet verfügbar unter: http://www.wbz-cps.ch/Download.cfm/schlussbericht_Netzwerktagung%20Immersion.pdf?ID=179&Type=2&status=w (Letzter Abruf am 29.11.09).
- Oerter, R./Montada, L. (Hrsg.) (2002): *Entwicklungspsychologie*. [Lehrbuch]. Weinheim: Beltz PVU.
- Patkowski, M. S. (1980): “The Sensitive Period for the Acquisition of Syntax in a Second Language.” In: *Language Learning* 30/80, 449–472.
- Piaget, J. (1972): *The Psychology of the Child*. New York: Basic Books.
- Piaget, J. (1990): *The Child's Conception of the World*. New York: Littlefield Adams.
- Schlak, T. (2008): „Fremdsprachenlerneignung: Tabuthema oder Forschungslücke? Zum Zusammenhang von Fremdsprachenlerneignung, Fremdsprachenlernen und Fremdsprachenvermittlung.“ In: *Zeitschrift für Fremdsprachenforschung*, 19/1, 3–30.
- Schwarz, M. (2008): *Einführung in die Kognitive Linguistik*. 3. Auflage. Tübingen: A. Francke.
- Scovel, T. (2000): “A critical review of the critical period research.” In: *Annual Review of Applied Linguistics* 20, 213–223.
- Singer, W. (1999): “Neuronal Synchrony. A Versatile Code of the Definition of Relations?.” In: *Neuron* 24, 49–65.
- Singleton, D. M. (2001): “Age and Second Language Acquisition.” In: *Annual Reviews of Applied Linguistics* 21, 77–89.
- Singleton, D. M./Ryan, L. (2004): *Language Acquisition. The Age factor*. 2nd edition. Clevedon: Multilingual Matters.

- Springer, S. P./Deutsch, G. (1998): *Linkes – rechtes Gehirn*. 4. Aufl. Heidelberg: Spektrum Akad. Verl. (Spektrum-Lehrbuch).
- Squire, L. R./Bloom, F. E./McConnell, S. K./Roberts, J. L./Spitzer, N. C./Zigmond, M. J. (2003): *Fundamental Neuroscience*, 2nd edition. San Diego, Academic Press.
- Tracy, R. (2007): *Wie Kinder Sprachen lernen und wie wir sie dabei unterstützen können*. Tübingen: Francke.
- Vater, H. (2002): *Einführung in die Sprachwissenschaft*. 4., vollst. überarb. und erw. Aufl. München: W. Fink.
- Wygotski, L.S. (1971): *Denken und Sprechen*. 3. Aufl. Frankfurt: S. Fischer Verlag.
- Wygotski, L.S. (1987): *Ausgewählte Schriften. Band 2: Arbeiten zur psychischen Entwicklung der Persönlichkeit*. Köln: Pahl-Rugenstein.

Eigenheimpolitik in den 1950er Jahren und Katholizismus

ASHIBE Akira
Universität Bonn
Universität Tōkyō

1. Einleitung

Deutschland hat die Modernisierung Japans seit der Meiji-Zeit in mehreren Bereichen beeinflusst und nun sehen sich beide Länder mit der gemeinsamen Problematik des Umbaus des Sozialstaates konfrontiert. Um eine Lösung für diese Problematik zu finden, ist es sinnvoll, zuerst die historische Wurzel und den Entwicklungsprozess des Sozialstaates zu erklären.

Die Basis des westdeutschen Sozialstaates wurde unter der von Konrad Adenauer geführten christlich-demokratischen Regierung geschaffen. In der westdeutschen Gesellschaft der 1950er Jahre war der Katholizismus einflussreich und die damalige Sozialpolitik wurde von der katholischen Soziallehre stark geprägt. Dies wird an der Wohnungspolitik besonders deutlich.

Jede Wohnform steht in engem Zusammenhang mit Lebensstil, Arbeitsweise und Familienform. An einer durch staatliche Maßnahmen geförderten Wohnform lässt sich immer auch das von zeitgenössischer Ideologie geprägte Menschenbild ablesen. In den 1950er Jahren setzten sich vor allem Eigenheim- und Kleinsiedlungsbaupolitik durch. In diesem Beitrag wird kurz vorgestellt, wie die katholische Soziallehre und die von ihr abgeleiteten Gedanken diese Politik geprägt haben.

Die Geschichte der deutschen Sozialpolitik im Allgemeinen wurde in Japan bereits umfassend erforscht. Dabei wurde allerdings bisher die historische Untersuchung des Sozialstaates christlich-demokratischer Prägung überwiegend vernachlässigt. Dies ist vermutlich damit zu erklären, dass Japan, trotz seines engen Kontakts mit westlichen Ländern, keine christliche Nation ist. Deshalb möchte ich hier einen Ausschnitt aus meiner Forschung vorstellen.

Darüber hinaus würde ich mich sehr freuen, wenn ich mit anderen Teilnehmern diskutieren könnte, wie die Geschichte der 1950er Jahre auf die bereits in der säkularisierten Gesellschaft lebenden jungen Deutschen wirkt und welche Vergleichsmöglichkeit zwischen Deutschland und Japan (und eventuell Südkorea, wo mehr Christen als in Japan leben) bezüglich des Zusammenhangs zwischen sozioökonomischer Ordnung und religiöser Ethik besteht.

Im Folgenden werden zunächst der Verlauf der Wohnungspolitik der 1950er Jahre und anschließend der Einfluss des Katholizismus skizziert.

2. Wohnungspolitik der Bundesrepublik in den 1950er Jahre¹

Die Geschichte der Bundesrepublik begann mit einer Wohnungsnot, die durch den Zweiten Weltkrieg verursacht worden war. Das Wohnungsdefizit betrug 1950 4,8 Mio. Maßnahmen, für die Ausgebombten, Evakuierten, und Vertriebenen Wohnungen zu besorgen, standen im Mittelpunkt der Sozialpolitik der frühen Bundesrepublik.

Dazu wurde 1950 das Erste Wohnungsbaugesetz im Parlament einstimmig verabschiedet, womit der öffentlich geförderte Wohnungsbau, der „Sozialer Wohnungsbau“ genannt wurde, begann.

Durch den sozialen Wohnungsbau fand eine größere quantitative Versorgung mit Wohnungen statt als die Zeitgenossen erwarteten. Dadurch entstand politischer Spielraum und es konnte diskutiert werden, auf welche Wohnform das Hauptaugenmerk der Politik gelegt werden sollte.

Dabei setzte die SPD Primär auf den Mietwohnungsbau, während die CDU den Eigenheimbau bevorzugte. Im Ergebnis hat sich die Eigenheimpolitik der CDU durchgesetzt. Dafür war das Zweite Wohnungsbau- und Familienheimgesetz von 1956 (2. WoBauG) besonders wichtig. In diesem Gesetz wurde das Eigenheim als Wohnhaus zur Eigennutzung im privaten Eigentum möglichst mit Garten definiert und in der Folgezeit zusammen mit dem Kleinsiedlungsbau bevorzugt staatlich gefördert.

¹ Als Standardwerke über Wohnungspolitik der 1950er Jahre: Schildt/Sywottek, 1988; Schulz 1994; Flagge, 1999; zum aktuellen Forschungsstand vgl. Wagner-Kyora, 2005, Bd. 3, S. 839–883.

3. Konzeptionelle Grundlagen der Eigenheimpolitik

Um die konzeptionellen Grundlagen dieser Eigenheimpolitik zu erklären, muss die Aufmerksamkeit den CDU-Politiker Paul Lücke gerichtet werden, den in den 1950er Jahren das Eigenheimkonzept der CDU vertrat und als Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Wiederaufbau und Wohnungswesen die Gesetzgebung des 2. WoBauG initiiert hat.²

Er selbst war stark geprägt vom Katholizismus und stand auch bei der Gesetzgebungsarbeit mit dem katholischen Milieu in Verbindung, weshalb dessen Vertreter auf die damalige Wohnungspolitik großen Einfluss hatten. Sie waren an der Bearbeitung des Gesetzesentwurfs 1952/53 beteiligt und haben bis zu dessen Verabschiedung 1956 mitgearbeitet.

Auch der damalige Bundeskanzler Konrad Adenauer hat sich an der Kundgebung des „Altenberger Programms“ 1951 beteiligt, das als erster Schritt der Eigenheimpolitik der Nachkriegszeit bezeichnet werden kann.³

4. Eigenheimpolitik und Katholizismus

4.1. Eigenheimpolitik als Familienpolitik

Die Eigenheimpolitik hat zwei Charakteristika: Zum einen kann man diese Politik als Familienpolitik bezeichnen. Auffällig ist die neue Terminologie „Familienheim“, die ins 2. WoBauG eingeführt wurde. Bei der Gesetzgebungsarbeit im katholischen Milieu standen die Schlagwörter wie „Familienheim“ und „familiengerechte Wohnung“ im Mittelpunkt. Der Katholizismus der 1950er Jahre hat die Bedeutung der Familie als Einheit der Sozialordnung hervorgehoben und strebte

² Nachlass von Paul Lücke liegt im Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP) vor [Bestand Nr. I-077]; zu Beratungen des 2. WoBauG liegen die Protokolle der Bundestagsausschüsse im Parlamentsarchiv des Deutschen Bundestages (PA) vor [Bestand Nr. II/272, A1-A6 sowie B1-B5].

³ „Breitesten Schichten Eigentum an Wohnungen zu schaffen, das ist heute die Aufgabe.“ Referate und Reden des Altenberger Treffens und der öffentlichen Kundgebung im Plenarsaal des Bundeshauses am 22. September 1951 (veranstaltet vom Kreis „Ehe und Familie“ der deutschen Katholikentage), Frankfurt a. M. 1951.

danach, sein Familienbild in die Wohnungspolitik zu bringen⁴.

Diesbezüglich war der 1953 gegründete Familienbund der Deutschen Katholiken von großer Bedeutung, dessen Präsidium Paul Lück angehörte. Er erklärte sein Konzept auf einer Kundgebung des Verbandes. Nach seiner Meinung trägt diese Wohnform dazu bei, die durch die Nachkriegswirren auseinandergerissenen Familien wieder zusammenzuführen und kinderreiche Familien zu schaffen.⁵

Außerdem wurden die psychologischen Aspekte des Eigenheimes betont. Oswald von Nell-Breuning, führender Wissenschaftler der katholischen Soziallehre, erarbeitete als Mitglied des Beirats beim Bundeswohnungsbauministerium ein Gutachten „zur Frage der familiengerechten Wohnung“ und hat sich zur Wohnform des Eigenheims geäußert. Durch das Bewusstsein, dass das Haus dem Vater gehört, wird den Kinder die väterliche Autorität vor Augen geführt, was zur Stärkung des inneren Familienzusammenhaltes und damit zur Verwurzelung der Familie in der größeren Gemeinschaft beiträgt.⁶

4.2. Eigenheimpolitik als Eigentumspolitik

Man kann die Eigenheimpolitik aber auch als Maßnahme der Eigentumspolitik verstehen, die es breiten Schichten ermöglichen sollte, Eigentum an Grund und Boden zu besitzen, womit eine staatstragende Mittelschicht geschaffen werden sollte.

Paul Lücke argumentierte, nur wenn es gelinge, eine breite staatstragende Schicht von Kleineigentümern zu schaffen, gelinge es auch, den „Vermassungserscheinungen“ im deutschen Volke zu widerstehen. Er bezeichnete die Eigenheimpolitik als Kernstück einer solchen Sozialreform.⁷ Auffällig ist, dass er dabei häufig die Bedrohung durch den Kollektivismus erwähnte. Daraus kann man ablesen, dass das Ziel dieser Eigentumspolitik auch vom Kalten Krieg geprägt war.

⁴ Rölli-Alkemper, 2000; Kuller, 2004.

⁵ „Gebt der Familie Raum. Sichert das Familienheimgesetz!“ Manuskript der Rede auf der Kundgebung der vereinigten Familienorganisation am 27.1.1956, ACDP I-077-052/1.

⁶ Nell-Breuning, Leitsätze über „familiengerechte“ Wohnungen, in: Ders., 1956, Bd.1, S. 367–368 [Wiederabdruck des Aufsatzes in *Michael: katholische Wochenzeitung*, Jg. 10 Nr. 49, 7.12.1952].

⁷ „Die Wohnungsbaupolitik 1956. Was bringt das Zweite Wohnungsbaugesetz?“ Sonderdruck des Infoblatts „Zentral-Mitteilungs-Dienst“ (Familienbund der Deutschen Katholiken) am 20.12.1956, ACDP I-077-052/1.

Die geistigen Grundlagen dieser Eigentumspolitik gehen auf zwei Sozialenzykliken „Rerum novarum“ von 1891 und „Quadragesimo anno“ von 1931 zurück. Diese haben als Antwort auf den Sozialismus die Sozialreform durch Vermögensbildung gefordert.

Wichtig ist, dass Oswald von Nell-Breuning einer der Verfasser der Enzyklika „Quadragesimo anno“ war und mit der katholischen Soziallehre die Notwendigkeit des Eigenheims begründete.⁸

Unter anderem betont die katholische Soziallehre den engen Zusammenhang zwischen persönlicher Freiheit, Selbstbestimmung und dem Recht auf Privateigentum⁹. Auch auf der Praxisebene kann man den Einfluss dieses Gedankens ablesen: Dadurch, dass man sich um sein Eigentum an Wohnhaus, Grundstück und Garten kümmert, wird das Verantwortungsgefühl gestärkt¹⁰.

5. Kleinsiedlungsbau im katholischen Milieu

Der Kleinsiedlungsbau wurde im katholischen Milieu bevorzugt. Hierfür relevant ist Nikolaus Ehlen, ein Freund Paul Lückes und Pionier der Kleinsiedlungsbewegung.¹¹

Nikolaus Ehlen strebte an, den Siedlungsbau durch Selbsthilfe und gemeinschaftliche gegenseitige Unterstützung zu leisten. Ihm wird zugeschrieben, dass die in den Sozialenzykliken genannten Prinzipien „Solidarität“ und „Subsidiarität“ und der daraus abgeleitete Gedanke von der „Hilfe zur Selbsthilfe“ in die Praxis umgesetzt wurden.

6. Schlussfolgerung

Die Eigenheimpolitik der CDU in den 1950er Jahren kann man als eine konservative Sozialreform bezeichnen, mit der breite Schichten der Bevölkerung in die bürgerliche Gesellschaft integriert werden sollten, um damit der Massengesellschaft entgegenzuwirken.

⁸ Rauscher, in: Aretz/Morsey/Rauscher, 1977, Bd. 7, S. 277–308; Schulz, in: Schildt/Sywottek, 1988, S. 409–439, hier 419 f.

⁹ Vgl. Rauscher, 1984, S. 8 ff.

¹⁰ Vgl. Ehlen, 1950.

¹¹ Nachlass von Nikolaus Ehlen liegt im Landesarchiv NRW, Abteilung Rheinland, Standort Düsseldorf vor [Bestand Nr. RWN 215].

Andererseits entwickelte sich im Lauf der 1950er Jahre die Wohlstandsgesellschaft infolge des Wirtschaftswunders und gleichzeitig verloren die traditionellen Milieus und Lebensstile ihren Einfluss. Schon Anfang der 1960er Jahre setzte die Entwicklung zur modernen Konsumgesellschaft ein. Während sich die Modernisierung beschleunigte, blieb aber die von Katholizismus geprägte konservative Ideologie noch einflussreich: dieses widersprüchliche – je nach Standpunkt auch dynamische – Gesicht der Geschichte wird in der westdeutschen Gesellschaft der 1950er Jahre erkennbar.¹²

Zum anderen ist die Kontinuität aus der Vorkriegszeit zu berücksichtigen, um die konzeptionellen Grundlagen der Sozialpolitik in der frühen Bundesrepublik besser verstehen zu können. Zum Beispiel geht Nikolaus Ehlers Praxis des Selbsthilfe-Siedlungsbaus auf die 1920er Jahre zurück.¹³ Er wurde in der Weimarer Zeit stark von der lebensreformerischen Jugendbewegung beeinflusst, was zu einem anderen Ansatzpunkt für dieses Thema führt.

Literatur

- Brühne, Rolf: Das familiengerechte Heim – Nikolaus Ehlen (1886–1965): Person, Kreis, Hintergrund. Lang 2002.
- Ehlen, Nikolaus: Das familiengerechte Heim – Idee und Verwirklichung. Recklinghausen 1950.
- Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. Bd. 5, 1945 bis heute, Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999.
- Kuller, Christiane: Familienpolitik im föderativen Sozialstaat – Die Formierung eines Politikfeldes in der Bundesrepublik 1949–1975. München 2004.
- Nell-Breuning, Oswald von: Wirtschaft und Gesellschaft heute, 3 Bde. Freiburg 1956–1960.
- Rauscher, Anton: Freiheit und Eigentum. Köln 1984.
- Rauscher, Anton: Oswald von Nell-Breuning SJ (1890–1991). In: Aretz, Jürgen/Morsey, Rudolf/Rauscher, Anton (Hrsg.): Zeitgeschichte in Lebensbildern – Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts. Bd. 7, Mainz 1997, S. 277–308.

¹² Vgl. Schildt/Sywottek, 1998.

¹³ Vgl. die Biographie mit Schwerpunkt auf Ehlers Tätigkeit in Weimarer Zeit: Brühne, 2002.

- Rölli-Alkemper, Lukas: Familie im Wiederaufbau. Katholizismus und bürgerliches Familienideal in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1965. Paderborn 2000.
- Schildt, Axel/Sywottek, Arnold (Hrsg.): Massenwohnung und Eigenheim – Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt a. M. 1988.
- Schildt, Axel/Sywottek, Arnold (Hrsg.): Modernisierung im Wiederaufbau – Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Bonn 1998.
- Schulz, Günther: Eigenheimpolitik und Eigenheimförderung im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Schildt, Axel/Sywottek, Arnold (Hrsg.): Massenwohnung und Eigenheim – Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt a. M. 1988, S. 409–439.
- Schulz, Günther: Wiederaufbau in Deutschland. Die Wohnungsbaupolitik in den Westzonen und der Bundesrepublik von 1945–1957. Düsseldorf 1994.
- Wagner-Kyora, Georg: Wohnungspolitik. In: Schulz, Günther (Hrsg.): Bundesrepublik 1949–1957 – Bewältigung der Kriegsfolgen, Rückkehr zur sozialpolitischen Normalität. (Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945, Bd. 3, hrsg. vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung und Bundesarchiv), Baden-Baden 2005, S. 839–883.

Japans neue Generation von Herbivoren – auf dem Weg zur Individualisierung?

Joske BUCHMEIER
Ludwig-Maximilians-Universität München
Waseda University, Tōkyō

1. Was ist unter dem Begriff der Herbivoren-Männer (*sōshokukei danshi*) zu verstehen?

Geprägt wurde der Begriff *sōshokukei danshi* 草食系男子 – zu Deutsch: die Herbivoren-Männer – zum ersten Mal 2007 von der Journalistin Fukasawa Maki. Zu einem jener kulturellen Schlagwörter, die in regelmäßigen Abständen die japanischen Medien penetrieren, wurde er aber erst im November 2008 mit der Veröffentlichung eines Buches von Ushikubo Megumi mit dem Titel *Sōshokukei Danshi Ojō-man Ga Nippon wo Kaeru* („Die femininen Herbivoren-Männer verändern Japan“). Ushikubo, die Präsidentin des Tōkyōer Marktforschungsunternehmens Infinity, hatte eine Untersuchung mit etwa 100 Männern von Mitte 20 bis Anfang 30 durchgeführt, die bemerkenswerte Erkenntnisse hervorbrachte¹:

- Die jungen Männer weisen eine geringe Karriereorientierung auf. Wettbewerb stehen sie eher ablehnend gegenüber.
- Sie sind hochgradig modeorientiert. Selbstbewusstsein ziehen sie aus ihrer äußerlichen Selbstdarstellung.
- Sie konsumieren, aber sparsam und preisbewusst. Punkte bei verschiedenen Einzelhandelsketten zu sammeln gehört zum guten Ton.
- Urlaubsreisen ins Ausland erfreuen sich bei ihnen großer Beliebtheit.
- Sie essen wenig und bevorzugen dabei fleischlose Kost – deshalb auch der Name der „Herbivoren“, also „Pflanzenfresser“. Ihr Ziel ist, schlank zu bleiben. Trotzdem essen sie gerne süße Sachen (gegen alle traditionellen Männlichkeitstabus).

¹ Vgl. *Blurring the Boundaries*. Abgerufen am 30.06.2009 unter URL: <http://search.japantimes.co.jp/print/fl20090510x1.html>

- Sie pflegen ein freundschaftliches Verhältnis zu ihren Müttern und gehen gemeinsam zum „Shopping“.
- Ihr Interesse an realem Kontakt zum anderen Geschlecht, an Dating, Beziehungen oder gar Geschlechtsverkehr ist schwach ausgeprägt. Vielmehr bevorzugen sie alternative Formen der Triebbefriedigung anhand pornographischer Videos, Sexspielzeugen oder virtuellem Sex im Internet.²

Entscheidend für die Wahrnehmung als ein (neuen?) Phänomen ist, dass nach der Schätzung Ushikubos über 60 % der 20- bis 34-jährigen Männer *sōshokukei-danshi* sind. Eine Studie der Lifenet Seimei Life Insurance Co. im März diesen Jahres mit 500 jungen Single-Männern brachte ein noch deutlicheres Ergebnis: 378, oder 75,6 %, der befragten Männer sahen sich selbst eher als *sōshokukei* (Pflanzenesser), denn als *nikushokukei* (Fleischesser; mit diesen Begriffen sind aber weniger die Essgewohnheiten, als vielmehr der Lebensstil gemeint!).³ Es handelt sich also nicht um ein Nischenphänomen, sondern um eine breite gesellschaftliche Tendenz innerhalb der jungen Generation. Gleichzeitig sind die Grenzen zum Herbivoren-Mann natürlich fließend.

Statistisch belegbare Fakten untermauern die Tendenz zum *sōshokukei-danshi*: steigender Absatz von Männerkosmetikartikeln, die Verbreitung von Punkte-Karten der Einzelhändler, fallender Absatz von Kondomen (der im Jahr 1999, dem Beginn der Internet-Revolution beginnt), usw.

2. Wo wird durch dieses Phänomen gesellschaftlicher Wandel sichtbar? Wie unterscheidet sich die Herbivoren-Generation von der älteren Generation?

Die Feststellung dieser neuen (noch dazu geschlechterspezifischen) Generation gewinnt vor allem in ihrer Gegenüberstellung zur älteren (Männer-)Generation Brisanz. Wollte man ein hegemoniales Männerbild für Japan im 20. Jahrhundert entwerfen, so wäre dies der loyale, sich für die Belange des Unternehmens aufopfernde Firmenangestellte, der *sararīman*, in der Literatur auch *corporate warrior* genannt.

² Worin die Gründe für das fehlende Interesse am weiblichen Geschlecht liegen, bedarf einer näheren Untersuchung. Es lassen sich übermäßige Schüchternheit und Kommunikationsschwächen vermuten. Die Apathie gegenüber dem anderen Geschlecht beruht aber nicht auf Homosexualität.

³ Vgl. *Blurring the Boundaries*. Anm. 1

Jahrzehntelang galt der japanische Firmenangestellte als vorherrschendes (Selbst-)Bild, Vorbild für den Mann und Repräsentant von Männlichkeit in Japan. Mit ihm wurden das Prestige von sozialer Sicherheit und moderatem, individuellem Wohlstand assoziiert. Die Erwartung an die Rolle des Mannes als Versorger und starker Mittelpunkt der Familie drückt sich im japanischen Begriff der *daikoku-bashira* (Stützpfeiler des Hauses, übertr. Stütze der Familie) aus. Damit ist auch bereits gesagt, was die junge, männliche Generation alles *nicht* ist und was von der älteren Generation daher missbilligend betrachtet wird. Für arbeitende Männer v. a. in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war es gerade die eigene Karriere – damit verbunden ein Abschluss an einer prestigeträchtigen Uni, der Eintritt in eine renommierte Firma, beruflicher Aufstieg –, die einen wesentlichen Lebensinhalt/-sinn (*ikigai*⁴) darstellte und über die sie sich auch definierten. Konsum als Zeitvertreib, Interesse für Mode oder individuelle Vergnügungen (z. B. Urlaubsreisen ins Ausland) waren dabei nicht vorgesehen.

Allerdings waren die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen andere: Während der Hochwachstumsphase und später während der *bubble-economy* gab es quasi Arbeit und Wohlstand für alle. Gewissheiten wie die lebenslange Anstellung oder das Senioritätsprinzip gaben sowohl finanzielle als auch psychische Sicherheit und Stabilität. Biographien und Lebenslagen waren planbar. Für breite Teile der Bevölkerung, die den Aufstieg in die Mittelschicht geschafft hatten, gehörte Fleisch als Zeichen eines neuen Wohlstands zunehmend auf den Esstisch. Daher auch das Antonym *nikushokukei*, Fleischesser.

Doch der rasante wirtschaftliche Aufstieg verlangte auch Opfer. Die langen Arbeitszeiten, die „Rundumnutzung“ des Mannes durch die Firma, hatten zur Folge, dass Männer – sei es nun gewollt oder ungewollt – in der Regel kaum am Familienleben, der Zweisamkeit mit der Ehefrau oder dem Aufwachsen der Kinder, partizipierten. Außerdem waren über die Hälfte der Ehen arrangierte Ehen. Hier zeigt sich der gesellschaftliche Wandel deutlich, Mentalität, Wertorientierungen, Lebensweisen, also auch die sozialen Beziehungen haben sich verändert.

⁴ MATHEWS 2003: 109–125.

3. Was heißt Individualisierung?

Inwiefern lässt sich diese Generation junger Männer als ein Indikator einer fortschreitenden Individualisierung werten? Was heißt überhaupt Individualisierung? Der Soziologe Ulrich Beck⁵ definiert Individualisierung dreifach: zunächst als *Herauslösung* aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen im Sinne traditioneller Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge („Freisetzungsdimension“), dann als *Verlust von traditionellen Sicherheiten* in Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen („Entzauberungsdimension“) und schließlich als *neue Art der sozialen Einbindung* („Kontroll- und Freisetzungsdimension“).

4. Inwiefern kann die Generation von Herbivoren als Indikator für eine fortschreitende Individualisierung dienen?

Die drei Dimensionen der Individualisierung nach Beck scheinen mir ein sinnvolles Instrument, diesen gesellschaftlichen Wandel zu skizzieren. Wo zeigen sich zunächst die Herauslösung bzw. Freisetzung? In der Auflösung von Familienstrukturen, Klasse und Schicht. Der Kernfamilie, die in der modernen Industriegesellschaft die Großfamilie abgelöst hatte, droht nun ebenfalls ein Auslaufmodell bzw. eine Sozialform unter vielen zu werden. Der diffuse Begriff der Familie deckt nur noch unzureichend die wachsende Vielfalt von Lebensformen und Situationen ab, die sich dahinter verbirgt: geschiedene Mütter, Mütter mit Einzelkindern, alleinerziehende Elternteile, uneheliche Väter, ausländische Väter/Mütter (*kokusaikekkon*, „binationale Ehen“), Stiefväter, Wochenendväter usw., daneben diverse Formen ohne Kinder wie Singles, Ehen ohne Kinder, Fernbeziehungen, Partnerschaften, Lebensabschnittspartnerschaften usw. Auch wenn sich in Japan (Kern-)Familienstrukturen der Form nach noch stärker halten als in anderen industrialisierten Ländern, ist trotzdem eine deutliche Pluralisierung zu erkennen. Dies bedeutet zum einen neue Handlungschancen zur Gestaltung zunehmend „individueller“ Biographien aufgrund der steigenden Akzeptanz unterschiedlicher Lebenslagen, zum anderen aber auch neue Handlungszwänge. Jeder ist nun auch im Privaten sein eigener Herr und steht zunehmend unter Entscheidungszwang.

⁵ BECK 1986: 206ff.

Die Zeit, in der die Eltern die Suche nach dem entsprechenden Ehepartner unterstützt (abgenommen?) haben, ist vorbei.

Auch die Veränderung der Berufslaufbahn und der Arbeitsverhältnisse bedeuten größere Diversifikation – nicht zwingend aber eine Verbesserung. Mit der sich zunehmend öffnenden Schere zwischen Arm und Reich wird auch der Mittelklassenmythos begraben. Damit ist ein entscheidender Punkt angesprochen: Individualisierung ist nicht nur eine subjektive Veränderung im Bewusstsein oder in der Identität, sondern in erster Linie eine objektive Veränderung von Lebenslagen – ob erwünscht oder nicht.⁶

Im Zusammenhang damit steht der *Stabilitätsverlust* oder *Verlust von traditionellen Sicherheiten*, d. h. in Japan in erster Linie das System lebenslanger Beschäftigung und das Senioritätsprinzip. Beide waren direkt mit der Kernfamilie als hegemonialer Sozialform verbunden, zum einen durch die lebenslange Beschäftigungsgarantie, zum anderen durch die steigende Gehaltskurve, die dem finanziellen Bedarf der Lebensphasen angepasst war. Mit dem Platzen der *bubble* nahmen diese traditionellen Sicherheiten ihr Ende. Standardisierte Vollbeschäftigung wurde durch flexibel-plurale Unterbeschäftigung ersetzt.⁷ Dies markiert den Beginn der Prekarisierung der Arbeitsgesellschaft. Laut einem Bericht der OECD aus dem Jahr 2007 ist Japan bereits das Industrieland, in dem die relative Armut am zweitstärksten (nach den U.S.A.) ausgeprägt ist. 80 % der 35-Jährigen leben von einem jährlichen Einkommen von 2 Mio. Yen (etwa 15.000 Euro), das ist die Untergrenze zur Armut, wie das japanische Wirtschaftsmagazin *Shūkan Daiyamondo* berichtet⁸ – definitiv zu wenig, um an die Gründung einer Familie auch nur zu denken. Nur etwa 3,5 % der 25- bis 34-Jährigen verdienen mehr als 6 Mio. Yen pro Jahr (etwa 45.000 Euro).

Mit der Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse gehen eine allgemeine Verunsicherung und ein Mangel an Hoffnungen in die Zukunft einher. Bisherige Sicherheiten gelten nicht mehr, Erwartungen werden enttäuscht. 64 % der diesjährigen Universitätsabsolventen geben laut einer Umfrage des Mitsubishi-UFJ Research and Consulting an, eine firmeninterne Karriere, also lebenslange Beschäftigung

⁶ BECK 1986: 206f.

⁷ BECK 1986: 220–248.

⁸ Vgl. *Japan's Generation XX*. Abgerufen am 30.06.2009 unter URL: <http://www.independent.co.uk/news/world/asia/japans-generation-xx-1704155.html>

bei einem Arbeitgeber zu bevorzugen. Allerdings würden 51 % von ihnen lieber geregelte Arbeitszeiten als Überstunden arbeiten.⁹

Wo ist in der Herbivoren-Generation nun der Modus der Reintegration und Kontrolle (Kontroll- und Freisetzungsdimension) zu sehen? Zunächst ist festzustellen, dass „die Familie als ‚vorletzte‘ Synthese generations- und geschlechterübergreifender Lebenslagen und Lebensverläufe“¹⁰ langsam schwindet. Dies bedeutet aber nicht zwangsläufig eine Vereinzelnung der Individuen, sondern ermöglicht neue Optionen der Organisation sozialer Beziehungen. Denn familienlos heißt nicht bindungslos.¹¹ Viele sehnen sich gerade aufgrund der Herauslösung aus traditionellen, sozialen Formen nach neuen Formen sozialer Bindungen. Mit Erstaunen konstatiert jedoch der Beobachter, dass die Bindungsbereitschaft der *sōshokukei-danshi* nicht so stark ausgeprägt ist, wie man aufgrund der Intensität ihrer Herauslösung aus traditionellen Sicherheiten vermuten könnte. Vielmehr droht hier ein *Bindungsvakuum*.

Doch es gibt noch einen zweiten Modus der Reintegration: die Standardisierung durch Medien und Konsum. Dies trifft in besonderem Maße auf die Herbivoren-Männer zu. Lässt sich Selbstwert und Lebenssinn (*ikigai*) nicht mehr aus dem Arbeitsleben schöpfen, so werden neue Quellen gesucht, die in einer neu aufkommenden Konsumfreude, Modebegeisterung und Medieneuphorie ihre Entsprechung finden. So paradox es klingen mag, Medien und Konsum werden damit zum Motor nicht nur von Individualisierung, sondern ebenso von Standardisierung.¹² Im kapitalistischen Marktsystem explodiert die Fülle an Angeboten, aus denen es „individuell“ zu wählen gilt, gleichzeitig ist es aber eben nur ein hochgradig standardisierter Pool, aus dem man schöpfen kann.

Schließlich findet die Individualisierung einen dritten Modus der Kontrolle in den institutionellen Zwängen, denen das Individuum nach wie vor ausgesetzt ist. „Die freigesetzten Individuen werden arbeitsmarktabhängig und deshalb bildungsabhängig, konsumabhängig, abhängig von sozialrechtlichen Regelungen und Versorgungen, von Verkehrsplanungen, Konsumangeboten“¹³ usw. So sehr das Individuum zum Inszenator, zum Konstrukteur der eigenen Persönlich-

⁹ Vgl. *Blurring the Boundaries*. Anm. 1

¹⁰ BECK 1986: 209.

¹¹ BECK 1986: 165.

¹² BECK 1986: 210.

¹³ BECK 1986: 210.

keit/Biographie wird, so sehr bleibt es gleichzeitig institutionellen Zwängen verhaftet.

5. Ausblick

Für die einen sind die Herbivoren-Männer ein Ausdruck einer unakzeptablen Verweichlichung des männlichen Nachwuchses Japans, für die anderen sind sie ein Ausdruck von Diversität und mehr gesellschaftlicher Toleranz für plurale Lebensformen. Wie auch immer dieses neue Phänomen normativ beurteilt werden mag, sicherlich zeigt das Erscheinen der *sōshokukei danshi* eine fortschreitende Individualisierung in der Gesellschaft Japans. Vorgegebene (männliche) Traditionen verlieren an Verbindlichkeit, das Individuum wird zum Konstrukteur seiner Biographie und wird gleichzeitig institutionellen Zwängen ausgesetzt.

Abgesehen von den Verwirrungen der Geschlechter, kritischen Warnungen vor Verweichlichung/Verweiblichung und gesellschaftsevolutionärer Schwarzmalerei lassen sich auch versöhnliche Stimmen vernehmen: Der Philosoph Morioka Masahiro aus Ōsaka erklärt das *sōshokukei*-Phänomen mit der langen Friedenszeit, in der sich Japan seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs befindet. Sechs Jahrzehnte ohne kriegerische Konflikte hätte Männer von dem Zwang befreit, männlich zu sein. Japan habe die weltweit niedrigste Mordrate von Männern in den 20ern. Dies sei ein besonderer Indikator für ihre Gewaltlosigkeit. Ushikubo Megumi, die Präsidentin der Marketingfirma Infinity, führt weiter an: „Männer sind netter im Umgang mit Frauen und zufriedener mit sich selbst.“ Was kann so schlimm daran sein?

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Itō, Kimio (1996): *Danseigaku nyūmon* [Einführung in die Männerforschung]. Tōkyō: Sakuhinsha.
- Itō, Kimio (2002): „*Dekinai otoko*“ kara „*dekiru otoku*“ e [Vom Versager-Mann zum Könnner-Mann]. Tōkyō: Shōgakukan.
- Joviel, Muriel (2002): *Nippon no otokotachi* [Die Männer Japans]. Tōkyō: Chikuma Shobō.
- Lenz, Ilse; Mae, Michiko (Hg.) (1997): *Getrennte Welten, gemeinsame Moderne? Geschlechterverhältnisse in Japan*. Opladen: Leske und Budrich.
- Mathews, Gordon (2003): “Can ‘a real man’ live for his family?” In: Roberson, James E.; Suzuki, Nobue (Hg.): *Men and Masculinities in Contemporary Japan. Dislocating the Salaryman Doxa*. London, New York: RoutledgeCurzon.
- McNeill, David (13.06.2009): “Japan’s Generation XX.” In: The Independent: <http://www.independent.co.uk/news/world/asia/japans-generation-xx-1704155.html> (letzter Zugriff: 03.12.2009).
- Morioka Masahiro (2008): *Sōshokukei danshi no ren’aigaku* [Der Liebes-Guide für Herbivoren-Männer]. Tōkyō: Media Factory.
- Neuss-Kaneko, Margret (1990): *Familie und Gesellschaft in Japan. Von der Feudalzeit bis in die Gegenwart*. München: Beck
- Ōtake Tomoko (10.05.2009): „Blurring the boundaries“. In: The Japan Times: <http://search.japantimes.co.jp/print/fl20090510x1.html> (letzter Zugriff: 03.12.2009).
- Roberson, James E.; Suzuki Nobue (ed.) (2003): *Men and Masculinities in Contemporary Japan. Dislocating the Salaryman Doxa*. London, New York: RoutledgeCurzon.
- Schad-Seifert, Annette: *Männlichkeit im modernen Japan – vom bürgerlichen Hausvater zum modernen Büroangestellten* auf <http://www.uni-leipzig.de/~frages/forschung.htm> (letzter Zugriff: 03.12.2009)
- Ushikubo Megumi (2008): *Sōshokukei danshi ojōman ga nippon o kaeru*. [Die femininen Herbivoren-Männer verändern Japan]. Tōkyō: Kōdansha.

Studiengebühren als Geschäft?

Diskussion um die Praxis der Einbehaltung von
Studiengebühren bei zurückgezogener Immatrikulation an
japanischen Universitäten

Meiko DILLMANN
Universität Freiburg
Kyoto University

1. Einleitung

Ende 2006 hatte der japanische Oberste Gerichtshof (OGH) mehrere Verfahren zu entscheiden, in denen es um die Praxis von japanischen Universitäten ging, bei der Immatrikulation die Zahlung von Studiengebühren zu verlangen und diese einzubehalten, wenn ein Student die Immatrikulation später zurückzieht, weil er sich bei einer anderen Universität immatrikulieren möchte.¹ Einerseits sind die Universitäten dabei von der Motivation getragen, sich frühzeitig die erstrebte Anzahl an Studenten zu sichern; gleichzeitig dienen die von Abspringern einbehaltenen Studiengebühren für viele Universitäten aber als durchaus ansehnliche zusätzliche Einnahmequelle. Im Ergebnis hat der OGH mit seinen Entscheidungen dieser Praxis der Universitäten Grenzen gesetzt, indem er unter Anwendung des 2001 in Kraft getretenen Verbrauchervertragsgesetzes (VerbrVG) zumindest die Einbehaltung von Unterrichtsgebühren – im Gegensatz zu den Einschreibungsgebühren, die auch künftig einbehalten werden dürfen – für unzulässig erklärt hat. Juristisch sind die Urteile vor allem deshalb interessant, weil es sich zum einen um die höchstrichterliche Entscheidung eines lange diskutierten Problems handelt und weil die Urteile zum anderen Anhaltspunkte für Verständnis und Anwendung des relativ neuen VerbrVG geben. Zugleich zeigt sich in der Argumentationsstruktur des OGH eine ganz andere gesellschaftliche Haltung zum Problem der Studiengebühren als in Deutschland, die damit Denkanstöße auch für die Diskussion zum Thema Studiengebühren und zur Hochschulsituation insgesamt gibt und damit

¹ Urteile abgedruckt etwa in der Zeitschrift *Hanrei-jihō* (abgek.: *Hanji*) Bd. 1958 S. 12, 24, 33 und 62.

gesellschaftspolitisch von großem Interesse ist. Im Folgenden werden die Grundzüge der Entscheidungen insbesondere im Hinblick auf diese grundsätzlichen Unterschiede und im Vergleich zur aktuellen Diskussion um Studiengebühren in Deutschland vorgestellt.

2. Das Problem

Typisch für die Hochschulsituation in Japan ist ein stark gegliedertes Ranking-System aus zahlreichen Universitäten sehr unterschiedlicher Qualität. Wegen der entscheidenden Bedeutung der Wahl der Universität meist für die gesamte berufliche Zukunft stehen die Studenten unter hohem Druck, die Aufnahmeprüfung an einer möglichst guten Universität zu bestehen. Die Universitäten andererseits stehen unter dem Druck der Konkurrenz um potentielle Studenten und versuchen teilweise, durch den frühzeitigen Abschluss ihres Aufnahmeverfahrens möglichst viele Studenten, auch solche, die eigentlich die Aufnahme in eine bessere Universität anstreben, an die eigene Universität zu binden.

Dadurch kann es zu der folgenden problematischen Konstellation kommen, die den Urteilen des OGH zugrunde lag: Der Kandidat K erstrebt eigentlich ein Studium an der Universität X, unterzieht sich zur Sicherheit jedoch auch der Aufnahmeprüfung der Universität Y. Diese führt das gesamte Aufnahmeverfahren im Vergleich zu X so früh durch, dass bei Y das gesamte Verfahren abgeschlossen und nicht nur die Bekanntgabe der Ergebnisse erfolgt, sondern auch die anschließende Frist für die Immatrikulation abgelaufen ist, bevor X ihre Ergebnisse bekannt gibt. Wenn K die Aufnahmeprüfung bei Y bestanden hat, muss er also über die Annahme des Studienplatzes entscheiden, ohne zu wissen, ob er auch bei seiner eigentlichen Wunsch-Universität bestanden hat, und muss sich deshalb bei Y immatrikulieren, wenn er nicht riskieren will, am Ende ganz ohne Studienplatz dazustehen. Bei dieser Immatrikulation muss er Einschreibungsgebühren sowie meist eine erste Rate der Unterrichtsgebühren bezahlen, die laut Immatrikulationsvertrag auch bei Rücknahme der Immatrikulation nicht zurückerstattet werden.² In den vom

² Teilweise bestand nach der Immatrikulation noch eine Frist, innerhalb derer man zurücktreten und die Gebühren zurückerstattet bekommen konnte; auch diese Frist lief aber noch vor Bekanntgabe der Ergebnisse durch die andere Universität ab.

OGH entschiedenen Fällen beliefen sich die Einschreibungsgebühren auf Beträge zwischen 250.000 und 400.000 Yen (ca. 1.875–3.000 Euro), in einem Fall, bei einer privaten Zahnmedizinischen Universität, sogar auf 1.000.000 Yen (ca. 7.500 Euro), und die Unterrichtsgebühren auf Beträge zwischen 400.000 und 900.000 Yen (ca. 3.000–6.750 Euro), bei der Zahnmedizinischen Universität auf 6.140.000 Yen (ca. 46.000 Euro). Hat K wunschgemäß auch bei X bestanden und entscheidet er sich für das Studium dort, verliert er diese an Y gezahlte Summe.

Auch wenn in Japan Studiengebühren, auch hohe Beträge, eine Selbstverständlichkeit darstellen, wurde diese Praxis des Einbehaltens von Studiengebühren immer wieder in Frage gestellt; die unterinstanzlichen Entscheidungen über solche Fälle vor der Klärung der Rechtslage durch den OGH fielen kontrovers aus.³

3. Einschätzung des OGH zu den einbehaltenen Studiengebühren

Das OGH unterscheidet bei der Beurteilung der Studiengebühren zunächst einmal grundlegend zwischen den Einschreibungs- und den Unterrichtsgebühren.

a) Einschreibungsgebühren

Bezüglich der so genannten Einschreibungsgebühren (*nyūgaku-kin*), die einmalig bei der Immatrikulation zu entrichten sind, hält das Gericht es für selbstverständlich, dass die Universitäten diese einbehalten dürfen. Es soll sich dabei nämlich um den Gegenwert dafür handeln, dass man immatrikuliert wird; abgedeckt werden sollen dadurch vor allem die Kosten für Verwaltungsmaßnahmen. Die Einschreibungsgebühren als Gegenwert für die Immatrikulation fallen nach Ansicht des

³ Im Ergebnis gebilligt wurde die Einbehaltung etwa vom DG (Distriktgericht) Ōsaka in seinem Urteil vom 19.09.2003, abgedruckt in Hanji Bd. 1838, S. 104. Mehrere Entscheidungen nahmen aber eine Rückerstattungspflicht zumindest der Unterrichtsgebührenrate an, so DG Ōsaka, Urteil vom 06.10.2003, Hanji Bd. 1838 S. 104; OG (Obergericht) Ōsaka, Urteil vom 10.09.2004, Hanji Bd. 1882 S. 44. Das DG Kyōto, Urteil vom 16.07.2003, Hanji Bd. 1825, S. 46, sowie das DG Yokohama, Urteil vom 28.04.2005, Hanji Bd. 1930 S. 111, ordneten sogar die Rückerstattung von Einschreibungs- und Unterrichtsgebühren an. Eine Übersicht über Ergebnisse und Einzelumstände von 47 unterinstanzlichen Urteilen gibt Ōno, NBL Bd. 841, S. 4 ff.

OGH sogar dann der Universität zu, wenn die Einbehaltung nicht extra vereinbart worden ist; die Einbehaltungsklausel soll also eine rein klarstellende Funktion haben und damit mit der Gesetzeslage übereinstimmen. Die Einschreibungsgebühren können deshalb nach aktuellem Stand nicht zurückgefordert werden und sind auf jeden Fall verloren, sobald sie einmal gezahlt sind. Diese Haltung des OGH wird auch von der juristischen Literatur überwiegend geteilt.⁴

Abgesehen von der gesellschaftspolitischen Frage, ob die Einbehaltung einer solchen Einschreibungsgebühr angemessen ist, ließe sich allerdings rein juristisch an dieser Beurteilung aussetzen, dass die Einschreibungsgebühren so hoch sind, dass sie in keiner Relation mehr zu dem Verwaltungsaufwand stehen dürften, den ein Immatrikulationsakt verursacht. Man muss vielmehr davon ausgehen, dass sie von der Idee her den gleichen Zweck verfolgen wie die nicht-rückzahlbaren Unterrichtsgebühren, nämlich den, die Studenten an sich zu binden und eventuelle finanzielle Verluste durch Abspringer aufzufangen. Dazu passt auch, dass die Einschreibungsgebühren typischerweise bei Universitäten mit insgesamt hohen Studiengebühren höher liegen als bei insgesamt günstigeren Universitäten, und der OGH sogar die hohen Einschreibungsgebühren bei der Zahnmedizinischen Universität damit rechtfertigt, dass der Schaden bei einer Mindestzahl an Studenten höher sei als bei anderen Universitäten. Deshalb ist es widersprüchlich und auch bedenklich, dass die Einschreibungsgebühren im Gegensatz zu den Unterrichtsgebühren pauschal für zulässig erklärt werden.⁵ Problematisch ist auch, dass die Universität ja einseitig bestimmt, was sie als „Einschreibungsgebühr“ und was sie als „Unterrichtsgebühr“ bezeichnet, ohne dass dies zwingend auf eine unterschiedliche Verwendung der Gebühren schließen lässt; theoretisch könnte sie auch die gesamten Gebühren als „Einschreibungsgebühr“ deklarieren und damit einer Rückerstattungspflicht entziehen.⁶

⁴ So etwa von *Kano*, NBL Bd. 849, S. 14; *Kasai*, Hōritsu-no-Hiroba 2007 Bd. 6, S. 59; *Shiomi*, NBL Bd. 852, S. 57.

⁵ So die Sichtweise der in Anm. 3 erwähnten Urteile des DG Kyōto und des DG Yokohama.

⁶ *Gotō*, Hōgaku-Kyōshitsu 2007 Bd. 322, S. 11; *Ibaraki*, NBL Bd. 849, S. 20; *Kano*, Hanrei-Hyōron Bd. 553, S. 7; *Kasai*, Hōritsu-no-Hiroba 2007 Bd. 6, S. 59; *Shiomi*, NBL Bd. 829, S. 57, Fn. 11.

b) Vorausgezahlte Unterrichtsgebühren

Unterrichtsgebühren dagegen müssen im Ergebnis zumindest für alle Fälle, die sich nach dem 01.04.2001 abspielen, zurückerstattet werden; Klauseln im Universitätsvertrag, die eine Einbehaltung vorsehen, sind unwirksam. Der Grund für diese Datumsgrenze liegt darin, dass an diesem Tag das Verbrauchervertragsgesetz in Kraft getreten ist, auf das der OGH sich für seine Beurteilung stützt. Das Ergebnis verstärkt damit zumindest hinsichtlich der Unterrichtsgebühren und zumindest für die Fälle seit dem 01.04.2001 den Schutz der Studenten. Die Argumentation des OGH und die Vorschriften, die er *nicht* anwendet, zeigen aber eine im Vergleich zu Deutschland äußerst strenge Haltung gegenüber den Studierenden.

Naheliegender Ansatzpunkt für eine Unzulässigkeit wäre nämlich im Hinblick auf die Einschränkung der Freiheit der Kandidaten bei der Wahl ihrer Hochschule die Annahme eines Verstoßes gegen die guten Sitten (Art. 90 des japanischen Zivilgesetzbuches) oder den Grundsatz von Treu und Glauben (Art. 1 Abs. 2 des japanischen Zivilgesetzbuches) gewesen.

Der OGH lehnt es aber ab, in der Einbehaltung der Unterrichtsgebühr einen solchen Verstoß zu sehen. Er erkennt es vielmehr als legitimen Grund an, dass die Universitäten versuchen, damit zum einen die durch Abspringer entstehenden finanziellen Einbußen und sonstigen Nachteile aufzufangen und zum anderen frühzeitig die gewünschte Anzahl an möglichst leistungsstarken Studenten zu gewinnen. Der Student ist nach Auffassung des OGH nicht übermäßig in seiner Entscheidungsfreiheit hinsichtlich der Wahl seiner Universität eingeschränkt, weil er bei jedem Verfahrensschritt jeweils frei unter Berücksichtigung der jeweiligen Vor- und Nachteile entscheiden könne, wie er handelt – erstens ob er sich bei einer bestimmten Universität immatrikuliert und dabei die geforderten Studiengebühren bezahlt, und zweitens, im Falle des Bestehens an einer anderen Universität, ob er sich für die zweite Universität entscheidet und damit die Gebühren bei der ersten Universität verschenkt, oder ob er doch bei der ersten Universität bleibt.

Damit ignoriert der OGH aber einerseits die faktischen Zwänge, die den Studenten an einer freien Entscheidung hindern – eventuell ist er finanziell gar nicht in der Lage, die Gebühren für zwei Universitäten zu bezahlen und muss aus diesem Grund bei der ersten Universität bleiben, oder der Druck, eine möglichst gute Universität

zu besuchen, ist so hoch, dass er sich zum Studium bei der zweiten Universität entscheidet, obwohl die Ausgaben für ihn bzw. seine Familie eine große Belastung bedeuten. Auf der anderen Seite entstehen der Universität in der Realität oft gar keine Nachteile, die ein solches Vorgehen rechtfertigen, da sie frei gewordene Studienplätze mit Nachrückern belegen kann. So waren bei einer der Universitäten, um die es in den Verfahren vor dem OGH ging, tatsächlich über 5 Jahre hinweg trotz Abspringern alle Studienplätze noch belegt worden.⁷ Der OGH verhält sich hier auch widersprüchlich, weil er nämlich im Rahmen der Prüfung des Art. 9 VerbrVG, wie noch erörtert wird, diesen Aspekt gerade berücksichtigt.

Im VerbrVG wäre eigentlich Art. 10 ein naheliegender Ansatzpunkt, um die Nicht-Rückzahlung zu beurteilen. Danach sind nämlich Regelungen unwirksam, die den Studenten einseitig entgegen den Geboten von Treu und Glauben benachteiligen. Laut OGH ist diese Vorschrift jedoch „offensichtlich“ nicht anwendbar; er geht auf die Vorschrift daher nicht weiter ein.

Vielmehr geht der OGH über Art. 9 des VerbrVG vor, der die Vereinbarung eines so genannten pauschalen Schadensersatzes (*songaino yotei*), das heißt der Festlegung des Schadens auf eine bestimmte Summe im Voraus, bzw. einer Vertragsstrafe (*iyakukin*) vorsieht und nach dem die vereinbarte Summe den „durchschnittlichen“ zu erwartenden Schaden in einem solchen Fall nicht übersteigen darf. Der OGH fasst dazu die Vereinbarung der Nicht-Rückzahlung als Vereinbarung eines pauschalen Schadensersatzes bzw. als Vertragsstrafe auf. Er prüft daher, ob die vereinbarten Gebühren den „durchschnittlichen Schaden“ bei derartigen Vereinbarungen übersteigen oder sich die Summe in dem von Art. 9 VerbrVG gesetzten Rahmen hält, und differenziert nach dem Zeitpunkt des Rücktritts: Vor dem 01.04., also dem Beginn des Universitätsjahres, soll danach eine hohe Wahrscheinlichkeit für einen Rückzieher bestehen, so dass die Universität damit rechnen kann und ihr grundsätzlich kein Schaden entsteht; nach dem 01.04. muss die Universität dagegen nicht mehr mit Rückritten

⁷ Aus diesem Grund für die Unzulässigkeit der Einbehaltungsklausel OG Ōsaka, Urteil vom 10.09.2004, Hanji Bd. 1882, S. 56 (= Vorinstanz zu einem der vom OGH entschiedenen Fälle, nämlich Hanji Bd. 1958, S. 33, bei dem die fragliche Immatrikulation vor dem Inkrafttreten des VerbrVG stattgefunden hatte und daher das VerbrVG nicht angewendet werden konnte) sowie Sondervotum des Richters *Takii* im entsprechenden OGH-Urteil. Für die Sittenwidrigkeit der Einbehaltung in solchen Fällen auch OG Ōsaka, Hanji Bd. 1882, S. 69; in der Literatur etwa *Gotō*, *Minshōhō-Zasshi* Bd. 136, Nr. 4/5, S. 627.

rechnen. Für Rücktritte vor dem 01.04. liegt der „durchschnittliche Schaden“ daher bei Null, so dass die gesamte Vereinbarung der Einbehaltung der Gebühr unzulässig ist. Für Rücktritte nach dem 01.04. geht das Gericht davon aus, dass die Vereinbarung der Einbehaltung zulässig ist. Als Ausnahme von dieser Grundregel kommt es als Stichtag nicht auf den 01.04., sondern erst auf das Datum der offiziellen Immatrikulationszeremonie (*nyūgaku-shiki*) an, wenn die Vereinbarung besteht, dass eine Rücknahme der Immatrikulation auch noch durch Nicht-Erscheinen auf der Feier möglich ist; dagegen ist ein Student, der über Empfehlungen ohne Aufnahmeprüfung einen Platz bekommen hat (*suisen-nyūgaku*), schon ab dem Tag der Immatrikulation daran gebunden.

So erfreulich es ist, dass zumindest die Unterrichtsgebühren in den Neufällen in aller Regel zurückzuerstatten sind, bleiben Zweifel an dieser Argumentation. So wirkt die Einordnung als Vereinbarung eines pauschalen Schadensersatzes anstatt als schlichte Nicht-Rückgabe-Klausel konstruiert.⁸ Auch die starre Annahme, dass der durchschnittliche Schaden bis zum 01.04. – in den Regelfällen – bei Null und danach schlagartig bei 100 % der Gebühr liegen soll, ist zu bezweifeln; realistischer wäre eine sinkende Wahrscheinlichkeit eines Rücktritts mit Näherrücken des Studienjahresbeginns und damit umgekehrt ein kontinuierlich steigender zu erwartender „durchschnittlicher Schaden“.⁹ Andererseits ist die Abgrenzung im Ergebnis durchaus billigenwert; insbesondere liegt der 01.04. spät genug, um das Problem der Erforderlichkeit einer Mehrfachimmatrikulation zu vermeiden, und ist daher ein geeignetes Datum, bis zu dem man eine Entscheidung über die Immatrikulation verlangen kann.¹⁰ Das Urteil lässt damit Zweifel, ob man nicht besser das gleiche Ergebnis über Art. 90 des Zivilgesetzbuches oder über Art. 10 VerbrVG hätte erzielen können und damit eine schlüssigere Begründung gehabt hätte.¹¹

⁸ *Kasai*, Hōritsu-no-Hiroba 2007, Bd. 6 S. 59; *Shiomi*, NBL Bd. 852 S. 57, 60 f.

⁹ *Gotō*, Minshōhō-Zasshi Bd. 136 Bd. 4/5 S. 628, Fn. 32; *Kano*, NBL Bd. 849 S. 14; *Kasai*, Hōritsu-no-Hiroba 2007 Bd. 6, S. 61.

¹⁰ *Ono*, NBL Bd. 841, S. 11.

¹¹ Vgl. *Gotō*, Minshōhō-Zasshi Bd. 136 Nr. 4/5, S. 625; *ders.*, Hōgaku-Kyōshitsu 2007, Bd. 322, S. 13; *Shiomi*, NBL Bd. 852, S. 61.

4. Kommentar im Vergleich zu Deutschland

Während aus inner-japanischer Sicht die wesentliche Botschaft der Urteile darin besteht, dass die Unterrichtsgebühren im Ergebnis künftig zurückerstattet werden müssen, ist für den Vergleich der Situation mit der in Deutschland vor allem interessant, dass der OGH die Einbehaltung der Einschreibungsgebühren mit Selbstverständlichkeit für zulässig erachtet und bezüglich der Unterrichtsgebühren kein Verstoß gegen die guten Sitten (sondern nur eine überhöhte Schadenspauschalierung) angenommen wird, obwohl diese Einschätzungen, wie aufgezeigt wurde, juristisch angreifbar sind. Das lässt vermuten, dass das Gericht wenig Neigung zeigt, Studiengebühren ernsthaft in Frage zu stellen und bei der Beurteilung recht großzügig vorgeht, weil es von der Grundhaltung her die Praxis der Studiengebühren akzeptiert.

Im Vergleich dazu werden in Deutschland zwar mittlerweile sukzessive in immer mehr Bundesländern Studiengebühren für Erststudien eingeführt und sind bisher auch von den Gerichten stets gebilligt worden. Es geht dabei aber nur um Studiengebühren in einer Größenordnung von in der Regel 500 €, und als entscheidend für die Zulässigkeit dieser Studiengebühren wird gesehen, dass durch die Einräumung von Studiengebührendarlehensansprüchen für einkommensschwache Studenten gewährleistet ist, dass die Gebühren keine unüberwindliche soziale Hürde für ein Studium bilden.¹² Trotz dieser im Vergleich zu Japan sehr moderaten Ausgestaltung werden Studiengebühren in Deutschland nicht nur von vielen Studenten weiterhin als ungerecht empfunden, sondern auch in der öffentlichen Diskussion und im Hinblick auf die Ideale von Bildungsgerechtigkeit und Chancengleichheit sehr kontrovers gesehen.¹³

¹² So etwa Urteile des Bundesverwaltungsgerichts vom 29.04.2009 (NWVBl 2009, 429), des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs vom 28.05.2009 (BayVBl 2009, 593), des Verwaltungsgerichtshofs Mannheim vom 16.02.2009 (VBIVW 2009, 301) oder des Oberverwaltungsgerichts Münster vom 09.10.2007 (DVBl 2007, 1442).

¹³ So haben sich insbesondere die Grünen und die Linken die Gebührenfreiheit des Studiums auf die Fahnen geschrieben; in einigen Bundesländern – Berlin, Hessen, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Rheinland-Pfalz – ist das Erststudium immer noch gebührenfrei. Kritik im Hinblick auf Grundrechte etwa *Deppner/Heck*, NVwZ 2008, S. 45 (48).

Im internationalen Vergleich sind Studiengebühren in der Realität zwar keine Seltenheit. Auch der „Internationale Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte“ der UN schreibt sich jedoch langfristig die Einführung der Gebührenfreiheit des Hochschulstudiums als Ziel vor.¹⁴ Japan hat bezüglich der entsprechenden Vorschrift einen Vorbehalt erklärt und setzt damit also einen geringeren Standard als es eigentlich der internationalen Übereinkunft entspricht.

Es kann auch nicht geleugnet werden, dass das japanische System mit seinen finanziellen Zwängen und dem inhärenten Leistungsdruck eine harte Belastung für den einzelnen Studenten darstellt. In finanzieller Hinsicht ist ein Studium nur möglich, wenn die Eltern über Jahre hinweg auf das Studium des Kindes hin das erforderliche Geld ansparen, und nur wenige Elternhäuser sind so finanzkräftig, dass das Kind eine Studienentscheidung treffen kann, die völlig frei von finanziellen Erwägungen ist. Abmilderungen in diesem System könnten Stipendien- oder Darlehenssysteme bringen, die in Japan aber bei Weitem nicht so entwickelt sind, dass sie Bildungsgerechtigkeit nach deutschen Vorstellungen ermöglichen. Die vollständige Rückzahlungspflicht ist selbst bei so genannten „Stipendien“ (*shōgakukin*) die Regel, die zudem an hohe Leistungsanforderungen geknüpft sind, so dass die Erleichterungen nur eine Elite erreichen und damit keineswegs für jeden ein Hochschulzugang ermöglicht wird. Die hier vorgestellten Urteile bringen nur dadurch eine kleine Abmilderung, dass sie den Verlust durch eine Mehrfachimmatrikulation auf die Einschreibungsgebühren beschränken und dadurch kalkulierbarer machen.

Auf der anderen Seite bringt eine volle staatliche Finanzierung auch Probleme mit sich, die man sich bei dem hehren Ziel des Hochschulzugangs für alle vor Augen halten muss, nämlich weniger Vielfalt und Konkurrenz unter den Universitäten, die Gefahr einer mangelnden finanziellen Ausstattung von Lehre und Forschung, fehlender Zwang der Studenten zu einer effizienten Studiengestaltung, und nicht zuletzt die Belastung der Steuerzahler mit der Konsequenz, dass gering ausgebildete und gering bezahlte Berufsgruppen, die selbst nichts davon haben, die Universitäten mit finanzieren und dazu beitragen, dass die Studenten aufgrund ihrer Qualifikation bessere Berufs- und Verdienstaussichten gewinnen. Die derzeitige allmähliche

¹⁴ Art. 13 Abs. 2c des IPwskR: „(...) Hochschulunterricht auf jede geeignete Weise, insbesondere durch allmähliche Einführung der Unentgeltlichkeit, jedermann gleichermaßen entsprechend seinen Fähigkeiten zugänglich gemacht werden muss.“

Einführung der Studiengebühren in Deutschland und die Bestrebungen zu einer Diversifizierung über Exzellenz-Initiativen und die Schaffung von Elite-Universitäten sind Bewegungen, die genau dieser Problematik entgegenzusteuern suchen.

Der Blick auf Japan, wo hohe Studiengebühren für eine hohe Qualität der Ausbildung selbstverständlich in Kauf genommen werden, sollte hier als Beispiel für eine alternative Ausgestaltung des Hochschulsystems dienen und damit dazu beitragen, eine sachliche Diskussion unter Einbeziehung aller Aspekte des Problems zu ermöglichen und den Weg für eine Lösung zu ebnen, die die verschiedenen Notwendigkeiten und Interessen berücksichtigt und in einen angemessenen Ausgleich bringt.

Liste der zitierten Literatur

- Deppner, Thorsten/Heck, Daniel: „Studiengebühren vor dem Hintergrund der Umsetzung völkerrechtlicher Verpflichtungen im Bundesstaat und der Vorgaben materiellen Verfassungsrechts“, in: Neue Zeitschrift für Verwaltungsrecht (NVwZ) 2008, S. 45–48.
- Gotō Masanori: „Gakunōkin-henkan-seikyū-soshō“ [„Studiengebühren-Rückzahlungsforderungs-Klagen“], in: Hōgaku-Kyōshitsu [„Schule der Rechtswissenschaft“] Bd. 322 (2007) S. 9–15.
- Gotō Masanori: „Gakunōkin-fuhenkan-jōkō-no futōsei“ [„Die Unangemessenheit von Nichtrückzahlungsklauseln über Studiengebühren“], in: Minshōhō-Zasshi [„Zeitschrift für Zivil- und Wirtschaftsrecht“] Bd. 136 Nr. 4 u. 5 (Doppelband), S. 611–628.
- Ibaraki Shigeru: „Gakunōkin-henkan-seikyū saikōsai-hanketsu-oyonde – henkan-subeki bawai-to hani-o motto kakudai-subeki“ [„Zur Entscheidung des Obersten Gerichtshofs zu Studiengebühren-Rückzahlungsforderungen – Plädoyer für eine Erweiterung der Voraussetzungen für eine Rückzahlungspflicht sowie den Umfang der Rückzahlungspflicht“], in: New Business Law (NBL) Bd. 849 (2007), S. 20–22.

- Kano Naoko: „Gakunōkin-henkan-seikyū saikōsai-hanketsu-o yonde – heikinteki-songai-no handan-wakugumi-to futatsu-no reigai-ni gimon“ [„Zur Entscheidung des Obersten Gerichtshofs zu Studiengebühren-Rückzahlungsforderungen – Zweifel am Kriterium des durchschnittlichen Schadens und den zwei Ausnahmen“], in: New Business Law (NBL) Bd. 849 (2007), S. 13–15.
- Kano Naoko: „Daigaku-gakunōkin-henkan-soshō-to fuhenkan-tokuyaku-no kōryoku“ [„Studiengebühren-Rückzahlungsklagen und die Wirksamkeit von Nichtrückzahlungs-Klauseln“], in: Hanrei-Hyōron [„Rechtsprechungsanmerkungen“] Bd. 553 (2005), S. 7–11.
- Kasai Osamu: „Gakunōkin-henkan-soshō-hanketsu“ [„Entscheidung von Studiengebühren-Rückzahlungsklagen“], in: Hōritsu-no-Hiroba [„Raum der Rechtswissenschaft“] 2007 Bd. 6, S. 54–61.
- Ōno Tetsuya: „Gakunō-henkan-soshō-no ronten oyobi kakyūshin-hanketsu-no dōkō“ [„Problempunkte von Studiengebühren-Rückzahlungsklagen und Tendenzen in der unterinstanzlichen Rechtsprechung“], in: New Business Law (NBL) Bd. 841 (2006), S. 4–18.
- Shiomi Yoshio: „Gakunōkin-henkan-soshō – saikōsai-hanketsu-no mondaiten“ [„Studiengebühren-Rückzahlungsklagen – Probleme der Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs“], in: New Business Law (NBL) Bd. 851 (2007), S. 74-80, Bd. 852 (2007), S. 55–65.

Robotikfaszination in Japan

Christian EITNER
TU München
University of Tokyo

Einleitung

Japan ist das Land der Roboter. In den japanischen Buchhandlungen stehen Tausende von Fachzeitschriften und Büchern, die sich nur mit dem Thema der Robotik befassen. Anleitungen zum Selbstbau von kleinen Laufrobotern finden sich in Mengen und haben einen großen Absatz. In der Manga-Literatur sind Menschmaschinen Schlüsselfiguren und retten im Kampf gegen das Böse Japan und die Welt. Woher kommt diese Faszination für die Robotik und wie erklärt sich die Einstellung von Japanern gegenüber neuen Technologien? Warum sind Roboter so populär in Japan und warum werden sie als so freundlich und nützlich interpretiert?

Mehr als 40 % aller Industrieroboter weltweit sind in Japan im Einsatz. Dies entspricht einer Quote von 32 Robotern auf 1000 Fabrikarbeiter. Landesweit sollen bis 2025 mehr als eine Millionen Industrieroboter installiert werden, nach einer Vorgabe des Japanischen Industrieministeriums. Neben den Industrierobotern erfreuen sich Service- und Unterhaltungsroboter in Japan großer Beliebtheit. Der Roboterhund AiBO (Artificial Intelligence roBOt) von Sony wurde über 150.000 Mal verkauft und war der erste Roboter, der im Haushalt eingeführt wurde. Besonders bemerkenswert ist die fortgeschrittene Entwicklung und Forschung im Bereich von humanoiden Robotern, deren Konzeption und technische Realisierung im Rahmen des Humanoid Robotic Projects (HRP) 1998 – 2002 vom japanischen Wirtschafts- und Forschungsministerium (METI) und in Zusammenarbeit mit Kawada Industries aktiv gefördert wurde. Beispiele sind die Trompete blasenden Roboter von Toyota auf der Expo in Aichi 2005 oder ASIMO, der laufende Roboter von Honda. ASIMO wurde bereits testweise eingesetzt, um Kunden in der Firmenzentrale von Honda in Tōkyō zu empfangen und Kaffee zu servieren.

Der Roboter und der Mensch

Humanoide Roboter, also Roboter mit menschlicher Morphologie, sollen als Serviceroboter in einem nichtindustriellen Umfeld mit den Menschen interagieren. Im Rahmen des HRP Projektes wurde als Zielsetzung festgelegt, dass die humanoiden Roboter nützliche Aufgaben im Alltagsleben übernehmen und die Menschen bei ihren alltäglichen Aufgaben aktiv unterstützen sollen.

Ein interessantes Experiment, welches die Möglichkeit der Interaktion zwischen Menschen und einem Roboter illustriert, wurde von dem Kommunikationsexperte MacDorman ausgeführt. Er untersuchte im Rahmen einer Studie, wie verschiedene Versuchspersonen auf einen ihnen gegenüberstehenden Androiden reagierten. Im ersten Teil des Experiments saßen die Testpersonen einem Menschen gegenüber, im zweiten Teil einem Androiden, dessen Äußeres einem bekannten japanischen Nachrichtensprecher nachempfunden war. Es wurde jeweils ein Alltagsgespräch simuliert und über ein Headset Monitoring System die Zeit gemessen, wie lange die Testpersonen mit ihrem menschlichen oder kybernetischen Gegenüber Augenkontakt hatten. Es erwies sich, dass die Testpersonen länger Augenkontakt mit dem Androiden aufrechterhielten, als mit ihrem menschlichen Gegenüber.

Die Möglichkeit einen humanoiden Roboter im Alltag als Helfer einzusetzen, liefert eine einfache Antwort auf die Frage, warum der Roboter über eine menschliche Morphologie verfügen sollte. Um sinnvoll in einem Umfeld wie einer Küche arbeiten zu können, deren Infrastruktur an den Bedürfnissen des Menschen ausgerichtet ist, muss der Roboter die Schubladen öffnen können, Bestecke greifen, Teller abwaschen, den Tisch aufräumen können. Damit er all diese Aufgaben erfüllen kann, ohne dass es notwendig ist die komplette Küchenstruktur neu zu gestalten und für die Maschine einzurichten, ist es sinnvoll die Gestalt des Roboters direkt nach dem Beispiel des Menschen auszulegen. Das gleiche gilt z. B., wenn der Roboter Treppen steigen oder sich durch einen engen Gang bewegen muss, durch den er z. B. mit zwei seitlichen Rädern nicht passen würde. Der humanoide Roboter soll also direkt in unser Umfeld integriert werden und uns Alltagsaufgaben abnehmen. Bei einem Industrieroboter ist die Situation deshalb anders, weil in einer Fabrik der Arbeitsbereich direkt an die Maschine angepasst werden kann und meistens sehr limitiert ist. Eine andere Beantwortung der Frage nach der menschlichen

Morphologie des Roboters liefern Studien, die nachweisen, dass positive emotionale Reaktionen hervorgerufen werden, wenn die Roboter über menschenähnliche Züge verfügen und nicht nach einer abstrakten Maschine aussehen. Je ähnlicher der Roboter dem Menschen ist, umso größer ist die Akzeptanz gegenüber der Maschine.

Der Roboter und die Gesellschaft

Vor dem Hintergrund einer alternden Gesellschaft mit einem Bevölkerungsanteil von über 20 % der über 65-Jährigen und der Prognose, dass dieser Anteil bis ins Jahr 2055 auf über 40 % ansteigt, stellt sich die Frage nach der Versorgung der Senioren und nach einer Lösung für das Problem der fehlenden aktiven Bevölkerung in Japan. Dazu könnte man beispielsweise die sehr restriktive Einwanderungspolitik Japans ändern und vermehrt Arbeitskräfte aus dem Ausland holen, die Arbeiten in der Industrie oder im Pflegebereich verrichten könnten. Die Frage stellt sich, warum die japanische Regierung und die Bevölkerung einer solchen Perspektive eher skeptisch gegenüberstehen und nach anderen Lösungen suchen.

Die gesellschaftlichen Verhaltenskodizes in Japan sind sehr komplex und gestalten die Integration von Nichtjapanern, insbesondere in ländlichen Gegenden, oftmals schwierig. Für Japaner, die nie außerhalb Japans tätig waren, ist der Umgang mit Ausländern eine Herausforderung, der man gerne aus dem Weg geht, da man nicht genau weiß, wie man sich korrekt zu verhalten hat. Die Komplexität der Verhaltens- und Gesellschaftsnormen erklärt, warum es vielen Japaner einfacher und praktikabler erscheint, Aufgaben wie die Altenpflege an Maschinen zu delegieren, denen gegenüber man sich keine Sorgen wegen einer falschen Anrede oder nicht beachteten Respekterzeugung machen muss. Ein humanoider Roboter ist aus dieser Sicht ein willkommener und ersohnter Helfer und wird akzeptiert als nützlich und freundlich. Der Roboter soll die Pflege der Älteren und Aufgaben im Haushalt übernehmen. Der Roboter soll im öffentlichen Verkehr die Polizisten entlasten und hilfsbereit verlorenen Passanten Weginformationen erteilen. Der Roboter soll im Restaurant die Gäste bedienen und in der Küche die Speisen vorbereiten. Und so ist nicht erstaunlich, dass es bereits einen ersten Kochroboter für Okonomiyaki gibt, der seine Stelle in einem Restaurant angetreten hat. Mit einem Wort, ein humanoider Roboter ist einfach, praktisch und vor allem unkompliziert im Umgang.

Der Roboter und die Populärkultur

Roboter spielen seit den 50er Jahren eine wichtige Rolle in der Manga- und sonstigen Populärliteratur in Japan. Die Roboter werden als Helfer und Beschützer des Menschen dargestellt. Beispiele sind *Neon Genesis Evangelion* (1995/96), *Tetsujin 28 go* von Mitsuteru Yokoyama (1958) oder der im Westen als *Astro Boy* bekannte Kindroboter *Tetsuwan Atomu* (wörtlich: Stahl Arm Atom) von Osamu Tezuka (1951).

Tetsuwan Atomu oder *Astro Boy* ist ein Roboter, dessen Energie sich aus einem Atomherz speist. Es ist auf den ersten Blick erstaunlich, dass ein Roboter mit einem Atomherz so populär werden konnte in Japan, das die zerstörerische Energie der Atombombe erfahren hat. Dieses Paradox erklärt der französische Roboterforscher F. Kaplan mit dem Phänomen des *technology taming* (Zähmen der Technologie) und erwähnt das Beispiel der auch in Europa populären Pokemons, kleiner Wesen die gefangen und gezähmt werden müssen, um dann für eigene Zwecke eingesetzt werden zu können. In der Japanischen Fiktion wird Technologie als eine Möglichkeit die eigene kulturelle Identität zu wahren und zu verteidigen dargestellt. In vielen populären Robotergeschichten wird die Technologie von feindlichen Aggressoren gestohlen bzw. übernommen und dann für eigene Zwecke eingesetzt. Das fremde Wissen, die fremde Technik wird übernommen und adaptiert und dann für die eigene Verteidigung verwendet, ähnlich wie in der Meiji-Zeit (1868–1912), als die japanische Regierung sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Technologie und das Wissen der ausländischen Mächte zu erlernen und das Land zu modernisieren. Das Phänomen des *technology taming* beschreibt also die Aneignung, das Zähmen der Technik der Aggressoren und damit die Möglichkeit, diese für die Verteidigung der eigenen kulturellen Identität einzusetzen.

Der Roboter und die Religion

In Japan gibt es eine lange Tradition der Nachahmung und Imitierung der Natur. Die Natur wird abgebildet um eine bestimmte Ästhetik zu erfüllen und ein harmonisches Ganzes zu schaffen. Naturphänomene werden reproduziert, z. B. wenn vor einer Teezeremonie die Blätter der Bäume erst vom Pfad entfernt werden, um dann in einer ganz bestimmten Anordnung nach eigenen ästhetischen Formen neu

ausgelegt zu werden. Das Gesamtbild soll sich dem Betrachter als harmonisch präsentieren und ihm ein Gefühl der inneren Ruhe und Zufriedenheit geben. Ein anderes Beispiel für die Reproduktion der Natur sind Steingärten und künstliche Wasserläufe, die nach dem Vorbild von Landschaften und Wasserfällen angelegt sind. Die artifizielle Reproduktion lässt sich auch auf Lebewesen übertragen. Den Roboter wie einen Menschen aussehen zu lassen, kann als eine solche Art Imitierung der Natur und der Lebewesen angesehen werden.

Im Shintoismus gibt es die Legende von Amaterasu, der Sonnengöttin, die sich in einer Höhle versteckt. Um sie aus der Höhle hervorzulocken und damit das Sonnenlicht wiederzugewinnen, wird von den anderen Göttern ein Fest mit Musik, Tanz und lautem Lachen veranstaltet oder imitiert. Neugierig geworden erscheint Amaterasu am Eingang der Höhle um nachzusehen, was sich da abspielt. Die anderen Götter versperrten daraufhin den Zugang zur Höhle und schneiden ihr so den Rückweg ab. Damit war das Sonnenlicht wieder herbeigeführt und die Welt gerettet. Diese Geschichte spielt im Shintoismus eine große Rolle und zeigt, warum die Nachahmung, das Vortäuschen eines Lachens oder einer Emotion, nicht negativ gewertet wird in Japan. Das künstliche Lachen der Geishas, das ewige Lächeln findet seine Begründung und sein Daseinsrecht in dieser Geschichte. Es wird als positiv gewertet, weil es einen bestimmten Zweck hat und diesen erfüllt, weil es das Sonnenlicht wieder zurückbringt. Das gleiche Prinzip ist anwendbar auf das Gesicht eines Roboters. Der Androide HRP-4C kann mittels eines hinter der Gesichtsmaske versteckten komplizierten Mechanismus verschiedene Emotionen im Gesichtsausdruck darstellen. Es ist nicht wichtig, ob wahre Emotionen dargestellt werden, wichtig ist der Eindruck, den sie im Betrachter wecken. Und je besser die Gefühle imitiert werden, umso emotionaler reagiert das Gegenüber und umso bereitwilliger ist es, auf die ausgedrückten Gefühle einzugehen und sich mit dem Roboter auseinanderzusetzen. Dann ist ein erstes Ziel der Imitation und artifiziellen Rekreation erreicht, die Beeinflussung des Menschen durch den Roboter. Und darin findet sich die Begründung für die Bemühungen des Roboteringenieurs, eine Menschmaschine zu bauen.

Im Shintoismus gibt es keine klare Trennung zwischen dem Menschen, seiner Kultur und der Natur. Die Welt besteht vielmehr aus einem Netzwerk aus organischen und anorganischen Dingen, aus

Menschen, Bäumen, Felsen, Städten. Die Natur und die Lebewesen bilden ein kontinuierliches Netzwerk, in welches sich die Roboter einfügen, ohne die harmonische Koexistenz zu stören.

Der Roboter und der Supermarkt

Im Rahmen der Forschungstätigkeit am Institut JSK der Universität Tōkyō wird an Robotern geforscht, welche alltägliche Aufgaben im Haushalt verrichten sollen. Es gibt dort humanoide Roboter, die den Boden staubsaugen, Spaghetti kochen, Karten spielen oder das Geschirr abwaschen. Auch wenn die Roboter auf den ersten Blick tatsächlich autonom zu agieren scheinen, muss man den ersten Eindruck relativieren: es ist noch ein weiter Weg, bis Roboter wirklich die oben genannten Aufgaben in einem Haushalt autonom und selbstständig erfüllen können. Mehrere technische Hürden sind noch zu übersteigen, bevor man seinen Haushaltsroboter zum Einkaufen in den Supermarkt schicken kann. Die mechanische Konstruktion einer Laufmaschine stellt höchste Anforderungen an den Ingenieur und erlaubt die gewonnenen Kenntnisse z. B. für die Konzeption von Gehhilfen und Prothesen zu verwenden. Das erklärte Ziel, einen möglichst autonom agierenden Roboter zu konstruieren, bedingt, dass der Roboter seine Umgebung wahrnehmen kann. Um dies zu erreichen, werden heute sehr komplexe Bildverarbeitungsalgorithmen verwendet, mit deren Hilfe Informationen z. B. über ein bestimmtes Objekt gewonnen werden sollen, welches der Roboter ergreifen soll. Das Objekt muss identifiziert werden und seine Position und Orientierung müssen im dreidimensionalen Raum bestimmt werden. Die wahrscheinlich größte Hürde auf dem Weg zu einem Haushaltsroboter ist es, dem Roboter eine Entscheidungsbasis aufgrund seiner Erfahrungen und Beobachtungen zu geben, anhand derer er eigenständige Entscheidungen treffen kann, ohne dass jede einzelne Handlung vom Roboteringenieur im Voraus programmiert werden muss.

Ausblick

Ob dies nun aufgrund ästhetischer Gesichtspunkte, aus dem Wunsch eine perfekte Imitation zu schaffen, aufgrund der heldenhaften Taten der Roboter in Japanischen Mangas, oder einfach aus dem Wunsch

heraus resultiert, im hohen Alter nicht noch mit einer ganz anderen Kultur konfrontiert zu werden, Tatsache ist, dass Roboter in Japan auf eine ganz andere Akzeptanz als im Westen stoßen. Sie werden als freundliche und nützliche Wesen akzeptiert, zum Teil wird ihnen sogar eine Rolle in der Rettung Japans und der Welt in der Zukunft zugesprochen. Um die Frage nach der Roboterbeliebtheit in Japan einmal anders zu stellen: Warum sind Roboter bei uns im Westen so unbeliebt, oder warum können wir uns einen Haushaltsroboter schwer vorstellen, warum bereitet vielen Leuten diese Vorstellung Unbehagen? Der westliche Mensch kennt eine klare Grenze zwischen Kultur und Natur, zwischen sich und der Maschine. Durchstößt eine Menschmaschine wie ein humanoider Roboter diese Grenze? Kann ein Roboter in der Zukunft in unserer Gesellschaft zu so einer natürlichen Erscheinung werden wie z. B. das Auto es geworden ist? Es ist noch ein weiter Weg zu gehen, bis Roboter wirklich als Haushaltshilfen in unseren Alltag einziehen könnten. Bis dahin bleibt uns also noch etwas Zeit, um uns zu entscheiden, ob wir einen Roboter als Freund haben möchten oder doch lieber nicht.



Pause im Atrium

© Jan Verbeek

Das Festival Ohayō, Japan! als Raum der deutsch-japanischen Kulturbegegnung

Tom GRIGULL
Universität Leipzig

Im Anschluss an mein Studium der Theaterwissenschaft und Japanologie in Leipzig und Ōsaka – und parallel zu meiner Forschung über japanische Theatermasken – gründete ich 2006 das japanische Festival Ohayō, Japan!, das im Juli 2007 zum ersten Mal stattfand. Weitere Ausgaben folgten im September 2008, neben Leipzig auch in Dresden und Dessau, und im Oktober 2009, nur wenige Tage nach dem Stipendiatentreffen in Berlin.

Das Festival Ohayō, Japan! versteht sich als einen Raum der Begegnung mit japanischer Kultur in Deutschland, vor allem mit Theater und Tanz, aber auch bildender Kunst und Musik. Die Mehrzahl der Künstler reist direkt aus Japan an.

Leipzig als Ursprung und Zentrum des Festivals

Schwerpunkt des Festivals war und ist mein Studienort und meine Wahlheimat Leipzig, zum einen weil es hier kaum japanbezogene Kulturprojekte gibt und weil spannende Räume und konstruktive Partner zur Verfügung standen. Zum anderen weil Leipzig als größte Stadt im Osten Deutschlands einigen Nachholbedarf in der Begegnung mit japanischer Theaterkultur hatte. Das war bedingt durch die relative Abschließung der DDR gegenüber Japan, die sich erst durch Erich Honeckers Japanreise 1981, verbunden mit der Anbahnung intensiverer Wirtschafts-, Kultur- und Wissenschaftskontakte in den Jahren zuvor substanziell veränderte. Hinderlich war auch die Verlagerung der Japanologie an der Leipziger Universität, deren Anfänge sich bis 1878 belegen lassen, ab 1959 nach Berlin (Ost). Die Neugründung der Japanologie erfolgte 1996, ich selbst bin Absolvent im vierten Jahrgang.

Es gab weder in Leipzig noch andernorts Vorbilder für den breiten Ansatz des Festivals Ohayō, Japan!, das seinen Schwerpunkt

im lebendigen Akteur sieht, seinen Ausdrucksformen in Theater, Tanz, Bildender Kunst und Musik, auch im Film.

2009 fand das dritte Festival unter dem Motto „Wunder (unplugged)“ statt und verstand sich auch als ein Beitrag zu den zahlreichen Jubiläen des vergangenen Jahres, in dem nicht nur 600 Jahre Leipziger Universität, 20 Jahre Sturz der kommunistischen Regierung in der DDR sondern auch 140 Jahre Leipziger Museum für Völkerkunde/Grassimuseum gefeiert werden konnten. Die Museen im Grassi¹ stellen eine erst wieder zu entdeckende „Schatzinsel“ dar, seit der Wiedereröffnung 2005 wurden und werden Jahr für Jahr weitere Teile der Dauerausstellungen in den Museen für Völkerkunde, Angewandte Kunst (Kunsth Handwerk) und Musik wieder eröffnet. Ab Februar 2010 werden im Museum für Angewandte Kunst auch japanische Nō-Masken zu sehen sein, die große Sammlung der Völkerkunde, die Schwerpunkt meiner wissenschaftlichen Forschung ist, bleibt aus restauratorischen und aus Platzgründen weiterhin im Magazin und wird nicht ausgestellt.

Das Festival entwickelte sich aus meiner Theaterforschung heraus und wurde nach einigen Vorgängerprojekten in Zusammenarbeit mit der Universität und den Museen im Grassi, bei denen erstmals in Leipzig Nō-Spieler mit Aufführungen und Lecture Performances zu erleben waren, als eigenständiges Kunstprojekt mit breiterem Ansatz in der freien Theater- und Kunstszene in Leipzig realisiert.

Aufgrund meiner Ausbildung hielt ich es für notwendig und wichtig, gerade Tanz und Theater aus Japan zwischen Tradition und Moderne in Leipzig vorzustellen. Damit sollten Impulse für die freie und institutionalisierte Theater- und Kunstszene in der Region, aber auch Anregungen für das breite Publikum, für das fast alle der künstlerischen Projekte aufgrund der geographischen, aber auch der kulturellen und sprachlichen Distanzen und Barrieren neuartig waren und sind.

Heute bietet Leipzig neben den bereits erwähnten Anknüpfungspunkten in Universitätsgeschichte, in den Museen im Grassi und in Verlagshistorien, auch im laufenden wirtschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Austausch einige Anknüpfungspunkte zwischen dem Lokalen und dem fernen Japan. Allerdings sind diese im Vergleich zu anderen deutschen Städten mit größeren japanischen Gemeinden, mit Botschaften, Konsulaten oder Kulturinstituten

¹ Museum für Völkerkunde, Museum für Angewandte Kunst, Museum für Musikinstrumente. (d. Red.)

nominell, ökonomisch und auch institutionell deutlich schwächer. Im kulturellen Bereich herrscht der Export bzw. der Konsum von europäischer Musiktradition durch Japaner vor. Das Gewandhaus-Orchester ist in Japan gern zu Gast, das Mendelssohn-Haus in Leipzig mit japanischen Geldern restauriert und zum Museum ausgebaut worden, auch ein Denkmal für den jung verstorbenen Komponisten Taki Rentarō stifteten japanische Mäzene. Das alljährlich im Juni stattfindende Bach-Fest, mit großem Budget von der Stadt Leipzig gefördert, ist für japanische Reisegruppen ein Magnet, was auch der intensiven Kontaktpflege eines japanischen Mitarbeiters im Bach-Archiv zu verdanken ist. Doch es gibt kaum Möglichkeiten mit authentischer japanischer Kultur in Kontakt zu kommen, obwohl Leipzig seit Jahren auch Anziehungspunkt für Studenten nicht nur der europäischen Musik sondern auch der Buchkunst, Gestaltung und Photographie bzw. Malerei an der hiesigen Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) geworden ist.

Zur Struktur des Festivals

Entstanden als private Initiative, organisiert in intensiver Vorleistung von Arbeitsstunden und Auslagen, ist das Festival bis heute institutionell unabhängig geblieben und von Jahr zu Jahr bin ich als Leiter und Organisator erneut darauf angewiesen, mit Künstlern, Partnern im Bereich öffentliche Förderung und privates Sponsoring sowie Theatern und Galerien als Veranstaltungsorten Gespräche zu führen und mit viel Glück und dem Vertrauen auf gutes Gelingen unmöglich erscheinende Kunstwunder möglich zu machen.

Organisatorisch unterscheidet sich unsere Arbeit nicht wesentlich von der anderer öffentlicher bzw. öffentlich geförderter Festivals, allerdings ist unsere Situation ökonomisch immer prekär, vor allem weil es keine langfristige und kontinuierliche Förderung gibt. In der Regel sind 18 bis 24 Monate nötig, um ein Festival vorzubereiten und zu realisieren. Diese Vorbereitungszeit haben wir bisher immer unterschritten, aber nach drei Festivals 2007 bis 2009 ist das nächste erst wieder für 2011 geplant.

Neben motivierten Absolventen verschiedener Studienrichtungen, die in der Kernorganisation des Festivals helfend tätig waren, sind über die Jahre unmittelbar zur Festivalzeit auch zahlreiche Studenten der Theaterwissenschaft und Japanologie als freiwillige

Helfer beim Festival dabei gewesen und konnten so auch im engen Kontakt mit den Künstlern aus Japan und bei der Begleitung der Arbeitsprozesse unmittelbare Eindrücke gewinnen. Eine institutionelle Unterstützung durch das Institut für Theaterwissenschaft und das Seminar für Japanologie an der Universität Leipzig gab es nicht, trotz gewisser Sympathien. Das ist bis heute bedauerlich, da sich das Festival als angewandte Forschung versteht und in künstlerischen und organisatorischen Formen zahlreiche neue Wege beschritt, die auch nachhaltige Erkenntnisse gewinnen ließen.

Zur Absicherung unserer Arbeit haben wir seit Beginn die Festivals mit Photographien, Videoaufnahmen und seit dem zweiten Jahr auch mit eigenen Programmbüchern und Kunstkatalogen begleitet und dokumentiert.

Das Festival hat im Wesentlichen fünf Säulen: Die aus Japan eingeladenen Gastspiele, seltener sind auch in Deutschland oder Europa arbeitende Japaner darunter; die von einigen Künstlern abgehaltenen Workshops, darunter Butō-Tanz, Nō-Spiel oder auch japanisches Figurentheater; künstlerische Begegnungen; kleine Produktionen von deutschen und japanischen Künstlern, die zur Festivalzeit vor Ort entstehen; außerdem Musik und Konzertprogramm und Bildende Kunst.

Gastspiele

Unter Gastspielen verstehen wir fertige Produktionen, die nach Möglichkeit als Europa-Premieren oder zumindest Leipzig-Premieren dem hiesigen Publikum vorgestellt werden. Zu den eingeladenen Produktionen gehörten unter anderem in den letzten drei Jahren Arbeiten des Figuren-Spielers Okamoto Hōichi und seines eigenwilligen Puppentheaters Hyakki Dondoro, auch sein Schüler Morita Kuniharu war mit seiner eigenen Gruppe bereits zu Gast. Die Butō-Tänzer Yamamoto Moe und Shirazaka Kei von Kanazawa Butokan, die Tänzerin Fukuzaki Mayumi aus Berlin, aber auch die Nihon-buyō-Tänzerin Hayashi Eiko (Nihon-buyō ist klassisch wirkender, sanfter Tanz) stellte ihre Arbeit mit einem Gastspiel vor. Darüber hinaus hatten wir Wiener Figurentheater nach japanischen Motiven, die Arbeiten eines Leipziger Regisseurs, der schon sehr lange in Japan lebt, aber auch Produktionen mit dem Nō-Spieler Matsui Akira, den

Kyōgen-Spielern Shigeyama Shime und Shigeyama Yoshinobu zu Gast.



Keshin – Figurentheater Hyakki Dondoro, Gastspiel 2007 (© Winja Lutz)

Workshops

Die wichtigsten Künstler baten wir um die Veranstaltung von in der Regel mehrtägigen Workshops. So führte Yamamoto Moe 2007 und 2008 Butō-Workshops durch, bei denen kleine Präsentationen entstanden. Auch Nō- und Kyōgen-Workshops wurden veranstaltet, ebenso ein Figurentheater-Workshop. Die mehrtägigen Projekte richteten sich eher an bewegungserfahrene Teilnehmer, wobei Erfahrung auf eigener Einschätzung beruhte, jeder Teilnehmer, der es sich zutraute und versuchen wollte, konnte dabei sein. Diese Workshops sollten vor allem den Raum für eine intensive eigene Beschäftigung mit der Technik des japanischen Theaters und Tanzes ermöglichen, in dem die in den Aufführungen erlebte Präsenz der Akteure durch eigene Arbeit wenigstens ansatzweise erlernt wird und im besten Falle als grundlegende und umfassende Technik zu erfahren ist.

2009 führten wir aus organisatorischen und auch finanziellen Gründen zwei halbtägige Workshops durch, die sehr gut besucht und

im Prinzip für alle offen waren. Sie können im Vergleich zu den mehrtägigen Kursen der Vorjahre als „Schnupperprogramm“ bezeichnet werden.



Nō-Workshop, 2008

(© Manuela Kasemir)

Begegnungen

Als Begegnungen (*geijutsu-teki-na deai* bzw. *collaborations*) bezeichnen wir die Work-in-Progress-Improvisationen, die in der Festivalzeit vor Ort entstehen und von deutschen und japanischen Künstlern verschiedener Genres gemeinsam erarbeitet werden. Dabei trafen sich bisher deutsche Figurenspieler und Musiker mit einer japanischen Butō-Tänzerin, eine deutsche Puppenspielerin und ein japanischer Cello-Performer, ein japanischer Nō-Tänzer und eine Butō-Tänzerin zusammen mit einem französischen Videokünstler und einem japanischen Altsaxophonspieler. Zudem arbeiteten eine deutsche Undergrountänzerin mit japanischen Butō-Tänzern und einem deutschen Jazz-Musiker, ein deutscher und ein japanischer Figurenspieler improvisierten zusammen. Die einzelnen Projekte folgten unterschiedlichen Konzepten, die eng auf die beteiligten Akteure abgestimmt waren und auch die Probezeiten waren unterschiedlich. Einige Tänzer probten

gar nicht und improvisierten zusammen mit dem Musiker am Abend der Vorstellung, andere probten drei bis fünf Tage, stellten dabei Material zusammen, arrangierten Szenen. Alle Begegnungen wurden mindestens einmal vor Publikum aufgeführt, die meisten sogar öfter, dabei konnten Entwicklungen beobachtet werden. Die Begegnungen fanden beim Publikum großes Interesse, die Künstler konnten andere Facetten ihrer Kunst und andere Spielmöglichkeiten zeigen als bei ihren Gastspielen.

Bildende Kunst und Musik als weitere Schwerpunkte

Die programmatischen Säulen Bildende Kunst und Musik haben neben Theater und Tanz immer eine wichtige Rolle im Festivalprogramm gespielt, und so gehörten Kunstaustellungen, Kunst-Workshops und Performances von Beginn an dazu. Dabei arbeiteten wir mit Galerien zusammen und zeigten in Kooperationen vor allem Werke von in Deutschland arbeitenden Japanern, aber auch auf Japan bezogene Arbeiten deutscher Künstler. Auch auf die Gestaltung unserer Werbemedien, der Postkarten, des gestempelten Plakats und schließlich auch der Programmbücher und Kunstkataloge legten wir großen Wert und banden dabei auch die bildenden Künstler eng mit ein. Diese Medien prägten in ihren eigenen Formen auch das Gesicht des Projektes.

Im musikalischen Bereich hatten wir vor allem Konzerte und Performances im Programm. Auch Filme waren Teil des Festivalprogramms, so 2007 ein Kitano-Takeshi-Filmreihe und 2008 Filme zu Butō und die Premiere eines deutsch-japanischen Dokumentarfilm-Projektes.

Orte des Festivals – freie Theater, Institutionen und Galerien

Das Festival findet an verschiedenen Orten statt: in freien Theatern in Leipzig und Dresden, 2008 auch mit dem Bauhaus Dessau, bis zu diesem Jahr mit dem Spinnwerk (Jugend-Experimentier-Bühnenraum des Centraltheaters, dem städtischen Theater Leipzigs). Das Festival ist in den beteiligten Theatern und Kunsträumen zu Gast, teilweise stellen die Orte auch eigene Projekte für das Festivalprogramm

zusammen, organisatorisch und logistisch ist das Festival bisher aber mit keinem der Orte selbst identisch geworden.

Wahrnehmung des Festivals beim Publikum und in der Presse

In der Öffentlichkeit und Presse wurde das Festival von Beginn an breit rezipiert. Magazine kündigten die Veranstaltungen bilderreich und mitunter auch frei von Japan-Klischees an, auch wenn die Begegnung mit der erwarteten oder auch ersehnten Exotik weiterhin eine wichtige Motivation für ein breiteres Publikum bleibt.

In jedem Jahr fanden sich in den Rezensionen zu den einzelnen Veranstaltungen des Festivals recht differenzierte Beschreibungen individueller Seherlebnisse und Begegnungen.

Auch in Radiobeiträgen, Fernsehberichten und selbst in Blogs von Illustratoren war das Festival vertreten und löste so eine weitere eigene Beschäftigung mit den Inhalten aus.

Zur Finanzierung des Festivals

Das Festival konnte in jedem Jahr mit viel Mühe öffentliche Förderungen aus Deutschland und Japan einwerben, aber mit jedem Festival stellt sich die Frage der Finanzierung aufs Neue und auch das Budget schwankt extrem. So ist das Festival gezwungen, sich jedes Mal wieder neu zu erfinden, um die Arbeit konsequent weiterzuentwickeln. Die Förderer kamen von verschiedenen Ebenen in Deutschland und Japan, darunter waren die Japan Foundation, das Bunkachō und das EU-Japanfest. In Deutschland fördert uns vor allem die Stadt Leipzig kontinuierlich, wenn auch in bescheidenem Umfang, Bund und Freistaat haben das Festival ebenfalls unterstützt.

Zur Zukunft des Festivals

Das Festival soll 2011 das nächste Mal stattfinden, wenn es gelingt auch in Japan. Es ist ein schon lang gehegter Wunsch, den Dialog zwischen den Künsten in beiden Ländern zu führen und neben einigen Festivals in Deutschland auch in Japan Festivals zu organisieren, auf denen aktuelles freies Theater aus Deutschland erlebt werden

kann. Vor allem die bereits erarbeiteten Begegnungen sollen in Variationen und in neuen Paarungen zusammen- und fortgeführt werden. Die Zukunft wird zeigen, ob und wie sich diese Träume realisieren lassen.



The Sea of Memories, Gastspiel Kanazawa Butōkan 2007

(© Winja Lutz)

Kontakt:

Tom Grigull, M.A. – Künstlerischer Leiter
0162-1815926, Holbeinstraße 77, 04229 Leipzig
www.ohayo-japan.de tom@ohayo-japan.de

Ki, kokoro und das Wetter

Analyse einer Passage aus Sōsekis Roman *Sanshirō*.

HISAYAMA Yuho
Technische Universität Darmstadt
Universität Kyōto

1. Einleitung

Ki (気) und *kokoro* (心) gehören sicherlich zu jenen japanischen Wörtern, die sich kaum oder nur sehr schwer übersetzen lassen. Eigentlich müssten sie sogar als typische Beispiele für die Unmöglichkeit einer Übersetzung apostrophiert werden. Will man sie trotzdem im Deutschen wiedergeben, so könnte man das Wort *kokoro* zunächst mit „Herz“, dann aber auch mit „Gemüt“ oder „Zentrum (des Menschen)“ umschreiben.¹ Dem Begriff *ki* wohnt vieles aus den Bereichen „Geist“, „Gefühl“, „Stimmung“ oder „Atmosphäre“ inne,² aber eine genaue Wiedergabe scheint schon deshalb unmöglich, weil, wie Peter Pörtner festgestellt hat, dem Wort manchmal „eine Doppel- ja GEGENSinnigkeit“³ zu eigen ist.

Angesichts solcher Übersetzungsprobleme empfiehlt es sich, zunächst das Verhältnis der beiden Termini zueinander in einem geschlossenen – nämlich dem japanischen – Sprachsystem näher zu verfolgen. In verschiedenen bisherigen Untersuchungen zum Wort *ki* wurde oft und zu Recht auf dessen gegensätzlichen Charakter zu *kokoro* hingewiesen. Nach Kimura Bin bringen *kokoro*-Redewendungen

¹ Vgl. Guido Rappe: „*Kokoro* – Versuch einer Annäherung an das Verständnis des Herzens in Japan“, in: Georg Berkemer und Guido Rappe (Hrsg.): *Das Herz im Kulturvergleich*. Berlin: Akademie Verlag, 1996, S. 41–69.

² Vgl. Peter Pörtner: „Notizen zum Begriff des *Ki*“, in: G. S. Dombrady und Franziska Ehmcke (Hrsg.): *Referate des IV. Deutschen Japanologentages in Köln, 12.–14. April 1984*. Hamburg: Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, 1985, S. 225–254. S. a. Gernot Böhme: „Brief an einen japanischen Freund über das *Zwischen*“, in: Tadashi Ogawa, Michael Lazarin und Guido Rappe (Hrsg.): *Interkulturelle Philosophie und Phänomenologie in Japan. Beiträge zum Gespräch über Grenzen hinweg*. München: iudicium, 1998, S. 233–239.

³ Peter Pörtner: a.a.O., S. 215.

„hauptsächlich den subjektiven Zustand des eigenen Ich zum Ausdruck, d.h. einen Bewusstseinszustand, der eine bestimmte Zeit lang im Inneren des eigenen Ich andauert und sich durchhält, ohne Beziehung zu dem, was sich unmittelbar jetzt und hier vor meinen Augen abspielt und geschieht.“ Die *ki*-Redewendungen dagegen „stehen prinzipiell immer in einem Zusammenhang mit Umständen, Ereignissen oder Dingen, die sich unmittelbar vor den eigenen Augen abspielen“.⁴ In diesem Kontext ist auch die Feststellung von Yamaguchi Ichiro zu sehen, dass bei *ki* „meistens die momentane, jetzt fungierende Funktion thematisch“ sei, „während demgegenüber das Kokoro eine verfestigte, substantielle Eigenschaft zum Inhalt hat. Durch diese Gegenüberstellung ist evident geworden, dass das Ki beweglich, leicht, fein und vage, wendig nach außen, funktionell und kosmisch ist, das Kokoro hingegen fest, gewichtig, relativ deutlich, verinnerlicht, substantiell und individuell.“⁵

2. Textbeispiel

Diese Unterscheidung zwischen *ki* und *kokoro* soll nun anhand eines Textbeispiels aus dem Roman *Sanshirō* (Erstveröffentlichung im Jahre 1908) von Natsume Sōseki (1867–1916) detailliert analysiert werden.⁶ In dieser für den Verlauf des Romans wichtigen Passage veranschaulicht Sōseki durch die Beschreibung eines Wetterphänomen den Unterschied zwischen *ki* und *kokoro*. *Sanshirō* ist der Name der Hauptfigur des Romans, Mineko ist eine junge Frau, in die *Sanshirō* vage verliebt ist.

»Der Himmel ist trübe geworden«, sagte Mineko.

Sanshirō hob die Augen vom fließenden Wasser und blickte in die Höhe. Es war nicht das erste Mal, dass er einen solchen Himmel sah, aber es war das erste Mal, dass er den Ausdruck hörte, er sei trübe geworden. Ja, es gab wirklich kein besseres Wort, um diesen Himmel zu beschreiben. Bevor er etwas entgegenen konnte, sprach

⁴ Bin Kimura: *Zwischen Mensch und Mensch. Strukturen japanischer Subjektivität*. Übers. und hrsg. von Elmar Weinmayr. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1995, hier S. 127.

⁵ Ichiro Yamaguchi: *Ki als leibhaftige Vernunft. Beitrag zur interkulturellen Phänomenologie der Leiblichkeit*. München: Fink, 1997, hier S. 61.

⁶ Diese Passage wurde schon in Zusammenhang mit der Unterscheidung zwischen *ki* und *kokoro* von Peter Pörtner kurz erwähnt (a.a.O., S. 224).

Mineko weiter: »Er ist so schwer. Er sieht aus wie Marmor!«

Mit zugekniffenen Augen blickte sie in die Höhe. Die Augenschlitze blieben eng, als sie sie gelassen zu Sanshirō hinwandte. »Nicht wahr, er sieht aus wie Marmor?« Sanshirō blieb nichts übrig, als zu antworten: »Ja, genau wie Marmor!« Danach schwieg Mineko. Eine Weile verging, bis Sanshirō sagte: »Unter diesem Himmel wird das Herz schwer; die Sinne werden leicht.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Mineko.

Sanshirō meinte nichts damit. Ohne zu antworten, fuhr er fort: »Es ist ein Himmel, bei dem man beruhigt träumen kann.«

»Er scheint sich zu bewegen, und doch bewegt sich nichts in ihm.« Mineko begann wieder, die fernen Wolken zu betrachten.⁷

Was Sanshirō in dem von mir unterstrichenen Satz sagt, lässt sich anhand des japanischen Originals mit Blick auf die beiden hier untersuchten Termini ungefähr wie folgt wiedergeben: „Unter einem solchen Himmel wird das *kokoro* schwer, aber das *ki* wird leicht.“⁸ Hier ist die Gegenüberstellung des schweren *kokoro* und des leichten *ki* ganz evident. Mineko bezeichnet zuerst den Himmel als „schwer“, was Sanshirō dann damit kommentiert, dass sein *kokoro* ebenfalls „schwer“ sei. Wenn er aber gleich danach sagt, dass das *ki* leicht werde, erfährt der Leser sozusagen eine drastische Wende von der „Schwere“ des Wetters und der des *kokoro* zur „Leichtigkeit“ des *ki*.

Dies erscheint auf den ersten Blick widersprüchlich zu dem, was Kimura und Yamaguchi in Bezug auf den Charakter des *ki* formulierten, denn in dieser Szene ist das Wetter wolkig und „schwer“, oder, mit Minekos Worten ausgedrückt: »Er [d.i. der Himmel] ist so schwer. Er sieht aus wie Marmor!«. Warum hier das *ki* nicht als „schwer“, sondern als „leicht“ verspürt wird, auch wenn es sich dabei um etwas handelt, das sich „prinzipiell immer in einem Zusammenhang mit Umständen, Ereignissen oder Dingen“ ereignet, „die sich unmittelbar vor den eigenen Augen abspielen“ (Kimura), oder das „meistens die momentane, jetzt fungierende Funktion thematisch“ repräsentiert (Yamaguchi), soll im Folgenden vor allem in Bezug auf das „Leicht-Werden des *ki*“ näher betrachtet werden.

⁷ Natsume Sōseki: *Sanshirōs Wege*. Übers. u. Nachw. von Christoph Langemann, Berlin: be-bra-verlag, 2009, S. 110f.

⁸ Hier vom Verfasser nach der folgenden japanischen Ausgabe übersetzt: *Sōseki zenshū*. Bd. 5, Tōkyō: Sōseki zenshū kankō kai, 1936, S. 160.

「かふ云う空の下にみると、心が重くなるが氣は軽くなる。」

3. Analyse

Zu hinterfragen ist zunächst einmal, was überhaupt das „Leicht-Werden des *ki*“ (*ki ga karuku naru*) im Japanischen bedeuten kann. Beginnen wir mit dem Terminus „*kigaru*“ (*ki*-leicht): Dieses Wort wird adjektivisch verwendet und bedeutet soviel wie „leichtblütig“, „leichtlebig“ oder „leichtfüßig“. Ein Satz wie z. B. „Er ist *kigaru*“ würde also ungefähr heißen: „Er hat (immer) keine Sorge“. Es gibt im Japanischen noch eine andere ähnliche Redewendung: Ein Problem „wird nicht zum *ki*“ (*ki ni naranai*). Dies ist die Negation des Ausdruckes „zum *ki* werden“ (*ki ni naru*), der so viel wie „sich (sorgenvoll) dauernd mit etwas beschäftigen“, „nicht aus dem Sinn gehen“ oder „auf die Nerven fallen“ bedeutet.⁹

Diese beiden japanischen Redewendungen zeigen uns, dass die Leichtigkeit des *ki* einer Situation entspricht, in der das *ki* nicht als eine störende Sorge spürbar ist, weil das *ki* nicht als schwer wahrgenommen wird, um sich als ein Problem niederschlagen zu können, und es uns somit auch nicht beschweren kann. Ein Leicht-Werden des *ki* wird dann als solches empfunden, wenn man das *ki* nicht mehr deutlich schwer fühlen kann, denn in diesem Fall hat sich die das *ki* beschwerende Angst verflüchtigt.

Was aber würde dazu führen, dass das *ki* nicht mehr als schwer wahrgenommen wird? Den oben zitierten Äußerungen von Kimura und Yamaguchi nach ist zu vermuten, dass es sich beim *ki* nicht um eine unabhängige „fensterlose“ Substanz, sondern eher um das *Verhältnis* zwischen dem Ich und seiner Umwelt handelt, das im Zusammenhang von „hier und jetzt“ zu spüren ist. Unser körperlicher Zustand, oder besser: *unser leibliches Sich-Befinden* kann hierbei als Schlüssel dienen, denn es ist unser Leib, der sich im Zusammenhang von „hier und jetzt“ als ein überaus wichtiges Medium zwischen dem Ich und der Umwelt zeigt.¹⁰ Dabei ist sein Verhältnis zu *ki* und *kokoro* von ganz besonderem Interesse, weil er einerseits meistens als das Gegenteil zum *kokoro* und andererseits als ein dem *ki* verwandter

⁹ Peter Pörtner: a.a.O., S. 245.

¹⁰ Ein Überblick zu diesem Thema findet sich bei Thomas Fuchs: *Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1990, bes. Kap. 2: Leibphänomenologische Entwürfe im 20. Jahrhundert (S. 43–85) u. Kap. 3: Der Leib (S. 87–150); Bernhard Waldenfels: *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2000; Käthe Meyer-Drawe: Art. „Leib“, in: *Wörterbuch der phänomenologischen Begriffe*. Hamburg: Meiner, 2004, S. 331–337.

Begriff anzusehen ist.

Was für ein leibliches Sich-Befinden zeigt sich beim „Leicht-Werden des *ki*“? Es ist ein Zustand, den man als eine Art Beruhigung, Entspannung, oder „Weitung“ bezeichnen kann d. h. als ein deutliches Gegenmoment zur Angst, bei der es sich um die „Verengung“ des Leibes durch leibliche Anspannung handelt. Hermann Schmitz hat diesen leiblich angespannten Zustand „die Enge des Leibes“ genannt.¹¹ Aus einer solchen leibphänomenologischen Sicht könnte man das Leicht-Werden des *ki* auch als Entkommen aus eben dieser Enge betrachten.

Die Leichtigkeit des *ki* steht so gesehen mit dem, was Sanshirō gegen Ende der oben zitierten Passage äußert, in deutlicher Kongruenz: Das, was er über den Himmel sagt, könnte man anhand des Originales in wörtlicher Übersetzung so wiedergeben: »Es ist ein Himmel, als ob ich beruhigt träume.«¹² Er beruhigt sich hier, obwohl ihm bewusst ist, dass diese Beruhigung nur im Traum möglich ist: Damit wird angedeutet, dass das Leicht-Werden des *ki* eher für unrealistisch gehalten werden soll. Sein schweres *kokoro* verweist andererseits auf seine unruhige Mentalität, nur dass das Schwer-Werden des *kokoro* aus der oben zitierten Situation nicht völlig unmittelbar erklärt werden kann. Dem Leser sind jedoch verschiedene reale Probleme Sanshirōs bekannt, wie z. B. sein unklares Liebesgefühl Mineko gegenüber, oder auch seine vage Angst vor dem neuen Leben in der Großstadt Tōkyō und vor der Zukunft überhaupt. Daraus kann man den Schluss ziehen, dass es sich bei *kokoro* eher um eine vage, ja fast unbewusste Reflektion auf das Selbst handelt. Diese ich-bezogene Stimmung muss Sanshirō offenbar schon unterschwellig bewusst gewesen sein, bevor sein rationales Ich in der Lage war, sie klar zu erkennen.

Das Wetter und das Gefühl schließen sich im obigen Zitat eng aneinander an: Diese Situation macht „das *ki* leicht“. Bemerkenswert ist dabei, dass das Wetter auf Japanisch als „*ki* des Himmels (*ten-ki* 天気)“ bezeichnet wird. In dem oben zitierten Textbeispiel treffen also zwei verschiedene *ki* aufeinander, nämlich *ki* als Wetters und *ki* als Gefühl Sanshirōs,¹³ die sich aber eigentlich nicht voneinander trennen

¹¹ Hermann Schmitz: *System der Philosophie*. Bd. I: Die Gegenwart, 2. Aufl. Bouvier: Bonn, 1981, S. 169ff.

¹² *Sōseki zenshū*, a.a.O. (Anm. 8) 「安心して夢を見てゐる様な空模様だ」.

¹³ Da *ki* nicht als festkörperlich, sondern eher als wasser- oder gasförmig vorzustellen ist, wäre es zutreffender, nicht von der „Ähnlichkeit zweier *ki*“, sondern

lassen. Die Schwere des *kokoro* kommt in der Schwere des Wetters zur Ruhe, denn der Kontrast zwischen der eigenen Stimmung und der seiner Umwelt (insbesondere der durch das Wetter erzeugten dortigen Atmosphäre) ist hier nicht eindeutig feststellbar und in dieser Art und Weise auch verschwommen. So entsteht der Eindruck, als ob Sanshirō beruhigt träume.

Wenn man diesen Zustand mit Blick auf das leibliche Sich-Befinden betrachtet, dann lässt sich eine klare Weitung des Leibes beobachten, die das Gegenmoment der Verengung des Leibes darstellt. Die Leichtigkeit des *ki* im oben zitierten Kontext könnte also auf eine solche dynamische Schwellung als „private, entspannte Weitung des Leibes“¹⁴ verweisen, weil sie, wie oben gesehen, ein Entkommen aus der Enge des Leibes bezeichnet. Das „Leicht-Werden des *ki*“ ist im Hinblick darauf also eine dynamische Weitungstendenz des Leibes, der einer wetterbestimmten Atmosphäre ausgesetzt und davon derart beeinflusst wird, dass man keine genaue Grenze zwischen dem Ich und der Umwelt mehr ziehen kann.¹⁵ Das *ki* wird erst dann leiblich wahrnehmbar, wenn verschiedene *ki* bei einem derartigen, einen dynamischen Kontrast hervorrufenden Aufeinandertreffen zusammenkommen. Ansonsten bleiben die Bewegungen und Zustände des *ki* für uns schwer spürbar: Es ist eben die nicht spürbare Leichtigkeit des *ki*.

4. Fazit

Nun könnte man anhand dieser Analyse versuchen, *ki* und *kokoro* unter einem neuen Aspekt voneinander abzugrenzen, und die These aufstellen, dass man mit dem *kokoro* die ich-bezogene, d. h. reflektierte Realität wahrnimmt, mit *ki* dagegen aber die leiblich unmittelbare, d. h. reflektionslose Erfahrung der Stimmung und der Atmosphäre. Was Sanshirō mit seinem *kokoro* – das eigene Ich unbewusst reflektierend – wahrgenommen hat, wirkt „schwer-machend“ auf ihn ein, da

von der „Vermischung verschiedener *ki*“ zu sprechen.

¹⁴ Hermann Schmitz: *System der Philosophie*. Bd. II, Teil 1: Der Leib, Bouvier: Bonn, 1965, S. 195.

¹⁵ Man sieht zwar den durch Haut und Knochen bestimmten Umriss (die Kontur) des menschlichen Körpers, aber diese Körperlichkeit können wir nicht so präzise spüren. Die Hände werden z. B., wenn man sie nicht sieht, bloß als Bereiche gespürt, deren Umriss man nur sehr schwer feststellen kann. Vgl. den Begriff der *Leibinsel* von Schmitz (Hermann Schmitz: a.a.O., S. 25ff. u. S. 151ff.).

er im realen Leben verschiedene Schwierigkeiten hat. Es handelt sich hier um eine eher statische, dauerhafte Wahrnehmung der Schwere. Zudem scheint das trübe Wetter diese Probleme widerzuspiegeln, weshalb das *kokoro* in der zitierten Szene immer schwerer wird. Dennoch spürt Sanshirō die Leichtigkeit des *ki*: Dies deutet darauf hin, dass er den dynamischen Kontrast zwischen der eigenen Stimmung und der durch das Wetter erzeugten Atmosphäre nicht mehr in aller Deutlichkeit, sondern nur noch verschwommen verspürt, woraus dann sein Gefühl resultiert, dass er unter einem Himmel wie diesem „beruhigt träumen“ könne. Der Grund dafür liegt meiner Interpretation nach in der Weitung des Leibes. Die Grenze zwischen dem Ich und der Umwelt ist hier so verschwommen, dass der Leib des Protagonisten sich entspannen und eine Schwellung erfahren kann.

In der von mir ausgewählte Passage ist also das Verspüren beider Wahrnehmungen sowohl mit dem ich-bezogenen, dauerhaften *kokoro* als auch mit dem leiblichen, unmittelbaren *ki* zu beobachten. Dies ist aber nicht so zu verstehen, dass es zwischen *ki* und *kokoro* keine intelligible Brücke gibt, weil es sich ja schließlich um ein *einziges* Sich-Befinden Sanshirōs handelt: Innerhalb dieses „melancholischen“¹⁶ Sich-Befindens sind zwei verschiedene Gegenmomente bzw. Gegenrichtungen – nämlich das Schwer-Werden des *kokoro* und das Leicht-Werden des *ki* – zu beobachten. Wir haben es hier also keineswegs mit einem auf japanische Weise formulierten Cartesianismus zu tun, sondern mit einem universal zu beobachtenden Komplex des menschlichen Sich-Befindens.

Wichtig ist deshalb die im Text Sōsekis implizierte Tatsache, dass Sanshirō die zwei Aspekte der Gegenwart nur schwer gleichzeitig – mit *kokoro* und *ki* – wahrnehmen kann. Es ist eher ungewöhnlich, eine solche doppelte Wahrnehmung zum Ausdruck zu bringen, und

¹⁶ Unter „Melancholie“ versteht man sowohl das melancholische Gefühl des Gedrückt-Seins, d. h. die Verengungstendenz des Leibes, als auch die „süße“ bzw. „sanfte“ Melancholie, d. h. die Weitungstendenz des Leibes. Um aber die letztgenannte Tendenz zu erfahren, scheint es wichtig zu sein, dass man sich in der seinem Gefühl korrespondierenden Situation befindet: Ein typisches Beispiel einer solchen Korrespondenz ist die hier zitierte atmosphärische Erfahrung unter dem „trüben“ Himmel. In diesem Sinne sollte man sagen, dass die in meinem Beitrag analysierten beiden Tendenzen – nämlich das Schwer-Werden des *kokoro* und das Leicht-Werden des *ki* – u. U. einer „melancholischen“ Erfahrung innewohnen können. Zum historischen Hintergrund des Begriffs „Melancholie“ vgl. Raymond Klibansky, Erwin Panofsky und Fritz Saxl: *Saturn and Melancholy. Studies in the History of Natural Philosophy, Religion and Art*. London: Nelson, 1964.

eben deshalb erkundigt sich Mineko explizit noch einmal danach, was Sanshirō eigentlich gemeint habe. Doch auch ihm ist offenbar nicht klar, warum er einen solchen doppelt konnotierten Ausdruck gewählt hatte. Darum kann er auf Minekos Frage zunächst auch nichts anderes erwidern als: „Sanshirō meinte nichts damit.“



© Jan Verbeek

Politischer Wandel in Nordkorea?

Sven HORAK
Universität Duisburg-Essen
Korea Universität

1. Einleitung

Im wissenschaftlichen Diskurs besteht ein breiter Konsens, dass die Chance hoch ist, z. B. in einer Rezession, einer Krise oder während politischer Reformen Kräfte zu mobilisieren, die zu einer Regimeänderung führen.¹ Man nimmt an, dass wirtschaftliches Versagen die staatliche Legitimität untergräbt, zu Pluralismus führt und somit der Demokratisierung Aufwind verleiht. Beobachtungen dieser Art wurden in südamerikanischen Staaten gemacht, z. B. in Argentinien, Bolivien und Peru, sowie in asiatischen Staaten, z. B. auf den Philippinen, wo in wirtschaftlichen Krisenzeiten die Zivilbevölkerung aktiviert wurde und sich Oppositionsbewegungen bildeten.²

Nordkorea hat im Jahre 1998 drastische ökonomische Reformen eingeführt. Anstatt den ökonomischen Plan zu erfüllen, wurden Unternehmen angehalten, auf Kosten zu achten und Profite zu erwirtschaften. 2002 wurden weitergehende Reformen im Bereich der Landwirtschaft und eine marktorientierte Preisgestaltung von Produkten eingeführt. Landwirtschaftliche Kooperativen wurden bewilligt, die zu mehr Unabhängigkeit führten, und Ackerland wurde für die individuelle Kultivierung vergeben. Die Preisreform, die einen Anstieg der Reispreise bis zu 55 % auslöste, sollte den Preis für Waren dem Markt entsprechend festsetzen, den Abstand zu den Schwarzmarktpreisen schließen und versuchen die Menschen zur Nutzung der staatlichen Kaufhäuser zu bewegen, um der steigenden Beliebtheit des Schwarzmarkthandels entgegenzuwirken. Die Gefahren für das Regime, die von den unkontrollierbaren Schwarzmärkten ausgehen,

¹ Vgl.: Park, K.A., 2009, S. 25; Acemoglu, D., Robinson, J.A., 2001, S. 939.

² s. Acemoglu, D., Robinson, J.A., 2001, S. 939.

beschreibt Ishimaru Jiro, Herausgeber des *Rimjingang* Magazins³ wie folgt: “People on the outside don’t realize it, but North Korea right now is in a drastic state of change.”⁴

Die Preisreform wurde von einer Lohnreform begleitet, mit dem Ergebnis einer Erhöhung der Löhne, in einigen Fällen um den Faktor 50. Erwähnenswert ist die amtliche Anpassung des Wechselkurses des nordkoreanischen Won zum US Dollar von 2.2 auf 150. 2003 wurden sogar Staatsanleihen mit einer 10-jährigen Laufzeit herausgegeben.⁵ Diese wirtschaftlichen Reformen betrachten Experten als gescheitert.⁶ Hinzu kommt, dass, obwohl der wirtschaftliche Zustand Nordkoreas extrem desolat ist, keine Zivilgesellschaft besteht, aus der sich eine Oppositionsbewegung bilden könnte.

Gibt es aber tatsächlich gar keine Aktivitäten innerhalb der Bevölkerung in Nordkorea, welche als disloyal bezeichnet werden könnten und die die ersten Keime einer Gegenbewegung darstellen, aus der sich eine Oppositionsbewegung entwickeln könnte?

Dieser Beitrag fasst Indizien zusammen, die darauf hindeuten, dass es eine Vielzahl von Aktivitäten gibt, die auf ein Umdenken hindeuten. Diese Aktivitäten sind schwach und benötigen externe Unterstützung. Doch ein Regimewechsel durch Regimeevolution scheint möglich. Wichtig sind der kontinuierliche Kontakt und die Kommunikation mit der Außenwelt auf allen zur Verfügung stehenden Ebenen.

2. Der North Korean Human Rights Act

Der North Korean Human Rights Act (NKHRA) wurde 2004 auf Initiative der USA eingeführt, um die Menschenrechte in Nordkorea zu unterstützen. Das Gesetz wurde 2008 für weitere 4 Jahre verlängert; zu seiner Realisierung stehen jährlich 24 Millionen US Dollar zur Verfügung. Der größte Teil des Geldes (ca. USD 20 Millionen) wurde direkt für die Verbesserung der Lage der nordkoreanischen Flüchtlinge eingesetzt, während ein kleinerer Teil des Geldes dazu verwendet wurde, in Nordkorea Menschenrechte, Demokratie und Informations-

³ Herausgeber: Asia Press International Co.; Internet: www.asiapress.org/rimjingang/.

⁴ In: Harden, B., 2009.

⁵ Vgl.: Park, K.A. 2009, S. 27–29, Gey, P., 2004, S. 123–128.

⁶ Wrobel, 2007, S. 484.

freiheit zu fördern. Die Verantwortung für das Gesetz wurde einem eigens ernannten Sondergesandten übertragen.

Die Intention des Gesetzes war die Einbringung von Menschenrechtsthemen als Schlüsselement in Verhandlungen mit Nordkorea. Weitere Hilfen, z. B. Nahrungshilfe, sollten nur vergeben werden, wenn sich die Nachprüfbarkeit der Verteilung der Nahrungsmittel verbessert.⁷ Die Übertragung von Radiosendern nach Nordkorea sollte erhöht werden und der Zugang zu nordkoreanischen Flüchtlingen die sich in China aufhalten sollte verbessert werden.

Der NKHRA blieb nicht ohne Kritik. Der zu starke Fokus auf die Menschenrechtsthemen würde die diplomatische Zusammenarbeit besonders mit China und Südkorea negativ beeinflussen, mit denen aber eine enge Zusammenarbeit zwingend notwendig ist. Ebenso könnten andere südostasiatische Staaten, über die die Flüchtlingsströme verlaufen, zögern, Menschenrechtsthemen zu forcieren.

Ein weiterer Kritikpunkt war die in dem NKHRA zu spürende Inspiration durch die Schlussakte von Helsinki, die letztendlich das Fundament für den Fall des Sozialismus in Europa verkörpert. Die Schlussakte von Helsinki war das Abschlussdokument der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) und wurde 1975 von 33 Staaten West- und Osteuropas, den USA, Kanada, und der Sowjetunion unterzeichnet. Von übergeordneter Bedeutung war die Verpflichtung aller Unterzeichner zur Achtung von Menschenrechten. Die Konsequenzen waren von den sozialistischen Staaten als weniger gravierend eingestuft worden, als sie dann tatsächlich waren.

Auch im Falle Nordkoreas wurde ausführlich diskutiert, inwieweit die Schlussakte von Helsinki ein Beispiel bieten könnte, da Institutionen wie eine Zivilgesellschaft, Organisationen für Dissidenten oder auch Kirchen nicht gibt.

Es gibt viele Gegner der Aufnahme von Menschenrechtsfragen in die Verhandlungen mit Nordkorea. Zwar wird das Ziel, einen Regimewandel durch den NKHRA herbeizuführen, offiziell demontiert, doch ist diese Absicht zu offensichtlich. Auch der frühere südkoreanische Minister für Wiedervereinigung, Lee Jong-seok, sieht in dieser Herangehensweise keine Erfolgsaussichten: "Because there is a wide perception that the Helsinki Process is premised on regime change, [applying the process to North Korea] would have no effect

⁷ Es wurde berichtet, dass ein Großteil der Nahrungshilfen nicht an Bedürftige geht, sondern an Parteifunktionäre und Militärangehörige, vgl. Becker, J., 2005a.

(...). In the U.S., the people who have been calling for a change of the North Korean regime are raising the [human rights] issue.”⁸

Verglichen mit der Vorgehensweise der USA unter der Bush-Regierung konnte der europäische Ansatz in der Vergangenheit die Kommunikation lebendig erhalten: Ein Regierungsfunktionär aus Pyongyang stimmte während des Besuches des britischen Außenministers einem weiteren Dialog über Menschenrechte zu unter der Bedingung von “more trust and confidence.”⁹

3. Flüchtlinge und Überläufer

In den letzten Jahren hat die Zahl der Menschen, die aus Nordkorea fliehen, drastisch zugenommen. 2008 flohen mehr als 2800 Menschen über China, Laos, Kambodscha oder Thailand nach Südkorea. Dies bedeutet einen Anstieg von 10% im Vergleich zum Vorjahr.¹⁰ Einige der Überläufer hatten in Nordkorea hohe Positionen inne oder waren in der Öffentlichkeit bekannt. Ihre Flucht bedeutet nicht nur einen Verlust für Nordkorea, sie hat auch eine moralische Rückwirkung. Ein Beispiel ist Hwang Jang Yop. Der frühere Sekretär der Arbeiterpartei Nordkoreas gilt bislang als der hochrangigste Überläufer, der durch sein Amt wertvolle Insider-Informationen besitzt. Seinen Schätzungen zufolge operieren etwa zehn regierungsfeindliche Organisationen im Untergrund in Nord Korea.¹¹ Jeong Choon Shil, die 2008 floh, war ebenfalls eine ranghohe Funktionärin und zudem durch sozialistische Propagandakampagnen landesweit bekannt. Der letzte hochrangige Überläufer, Seo Kyung Shik, war der erste Sekretär des sozialistischen Jugendbundes. Er hat die Grenzposten bestochen und ist am helllichten Tag über den Yalu Fluss nach China geflohen.

Basierend auf den Informationen von Flüchtlingen und Überläufern über die Wahrscheinlichkeit zur demokratischen Wende schließt Becker dass “anyone who succeeded in launching an uprising could have counted on widespread support.”¹² Viele Flüchtlinge

⁸ Yonhap English News, 2006.

⁹ S. K. J. Lee, 2004.

¹⁰ The Chosun Ilbo, 2009.

¹¹ Becker, J., 2005a.

¹² Becker, J., 2005b, S. 200.

berichten von Parolen wie “Down with Kim Jong Il” auf Häuserwänden oder an Zügen.¹³

Unter den Überläufern befinden sich auch Militärfunktionäre. Sie halten Kontakt zu ehemaligen Kollegen und geben Empfehlungen zu Reformmaßnahmen. Mittlerweile befinden sich 15.000 Flüchtlinge in Südkorea, die ebenfalls Kontakt zu ihren Familienangehörigen in Nordkorea halten und diese mit Informationen versorgen.

Mitglieder von regierungsfeindlichen Organisationen riskieren ihr Leben und das Leben ihrer Angehörigen. Sie müssen im Untergrund operieren, was große Herausforderungen an die Organisation und Kommunikation stellt. Neuerdings öffnet sich das nordkoreanische Regime für Informationstechnologien. Solange nicht nur hochrangige Beamte dazu Zugang bekommen, könnten diese Technologien zu einer besseren Organisation und Information beitragen.

4. Medien, Kommunikation und die Mini-IT-Revolution

Das japanische *Jimjjang* Magazin veröffentlicht vierteljährlich Informationen über Nordkorea. Die Artikel werden unter Pseudonym von nordkoreanischen Journalisten verfasst. Ihre Artikel werden durch Mittelsmänner, die häufig zwischen Nordkorea und China reisen, aus dem Land geschmuggelt. Die Motivation des japanischen Herausgebers ist, das Ausland über die Situation in Nordkorea zu informieren und dabei den Journalismus in Nordkorea zu entwickeln. Laut Flüchtlingsberichten ist es in Korea möglich, ausländische Radiosender zu empfangen. Hierzu gehören die Sender Voice of America (VOA) und Radio Free Asia, die von den USA finanziert werden. Gesendet werden u. a. Interviews mit Überläufern und Kommentare zu aktuellen Vorgängen in Nordkorea.¹⁴ Das Budget der Sender wurde in 2008 von USD 4 Millionen auf USD 8,1 Millionen erhöht, was eine Sendezeit von bis zu 10 Stunden täglich ermöglicht.¹⁵

Gegen Ende 2008 wurden Mobiltelefone wieder zugelassen, nachdem sie 2004 der Allgemeinheit ohne Angabe von Gründen entzogen worden waren. Damals wurde spekuliert, dass mit Hilfe von Mobiltelefonen ein Anschlag auf Kim Jong Il geplant wurde. Das Netz wird von dem ägyptischen Unternehmen Orascom Telecom

¹³ Ibid.

¹⁴ Margesson et al, 2007, S. 16 ff.

¹⁵ U.S. Department of State, 2009.

gestellt, das dafür ca. USD 400 Millionen investierte. Unklar ist, wer Mobiltelefone letztendlich benutzen darf. Wahrscheinlich werden Parteimitglieder, Regierungsfunktionäre, das Militär und Geschäftsleute begünstigt.

Es wird für die nordkoreanische Regierung schwierig werden, Mobiltelefone der Allgemeinheit vorzuenthalten, da sie ein sehr beliebter Schwarzmarktartikel sind und dort zusammen mit chinesischen Prepaidkarten verkauft werden. Die Mobilfunknetze aus dem benachbarten China sind anscheinend so stark, dass sie relativ unproblematisch in Nordkorea genutzt werden können, auf jeden Fall in den Grenzregionen. Somit wird Kommunikation zwischen den Flüchtlingen in Südkorea und den Zurückgebliebenen in Nordkorea möglich.¹⁶

In einem Land, in dem die Einwohner nicht reisen dürfen, nicht einmal von einer Stadt in die andere, sind Mobiltelefone ein Risiko für die Regierung. MacKinnon nennt drei Faktoren die dazu geführt haben, dass die Regierung sich entschloss, Mobiltelefone wieder zuzulassen und somit einen freieren Informationsfluss zu riskieren:

1. Expansion chinesischer Telekommunikationsunternehmen
2. Starkes Wachstum des chinesisch-nordkoreanischen Grenzhandels
3. Nordkoreanische Experimente mit ökonomischen Reformen

Im Land bilden die Angehörigen der nordkoreanische Elite die treibende Kraft. Sie benötigen Mobiltelefone, um den Handel mit Nahrung und Konsumprodukten mit chinesischen Kaufleuten in der Grenzregion zu koordinieren. Die Schwarzmärkte einzudämmen gelang der Regierung bislang nicht. Paradoxerweise ist es nun die Elite, die das vorherige Mobiltelefonverbot aushebelt und kapitalistischen Handelsaktivitäten nachgeht, also diejenigen, die die Regierung von Kim Jong Il stützen. Der Handel mit China erreichte 2004 ein Volumen von USD 1 Milliarde, das ist im Vergleich zum Vorjahr ein Anstieg von 40 %.¹⁷

Seit 2009 existiert zudem mobiles Internet in Nordkorea. Mit entsprechenden Endgeräten kann man Inhalte mobil herunterladen. Der Besitz dieser Geräte beschränkt sich vermutlich auf den Personenkreis, der sich auch für den Besitz für Mobiltelefone qualifiziert.

¹⁶ FoxNews, 2008.

¹⁷ MacKinnon, R., 2007.

Hinzu kommen die, die sich Geräte und Programme auf dem Schwarzmarkt verschaffen.

Seit 2000 ist bekannt, dass Nordkorea über den Zugang zum Internet verfügt. Allerdings handelt es sich eher um eine Art „nationales Intranet“, da ausländische Inhalte blockiert werden. Inhalte beschränken sich hauptsächlich auf nordkoreanische Musik, Literaturinformationen, Kunst und sogar Chat-Funktionen.¹⁸

Radios und Fernsehgeräte sind voreingestellt, werden aber von der Bevölkerung häufig modifiziert, so dass ausländische Sender empfangen werden können. Sehr beliebt sind südkoreanische Musik und Soap-Operas, die einen Einblick in das Leben in Südkorea ermöglichen und besonders geschätzt werden, weil sie frei von politischer Propaganda sind. In Nordkorea können auch DVD Abspielgeräte mit ausländischer Währung erworben werden. Somit ist das Abspielen von auf Schwarzmärkten erworbenen DVDs möglich, wenn auch verboten und daher gefährlich.¹⁹

5. Die Ausbreitung christlicher Religion

Religion hat in der Bürgerrechtsbewegung der DDR eine wichtige Rolle gespielt. In totalitären Staaten werden Religionen generell als Gefahr wahrgenommen. Dies ist auch in Nordkorea der Fall.

Da die Grenze zu China stellenweise ziemlich durchlässig ist, kommen Nordkoreaner hier mit Missionaren in Kontakt. Viele unterstützen in Nordkorea die Verbreitung des Christentums.²⁰ Auf diesem Weg finden Bibeln ihren Weg nach Nordkorea. Die Missionare sind teilweise sehr kreativ. Es wurde berichtet, dass an Ballons gebundene Bibeln über die Grenze geflogen wurden oder in Reissäcken versteckt eingeschmuggelt wurden.

Eher unbekannt ist, dass Nordkorea auf eine ausgeprägte christliche Tradition zurückblickt. Vor dem Korea-Krieg waren 30 % der Einwohner Pyongyangs Christen, was der Stadt den Namen „Jerusalem des Ostens“ eintrug.²¹

Das Leben als Christ ist in Nordkorea gefährlich. Der Christenverfolgungsindex 2009 verzeichnet Nordkorea nun seit sieben

¹⁸ Ibid.

¹⁹ Radio Free Asia, 2007.

²⁰ Open Doors Germany, 2009a/b.

²¹ Vu, M., 2005.

Jahren in Folge auf dem ersten Platz. Neben dem gottähnlichen Status von Kim Il Sung und der vorherrschenden Chuch'e-Ideologie sind andere Glaubensrichtungen unerwünscht und werden als Gefahr für die Stabilität des Regimes wahrgenommen. Die nordkoreanische Regierung verfolgt massiv Kirchen, die im Untergrund operieren, sowie Menschen, die sich zum Christentum bekennen. Werden sie entdeckt, drohen Arrest, Folter oder Exekution.

Berichten zufolge gibt es bereits ungefähr 1000 Untergrundkirchen in Nordkorea und 135,000 Menschen christlichen Glaubens. Es wird behauptet, dass die nordkoreanische Regierung mehr Wert auf die Verfolgung von Christen legt, als auf die von Spionen.²²

6. Schlussfolgerung

Der Sondergesandte der USA für Menschenrechte, Jay Lefkowitz, erkennt Änderungen in Nordkorea, die er wie folgt beurteilt: “[They] indicate that North Korea might be entering the final stages of its Stalinist era, after which the government is no longer able or willing to control all elements of daily life.”²³ Südkoreas Minister für Wiedervereinigung erkennt eine “social instability” in Nordkorea.²⁴ Nichtsdestotrotz bleibt das tägliche Leben in Nordkorea streng reglementiert. Offiziell ist keine Liberalisierung im öffentlichen Leben zu erkennen. Aber es scheinen sich in der Gesellschaft, besonders in den Bereichen, die in diesem Artikel genannt wurden, Aktivitäten zu entwickeln, die ein Fundament für mögliche zukünftige Änderungen darstellen. Jay Lefkowitz bezeichnet diese zarten Änderungstendenzen als “faint indications of change.”²⁵

Das NKHRA, obwohl viel kritisiert, stellt ein zweistelliges Millionenbudget zur Verfügung, welches u. a. den nordkoreanischen Flüchtlingen hilft und eine propagandafreie Berichterstattung per Radio ermöglicht. Dies trägt zu einem neutralen Informationsfluss über die Welt außerhalb Nordkoreas bei.

Überläufer und Flüchtlinge stoßen nicht nur moralische Überlegungen bei den Menschen in Nordkorea an, sie sind gleichzeitig eine wichtige Informationsquelle für die restliche Welt, um die Vor-

²² Kim, S.A., 2007.

²³ U.S. Department of State, 2009.

²⁴ Handelsblatt, 2009.

²⁵ Ibid.

gänge und die Situation in Nordkorea besser zu verstehen und einschätzen zu können. Es gibt keine vergleichbare andere Quelle für Informationen dieser Art.

Nach den Aussagen der Überläufer existieren Oppositionsgruppen. Allerdings kann auf Basis der öffentlich erhältlichen Informationen keine Aussage gemacht werden, wie sie sich organisieren, bzw. welche Ziele sie verfolgen. Positiv allerdings sollten sich für sie die seit kurzem bestehenden Kommunikationsmöglichkeiten per Mobiltelefon auswirken.

Die Hungersnot, die das Volk zu ertragen hat, ist in diesem Beitrag nicht thematisiert worden. Es kann allerdings ausgeschlossen werden, dass in Nordkorea die Hungersnot zu einem Aufbegehren des Volkes führt und somit Reformen auslöst. An pluralistische Tendenzen ist zum aktuellen Zeitpunkt nicht zu denken. Zum einen wird Nahrung dazu benutzt, das Volk zu unterdrücken, zum anderen ist der Handel mit durch ausländische Hilfe erworbenen Nahrungsmitteln ein lukratives Geschäft für die Elite. Vermutlich ist es so, dass Änderungsprozesse nur von der Elite ausgehen können, solange diese die Kontrolle über Änderungen behalten. Daher ist eine Regimeänderung durch „Regime Evolution“ der vielversprechendste Ansatz, um langfristig Liberalisierungsprozesse zu entwickeln.²⁶ Solange ökonomische Reformen das Regime nicht in Gefahr bringen zu kollabieren, können weitere Gelegenheiten entstehen, die zu mehr individueller Freiheit führen, wenn das Regime davon profitiert oder sie zur Regimeerhaltung nicht zu vermeiden sind. Änderungen, die aktuell stattfinden, sollten von einer Ausweitung der gegenseitigen Kontakte und einem intensivierten Informationsfluss weiter getragen werden. Konkrete Maßnahmen können sein, Kontakte so weit wie möglich durch Hilfsorganisationen zu vermehren, durch Austausch im Ausbildungsbereich, im Sport, in gemeinsamer Projektarbeit oder in Kunst und Wissenschaft. Menschenrechtsfragen sollten in der offiziellen Agenda eher nach hinten gestellt werden. Anstatt in den Sechs-Parteien-Gesprächen einen kritischen Agendapunkt zu bilden, sollte eher eine parallele Kommunikations- und Verhandlungslinie etabliert werden.

²⁶ Park, K.A. 2009, S. 41.

Literatur

- Acemoglu, D., Robinson, J.A. (2001): A theory of political transitions. In: *American Economic Review*, Vol. 91, No. 4, September 2001, S. 938–963.
- Becker, J. (2005a): “Down with Kim”: Dissenters in North Korea Find Their Voice. In: *The Independent*, 19. Januar 2005. Quelle: <http://www.independent.co.uk/news/world/asia/down-with-kim-dissenters-in-north-korea-find-their-voice-487252.html>. Zugriff: 20. June, 2009.
- Becker, J. (2005b): *Rogue Regime: Kim Jong Il and the Looming Threat of North Korea*. Oxford Univ. Press: New York, 2005.
- N.N., FoxNews (2008): N. Korea Getting State-of-the Art Mobile Phone Network. In: *FoxNews*, 15. Dezember, 2008, Quelle: <http://www.foxnews.com/story/0,2933,466924,00.html>; Zugriff: 19. Juni 2008.
- Gey, P. (2004): Nordkorea: Reform sowjetischen Typs und Erosion der Staatswirtschaft. In: *Internationale Politik und Gesellschaft*, No. 1/2004, S. 115–133.
- N.N., Handelsblatt (2009): USA bereiten sich auf nordkoreanische Rakete vor. In: *Handelsblatt*, June 22nd, 2009. Quelle: <http://www.handelsblatt.com/politik/international/usa-bereiten-sich-auf-koreanische-rakete-vor,2383411>; Zugriff: 25. Juni 2009.
- Harden, B. (2009): At the Heart of North Korea’s Troubles: An Intractable Hunger Crisis. In: *The Washington Post*. 6. März 2009. Quelle: http://www.washingtonpost.com/wpdyn/content/article/2009/03/05/AR200903053613_pf.html; Zugriff: 24. Juni 2009.
- Kim, S.A. (2007): 130,000 Underground North Korean Christians: Pastor Issac Lee. In: *The Daily NK*, 23. März 2007, Quelle: <http://www.dailynk.com/english/read.php?cataId=nk00100&num=1818>; Zugriff: 20. Juni 2009.
- Lee, K.J. (2004): The North Korean Human Rights Act and other Congressional Agendas. 7. Oktober 2004. Nautilus Institute: Policy Forum Online. Quelle: http://www.nautilus.org/fora/security/0439A_Lee.html; Zugriff: 20. Juni 2004.
- MacKinnon, R. (2005): Chinese Cell Phone Breaches North Korean Hermit Kingdom. In: *Yale Global Online: Yale Center for the*

- Study of Globalization, 17. Januar 2005. Quelle: <http://yaleglobal.yale.edu/display.article?id=5145>; Zugriff: 15. Juni 2009.
- Margesson, R., Chanlett-Avery, E., Bruno, A. (2007): North Korean Refugees in China and Human Rights Issues: International Response and U.S. Policy Options: CRS Report for the Congress, Congressional Research Service. 26. September 2007.
- N.N., Open Doors Germany (2009a): Open Doors Weltverfolgungsindex 2009: Übersicht. Quelle: http://www.opendoors-de.org/index.php?supp_page=weltverfolgungsindex_2007_kurz&supp_lang=de; Zugriff: 19. Juni 2009.
- N.N., Open Doors Germany (2009b): Nordkorea: Polizist versteckt Bibel. June 3rd, 2009. Quelle: http://www.opendoors-de.org/index.php?supp_page=2009ß605_nachrichtengemeindebrief_nordkore&supp_lang=de; Zugriff: 19. Juni 2009.
- Park, K.A. (2009): Regime Change in North Korea? – Economic Reform and Political Opportunity Structures. In: North Korean Review, Vol. 5, No. 1. Spring 2009, S. 23–45.
- N.N., Radio Free Asia (2007): North Korea Cracks Down on Korean Wave of Illicit TV. In: Radio Free Asia, July 17th, 2007. Quelle: http://www.rfa.org/english/news/in_depth/korea_wave-20070717.html; Zugriff: 25. Juni 2007.
- U.S. Department of State (2009): Final Report of Jay Lefkowitz, U.S. Special Envoy for Human Rights in North Korea. 17. Jan. 2009. Quelle: <http://www.state.gov/g/senk>; Zugriff: 15. Juni 2009.
- Vu, Michelle (2005): New Reports Tell of Executions: Torture of Christians in North Korea. November 27th, 2005. Quelle: <http://www.christiantoday.com/article/new.reports.tell.of.executions.torture.of.christians.in.north.korea/4623.htm>; Zugriff: 12. Juni 2009.
- Wrobel, R.M. (2007): North Korea After the Nuclear Crisis: The Future of the Economic Reforms. In: Post-Communist Economies, Vol. 19, No. 4, December 2007, S. 483-503.
- Yonhap English News (2006): Seoul Refuses to Duplicate Helsinki Process on N. Korea. 24. July 2006.

Diskursanalytischer Versuch über das Fernsehen

Eine Fallstudie am Beispiel *Das Millionenspiel* (1970/WDR)

INOUE Momoko
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Universität Tsukuba

„Wieso so ein Sender überhaupt Millionenspiel heißen kann, ist mir eigentlich nicht so ganz verständlich.“ (*Das Millionenspiel*; 1:08:41).¹

1. Einleitung

Infolge der Zunahme von Bildmedien wird eine Diskursanalyse, deren Forschungsgegenstände ursprünglich auf Schriftmedien beschränkt waren, immer komplexer, gerade wenn man sich mit den Diskussthematen der neueren Zeiten auseinandersetzt. Mit der Diskursanalyse, die von Michel Foucault abstammt, versucht man Diskurse zu bestimmen, die wiederholende immanente Regeln innehaben. Man beschäftigt sich in dieser Methode mit der Beschreibung von Regelmäßigkeiten in einem bestimmten kulturellen Zeitraum. Während Foucault hauptsächlich Bücher, also Schriftmedien, behandelte, wurden weitere Medien, z. B. (audio-)visuelle, im Laufe der Verbreitung der Diskursanalyse als Speicher der Diskurse zu Forschungsobjekten. Gibt es eine Möglichkeit, einen weiteren Diskurs darzustellen, indem man nicht nur schriftliche, sondern auch audio-visuelle Medien, wie Fernsehsendungen, in die Untersuchung einschließt?

Mir scheint, dass es unter dem Einfluss der Foucaultschen analytischen Methode im Hinblick auf Medien drei Forschungsrichtungen gibt. Moritz Baßler schreibt in der Erläuterung des New Historicism, der in den 80er Jahren v. a. durch die Arbeit von Stephen Greenblatt entwickelt wurde, dass Diskurse das Verbindende zwischen Medien sind (Baßler: 14). Er definiert Medien als „die Gattungen, Sprachspiele, Grammatiken, Codes, Disziplinen oder sonstige Arten

¹ Bei allen Zitaten aus der Fernsehsendung *Das Millionenspiel* (im Folgenden ohne Titelnennung) bezeichnet die Zahl in Klammern die Laufzeit der DVD.

von Darstellung innerhalb einer Kultur.“ (Baßler: 14) Zur letzten Kategorie gehören nicht nur Texte, sondern auch „außertextuell[e]“ (Baßler: 14) Medien, wie „Cartoon oder Film“ (Baßler: 21). Von Unterschieden zwischen den schriftlichen, gezeichneten und audiovisuellen Medien ist aufgrund der verbindenden Funktion keine Rede. Im Gegensatz dazu steht Friedrich Kittler. Er weist darauf hin, dass die Foucaultsche Diskursanalyse für Tonarchive oder Filmrollentürme „unzuständig“ (Kittler: 13) sei. Da sie für die Schriftmedien ersonnen wurde, muss sie bei den nicht schriftlichen Techniken scheitern. Kittlers Forschungsschwerpunkt liegt deshalb nicht auf den Diskursen als Software selbst, sondern auf der Entwicklungsgeschichte von Speicher-Technologie, also der Hardware. Denn ohne Speicher könnten die Diskurse zu einem späteren Zeitpunkt nicht mehr repräsentiert werden. Zwischen beiden Forschern besteht ein grundsätzlicher Unterschied auf der Interessen-Ebene. Als dritte Position stellt der Film- und Fernsehforscher Knut Hickethier neben der Betrachtung des technischen und politischen Kontexts die audiovisuellen Medien in den Fokus. Hier halten sich Diskurse und Medien (technische Formen) das Gleichgewicht. Es gilt, unterschiedliche Darstellungen zu berücksichtigen, da ein audio-visuelles Medium eine andere Gestaltungsform besitzt als ein Schriftmedien. Hickethier setzt die mediale Differenz voraus und erwähnt gleichzeitig zeitlich-räumlich begrenzte Diskurse. Bildende Kunst „zeigt nicht nur eine ästhetische Ordnung, sondern immer auch eine soziale, und der Betrachter wird in diese dargestellte Situation miteinbezogen.“ (Hickethier 1996: 53) In meinem Beitrag werde ich den Fernsehfilm *Das Millionenspiel* (1970/WDR, Regie: Tom Toelle, Drehbuch: Wolfgang Menge) in dieser dritten diskurs- und filmanalytischen Weise betrachten.

Der von Hickethier genannte Unterschied zwischen flüchtigen Medien (einmalige Ausstrahlung, wie Fernsehen) und fixierten Medien (wiederholbar, wie Film) (vgl. Hickethier: 1996, 42) wird langsam verschwinden. Der Verkauf einer bereits ausgestrahlten Sendung ermöglicht eine wiederholende Rezeption. Diese Veränderung wirkt sich auch auf die Diskursanalyse aus. Da bisher die Türen zu Fernseharchiven nur für wenige Menschen geöffnet wurden, konnten nicht alle audiovisuellen Medien als Forschungsobjekt verwendet werden. Mit dieser technischen Erneuerung wird die dreiteilige Analyse entsprechend den Medienformen möglich: wissenschaftliche Erwähnung in Papierform, Reaktion in Zeitungs- und Zeitschriftenform und die Fernsehsendung selbst in Form des Speichers.

2. Zusammenfassung des *Millionenspiels*

Das Millionenspiel ist ein Spielfilm, der allerdings von vielen Fernsehzuschauern als dokumentarische Fernsehshow rezipiert wurde (vgl. Hickethier 1998: 242–3). Gezeigt wird eine gleichnamige Fernsehshow, in der ein Kandidat auftritt, der für eine Million DM sein Leben aufs Spiel setzt. Drei Berufskiller haben es während des siebentägigen Spiels auch des Geldes wegen auf ihn abgesehen. Der siebte Bewerber Bernhard Lotz erhält als erster den Geldpreis. Die Bezeichnung „der siebte Bewerber“ enthält schon eine Täuschung, weil *Das Millionenspiel* nicht zum siebten Mal, sondern zum ersten Mal als Spielfilm ausgestrahlt wurde. *Der Spiegel* berichtet über die große Reaktion auf den Film aufgrund der real erscheinenden Faktoren: „Fast 1000 Zuschauer riefen bei den deutschen TV-Redaktionen an, Hunderte schrieben empörte Briefe an Tageszeitungen oder beschwerten sich bei der Polizei.“ (*Der Spiegel*, 251) Das Missverständnis bei den Zuschauern entstand aufgrund der Konstruktion, Elemente aus Fernsehsendungen wie *Wünsch Dir Was* (1969–1972/ZDF), an die sich die Zuschauer gewöhnt hatten, zu benutzen, wie z. B. man eine Live-Übertragung aus einer Halle oder ein nettes Gespräch zwischen Moderator und Amateur-Gast. Überdies wurde die Vortäuschung eines realen Spiels durch weitere Inszenierungen stark erhöht: z. B. die kurze Zusammenfassung der sieben Spieltage und der Fernsehlaufbahn des Bernhard Lotz, Interviews mit Zuschauern in der Stadt und in der Halle und Gespräche mit den Produzenten hinter der Bühne. Durch den akustischen Kontrast zwischen Szenen in der Halle mit Musik und dokumentarischen Szenen ohne Musik wird die Vortäuschung von Realität noch verstärkt. Infolgedessen nahmen viele Fernsehzuschauer an, dass es sich um eine dokumentarische Show handle, obwohl die Fiktionalität des Spiels vielfach aufgezeigt wurde. So wurde die Figur des Uhlenhorst von dem den meisten Zuschauern bekannten Dieter Thomas Heck gespielt², d. h. die Zuschauer wussten, dass Uhlenhorst eine Rolle ist, und das Sendedatum des Spiels lag drei Jahre in der Zukunft.

² Dieter Thomas Heck ist einer der bekanntesten Fernsehmoderatoren nach dem Krieg in Deutschland (vgl. Strobel/Faulstich, S: 35–52). Er moderierte z. B. *die Hitparade*, eine Musiksendung des ZDF.

3. Resümee: Printmedien

Das Millionenspiel wurde bisher mehrfach erwähnt und hat in der deutschen Fernsehgeschichte seinen Platz gefunden (z. B. Hickethier 1998: 250). Vor dem Verkauf der DVD (April 2009) wurde es bereits der Deutschen Kinemathek Museum für Film und Fernsehen in Berlin als Ausstellungsobjekt zu Verfügung gestellt.³ Nur wenige Fernsehsendungen sollen dort archiviert werden, doch dieser Spielfilm schien es wert, bewahrt zu werden.

Ich möchte hier die Diskussionsinhalte der Printmedien zusammenfassen und anschließend den Unterschied zu den Bildmedien zu thematisieren. Hier werden zwei Annäherungen an die zwei Medientypen, wissenschaftliche Texte und Zeitungs- bzw. Zeitschriftenartikel, betrachtet. Zuerst werde ich die Arbeiten von zwei Wissenschaftlern, anschließend Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, die kurz nach der ersten Ausstrahlung des *Millionenspiels* erschienen sind, aufgreifen.

Wissenschaftliche Texte

Knut Hickethier, der zahlreiche Publikationen im Bereich Medienwissenschaft und Fernsehforschung veröffentlicht hat, positioniert *Das Millionenspiel* an der Schnittstelle zwischen fernsehpolemischen Bedürfnis und zeitabhängiger Tendenz. Nach seiner Erläuterung musste man auf der Suche nach dem Stil des Fernsehspiels den Schwerpunkt von der Narrations- zur Filmtechnik verlegen.⁴ Der neue Aspekt „Fernsehspiel ist Film“ ist Ende der 60er Jahre entstanden. Hinter dem Richtungswechsel stand ein Rückgang der Zuschauerzahlen (Hickethier 1998: 247–8). Wolfgang Menge, der Drehbuchautor von *Millionenspiel*, verstärkte auf der damals vorhandenen Basis der Mischung von Dokumentation und Fiktion den journalistischen Zug im Spielfilm. Zudem setzten sich die Fernsehanstalten zum Ziel „ein kritisches Bewusstsein bei den Zuschauern zu schaffen“ (Hickethier 1998: 250). Hickethier sieht in dem 90-minütigen Film die beiden Elemente Filmtechnik und Vermittlung eines kritischen Bewusstseins.

³ Angesehen von der Verfasserin 07.07.2008 in der Deutschen Kinemathek.

⁴ Hickethier verwendet die beiden Begriffe ohne ausführliche Definitionen. Unter Narrationstechnik verstehe ich keine filmische Narration, sondern eine theatrale Technik, die v. a. aus der Geste und Sprache entsteht. Dann thematisiert er das Theater und zeigt die Unterschiede zum Film.

Hickethier betrachtet *Das Millionenspiel* als eine Spiegelung der Fernsehsituation um 1970, die von linksgerichteten Anschauungen beeinflusst ist. Er unterstreicht, dass „eine ironische Brechung“ von Wolfgang Menge, „die die Erwartungshaltungen der Zuschauer unterlief und deren Sehweisen in Frage stellte“ (Hickethier 1994: 318), in dem Film des WDR sehr deutlich ausgeprägt ist. Das man als Ergebnis der Selbstreflexion des Fernsehens verstehen. Er fasst den Inhalt kurz zusammen: „Die satirische Darstellung einer kommerziellen Fernsehshow, bei der es um den Einsatz des Lebens gegen eine Million DM ging, machte diese Form einer fiktiven Unterhaltungssendung ganz anderer Art zu einem spektakulären Ereignis.“ (Hickethier 1998: 250) Diese Beschreibung enthält drei wesentliche Informationen: Kritik an zukünftigen Privatsendern,⁵ der Einsatz des Lebens gegen eine hohe Summe als Hauptplot und die neuartige Unterhaltung. Nach der Erklärung des Spiels kommentiert er ironisch: „Zwar wurde diese Form des Fernsehens als nur in seiner kommerziellen Variante denkbar (mit eingeblendeten fiktiven Werbespots) gezeigt, doch erschien es vielen Zuschauern nicht weit vom täglich erlebten, öffentlich-rechtlichen Programm entfernt.“ (Hickethier 1994: 318) Dann unterstützt er seine These mit der Anekdote, dass sich viele Zuschauer, die diese Sendung nicht als Spielfilm, sondern als ein dokumentarisches Geschehen wahrgenommen hatten, sich nach der Ausstrahlung für dieses Todesspiel tatsächlich beworben haben.⁶

Christian Pundt schreibt, dass die Kritik am *Millionenspiel* die Betrachtungsweise erfand, die Zuschauer als „Skandalmesser“ zu verstehen. Daneben geht er auf die drei Kritikpunkte in der Presse ein: selbstreflexive Inszenierung, verdammenswerte Brutalität und Erweiterung des Verständnisses von der Fiktionalität bei den Zuschauern. Er zitiert zwar nur die Stimme eines einzigen Zuschauers, doch er sieht, dass die Reaktionen auf *Das Millionenspiel* zwei Strategien im Fernsehfeld ergaben, und bezeichnet dies als einen „Wendepunkt in der Fernsehkritik.“ (Pundt: 268) Die erste Strategie ist eine direkte Verwendung der Zuschauerstimme im Fernsehen. Der „Topos

⁵ In der Bundesrepublik Deutschland gab es in der Zeit zwar bereits Werbung, aber noch keine Privatsender.

⁶ Der Regisseur von *Millionenspiel* Tom Toelle erzählt in seinem Dokumentarfilm über Wolfgang Menge *Geliebtes Ekel* (20:20), dass er viele Zuschriften von Zuschauern bekommen hat, die sich als Kandidaten bewarben. Dabei zeigt er mit zwei Fingern fünf bis zehn Zentimeter an. Übrigens sollte man m. E. noch einmal überprüfen, ob tatsächlich nur getäuschte Zuschauer die Bewerbungen geschrieben haben.

von der Stimme des Volkes“ (Pundt: 269) entstand demnach Anfang der 70er Jahre. Die zweite ist die Quantifizierung von Telefonanrufen. Damit spiegelt sich die Meinung von vielen Zuschauern im Fernsehen wider. Nicht zu vernachlässigen ist, dass Pundt das Spiel nicht unter dem Aspekt der Auseinandersetzung mit den Zuschauern betrachtet, sondern die Ausstrahlung als eine Ursache der Anwendung der Zuschauerstimmen in der Presse versteht. Er leitet das Ergebnis, die zwei Strategien, nicht aus der Inhaltsanalyse des Spiels ab, sondern aus der Diskursanalyse der Kritik an den unterschiedlichen Sendungen. Außerdem weist Pundt darauf hin, dass der Film Elemente die Kurzgeschichte „The Prize of Peril“ (1958; dt. „Der Tod spielt mit“) des Science-Fiction Autors Robert Sheckley zur Vorlage hat.⁷

Der Film wird von den beiden Forschern nicht als ein Speicher der Diskurse betrachtet, sondern fungiert nach Hickethier als Ergebnis der damaligen Diskurse, nach Pundt als Ursache, die ein neues Umgehen mit den Diskursen ermöglicht. Beide betrachten die Fernsehsendung nicht als ein Forschungsobjekt der Diskursanalyse. Pundt zitiert zwar einmal aus einem Artikel in der *Zeit*, in dem der Kritiker Alexander Rost das Spiel als „Dokumentation“ und als „Volksstimme“ (Rost) bezeichnet. Nach meiner Ansicht sieht Rost darin einen Spiegel der vom Fernsehen geprägten Gesellschaft.

Zeitungs- und Zeitschriftenartikel

Bereits vor der Ausstrahlung wurde der Inhalt des Films, der Interesse wecken sollte, in der Presse bekannt gegeben.⁸ Eine solche Vorstellung hat Werbefunktion und soll mehr Zuschauer anlocken. Im Fall des *Millionenspiels* wurden besonders die sensationellen Seiten hervorgehoben. „(Der Kandidat) Lotz läuft und läuft – gehetzt von einem Killer-Trio, verfolgt von TV-Kameras. Eine Woche lang riskiert er sein Leben. Freiwillig, weil als Preis eine Million lockt.“ (*Hörzu*, Nr. 42: 78) Angesprochen werden hier ein krimiartiger Voyeurismus und die Bereitschaft, des Geldes wegen das Leben zu riskieren (s. a.

⁷ Erschienen in dem Band *Das geteilte Ich*. Pundt vergleicht jedoch die beiden Werke nicht miteinander. Die Kurzgeschichte und die Sendung haben mehrere Ähnlichkeiten in Handlung, Struktur und Episoden. Sheckley berührt bereits das Thema kommerzielle Sender bzw. Sponsoren (vgl. Sheckley: 67, 70). Auf weitere Punkte aus dem Vergleich werde ich später im Haupttext eingehen.

⁸ Die bei meiner Analyse verwendeten Artikel wurden im Zeitungs- und Pressearchiv in Münster recherchiert. Aus diesem Grund stammen viele Artikel, außer denen aus überregionalen Zeitungen und Zeitschriften, aus NRW.

Hickethier). Über diese beiden Themen wurde am Anfang auch in den *Ruhr Nachrichten* ausdrücklich berichtet: „Beim ‚Millionenspiel‘ werden Menschen gejagt/Eine Million Mark gewinnen oder sein Leben verlieren“. Ein drittes Thema sei die Warnung vor einer zukünftigen „kommerzielle(n) TV-Gesellschaft“ (*Hörzu*, Nr. 42: 78).

Auf die Artikel, die über die Zuschauerreaktionen auf *Das Millionenspiel* verfasst wurden, gab es eine große Bandbreite von Reaktionen. Viele schreiben Leserbriefe und teilen darin ihre Meinung mit: „Der ausgezeichnet abgefaßte Artikel (zum ‚Millionenspiel‘) hat meine Tochter und mich begeistert“, das Spiel „ist Schock und Warnung zugleich?“ (*Hörzu*, Nr. 44: S. 58), „Ich bin Beamter. Für eine Million mach’ ich’s!“, „Meine Mutter hätte fast einen Herzschlag bekommen“, „Wir brauchen nur an die Bande eines Charles Manson, an die Vietnam-Massaker usw. zu denken, um zu wissen, wie weit wir tatsächlich schon sind“ (*Hörzu*, Nr. 45: 8). Viel Platz in der Presse wird also indirekt vom Publikum eingenommen und einige Zuschauer äußerten wie Kritiker ihre Gedanken aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Man erfährt nicht nur von ihrer Aufregung, sondern auch dass sie mitdenken, was man als eine Auswirkung der aufklärerischen Facette des Films verstehen kann. Diese kritische Haltung beim Konsumieren der Fernsehsendung kann man als ein Ergebnis des Zeitgeistes kurz nach 1968 verstehen.

4. Doppeldeutigkeit des *Millionenspiels*

Während fast jedes Printmedium das Thema „Menschen-tötung für eine Million“ aufgreift, ist die Szene der Preisverleihung äußerst schlicht gehalten. Für diese kurze Szene werden weder Mikrophon noch Beleuchtung benötigt. Diese Bescheidenheit scheint mir im Widerspruch mit einer der zentralen Thesen in den schriftlichen Medien zu stehen, dass nämlich das Thema des Spiels, das menschliche Leben gegen Geld setzt, unter dem privatisierten Fernsehen zur Unterhaltung wird. Wenn es in diesem Film nicht um die Frage nach der Instrumentalisierung des Fernsehens für wirtschaftliche und politische Zwecke geht, welche zeitgenössische Problematik wird dann hier reflektiert? Im Film wird die Frage von einer Person aus der anonymen Masse gestellt: „Wieso so ein Sender überhaupt Millionenspiel heißen kann, ist mir eigentlich nicht so ganz verständlich.“ (1:08:41)

In diesem Film spielen viele Zuschauer mit. Sie nehmen am Spiel teil, indem sie interviewt werden oder den Kandidaten Lotz retten. Die Stimmen und Meinungen der „anonymen Masse“ spielen in der Inszenierung eine gewisse Rolle. Jeder laienhafte Zuschauer im Spiel wird z. B. durch Telefon, Essensangebote an Lotz oder durch eine Autofahrt, mit der er Gegner aufhält, zum Teilnehmer an der Sendung fährt und damit die Gegner aufhält. Diese Teilnehmer haben im Grunde das gemeinsame Ziel, Lotz zu helfen. Vor den Interviews blickt die Kameraperspektive zunächst von oben, um die Fernsehzuschauer die Menge der Menschen wahrnehmen zu lassen. Die Amateure wissen nicht, dass sie von der Kamera gefilmt werden. Ihre Teilnahme ist nicht freiwillig, sie ist inszeniert.

Der Kandidat Lotz selbst ist auch ein Zuschauer. Er fungiert hier als Vertreter des Publikums, durch den es ein Gefühl der Zusammengehörigkeit entwickeln kann. Er hat, wie andere Zuschauer, keine besonderen schauspielerischen Fähigkeiten, trotzdem funktioniert dieses Spiel ohne solche Menschen nicht. Am Anfang des Films wird er zuerst in einem Hotelzimmer als ein Zuschauer gezeigt, der sich selbst im Fernsehen anschaut. Nur durch die spannende Werbung des Senders wird im Laufe der sieben Spieltage sein Gesicht bekannt.⁹ Der Moderator spricht die Mutter von Lotz an, die wegen ihres Sohnes die Bühne betritt: „Ich bin sicher, dass Sie am ganzen Körper zittern, aber glauben Sie mir, nicht nur Sie, sondern Millionen Zuschauer und Sie, meine Damen und Herren hier in der Halle.“ (1:13:00) Dieser Satz der „Live-Übertragung“ kann die Aufregung, die die Zuschauer vor den Bildschirmen und das Publikum in der Halle mit der Mutter teilen, forcieren.

Den Kandidaten und seine verbindende Funktion des Kandidaten findet man schon in der Kurzgeschichte von Robert Sheckley, die dem Drehbuch als Vorlage dient. „Jim Raeder [der Kandidat] [...] ist ein Durchschnittsmensch. Er ist das Volk. [...] Jim Raeder steht nicht allein da. Die Menschen Amerikas sind für ihn.“ (Sheckley: 74–5) Der Kandidat wird hier als „Durchschnittsmensch“, also nicht als herausragender Mann dargestellt. Er kann der Vertreter des Volkes sein, auf dem die Erwartung des Volkes liegt. Anders als in Sheckleys Kurzgeschichte liegt aber im Film eine stärkere Betonung Zuschauerfunktion von Lotz.

⁹ Auf der Flucht in einer Kantine, wo Lotz zwei Teller Suppe bekommt, kommt es zu folgendem Dialog: Lotz: „Am Anfang hat niemand mich gekannt.“ (Angestellte:) „Das ist nur die ersten Stunden. Ich hab’ Sie sofort erkannt.“ (33:40)

Es gibt noch andere Unterschiede zwischen dem Buch und dem Film. So besteht zunächst eine zeitliche und regionale Differenz zwischen ihnen, daher können die beiden Werke keine gemeinsamen Diskurse widerspiegeln. Auch die Titel, „The Prize of Peril“ („Der Tod spielt mit“) und *Das Millionenspiel* unterscheiden sie, wie auch der Betrag des Geldpreises, zweihunderttausend Dollar und eine Million DM. Der englische Titel erwähnt zwar den Preis, allerdings scheint sein Betrag nicht als so wichtig bewertet zu werden. Dagegen gehört das Preisgeld in dem deutschen Produkt zum Titel.

Die Doppeldeutigkeit gehört zum Spieltitel, was Pundt nie direkt anspricht, was er jedoch im Zusammenhang mit der Aufmerksamkeit der Zuschauer deutlich macht. Das Buch *Millionenspiele – Fernsehbetrieb in Deutschland* (1972) weist auf eine weitere Implikation dieses Titels konkret hin. Der Herausgeber, Theo van Alst, beginnt die Vorbemerkung zu diesem Buch mit den Worten: „Was mit dem Titel dieses Buches angedeutet werden soll, ist ohne weiteres klar: Es geht um Millionen!/Von der Seite des Fernsehens her: Millionen Einnahmen, Millionen Ausgaben./Auf der anderen Seite: Millionen von Zuschauern.“ (van Alst: 7) Das Wort „Millionen“ referiert deutlich auf Geld und Zuschauer, deshalb verwendet er den Plural.

Der Titel des Spielfilms weist ganz wörtlich auf sein Thema. Der Film thematisiert nicht nur eine Million DM, sondern auch die Millionen Zuschauer. Wenn man an die Länge der Szenen denkt, dann liegt mehr Gewicht auf der zweiten Thematik. Der Film betont mit dem Titel nicht nur den kommerziellen Zweck anhand der kritischen Reflexion des Profitstrebens der Sender, sondern auch die beflissene Beteiligung der Zuschauer an der Show. Mit anderen Worten, er rechnet bereits jeden Zuschauer als Teilnehmer mit ein. In der Tat kommentieren alle Interviewten, egal ob begeistert oder kritisch, die Sendung. Alle sind bereit aktiv am Spiel teilzunehmen. Allerdings wird die herrschende Kontrolle des Senders angedeutet, indem die Kameraperspektive häufig von oben eine entindividualisierte Masse erfasst.

Diese Situation, das doppelsinnige Millionenspiel, existierte in der realen Welt schon am Sendetag. Das Spiel kann deswegen nicht ausschließlich auf dem Bildschirm bleiben, sondern weitet sich in die Öffentlichkeit aus und bindet diese ins Fernsehen mit ein, wie Pundt beschreibt. De facto entstand eine Diskussion auf der Zuschauerseite, wie bereits gezeigt wurde. Das Publikum ist für das Fernsehen schon ein wesentlicher Bestandteil und das Fernsehen ist für das Publikum ein Bestandteil seines Lebens. Es geht hier nicht um den Inhalt des

Meinungsaustausches in der Presse, sondern generell um die Reaktion auf das Fernsehen.

Mein Beitrag ist nicht weit entfernt von der Pundtschen Analyse. Ein kleiner Schritt weg davon kann allerdings die folgende Umschreibung sein, dass nicht *Das Millionenspiel* die Reaktion der Zuschauer zur Resonanzskala machte, sondern dass dieses Spiel die Zuschauer als Resonanzskala bereits beinhaltet. Das heißt, wenn man mit Foucault an diesen Film denkt, müsste man bei einer Fernsehproduktion bereits vor ihrer Ausstrahlung das Echo der Zuschauer berücksichtigen. Denn ein Film als Speicher kann nur schon vorhandene Diskurse archivieren.

5. Fazit

In diesem Sinn fungiert die Fernsehsendung wie andere Printmedien als ein Diskursspeicher. Heute können einige Stoffe, die bis vor kurzem aufgrund ihrer medialen Form schwer erreichbar waren, erforscht werden. Diese durch Technik und Wirtschaft verursachte Veränderung verlangt innerhalb der Diskursanalyse jedoch eine Transkription von den Bildmedien in die Schrift. Eine Erforschung der Bildmedien ermöglicht eine Erweiterung der Diskursanalyse, bei der man sowohl Sprachliches als auch Nichtsprachliches, was beispielsweise filmisch ohne Text erzählt wird, als Diskurse zu untersuchen versucht. Die filmanalytische Methode darf aber nicht aufgrund ihrer nichtsprachlichen Ausdrucksform vernachlässigt werden. Aus dieser Perspektive kann man eine erneuerte Diskursbeschreibung erwarten. Die Tür hierfür ist von den für die Rezeption zugänglich gewordenen Bildmedien geöffnet worden.

Literatur

- Baßler, Moritz: Einleitung: New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. In: Ders. (Hg.): *New Historicism*. A. Francke, Tübingen/Basel, 2001, 7–28.
- Der Spiegel*, 1970, Nr. 44, 251, 253.
- Hickethier, Knut: Das Fernsehspiel oder Der Kunstanspruch der Erzählmaschine Fernsehen. In: Schauze, Helmut; Zimmermann, Bernhard (Hg.): *Das Fernsehen und die Künste* (Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2). Wilhelm Fink, München, 1994, 303–348.
- Hickethier, Knut (Mitarbeiter: Hoff, Peter): *Geschichte des deutschen Fernsehens*. J. B. Metzler, Stuttgart/Weimar, 1998.
- Hörzu*, 1970, Nr. 42, Nr. 44, Nr. 45.
- Kittler, Friedrich: *Grammophon Film Typewriter*. Brinkmann & Bose, Berlin, 1986.
- Pundt, Christian: *Medien und Diskurs. Zur Skandalisierung von Privatheit in der Geschichte des Fernsehens*. Transcript, Bielefeld, 2008.
- Rost, Alexander: Einer wir gejagt. In: *Die Zeit*, 23.10.1970, 24.
- Rubr Nachrichten*. 17. Okt. 1970.
- Sheckley, Robert: Der Tod spielt mit. In: Ders.: *Das geteilte Ich. Utopisch-technische Erzählungen*, Wilhelm Goldmann, München, 1963, 57–78.
- Strobel, Ricarda; Faulstich, Werner: *Die deutschen Fernsehstars*. Bd. 4: Zielgruppenstars. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 1998.
- Van Alst, Theo (Hg.): *Millionenspiele – Fernsehbetrieb in Deutschland*. Edition Text + Kritik, München, 1972.

DVD

- Das Millionenspiel*. Regie: Toelle, Tom; Drehbuch: Menge, Wolfgang; Produzent: WDR. ARD Video, 2009 (der erster Sendetag: 18. Okt. 1970).
- Geliebtes Ekel*. Regie: Barbara Block, Produzent: WDR. ARD Video, 2009 (Produkt: 2004).

Strategien gegen den Kulturverlust durch Katastrophen in Deutschland und Japan

Das Historische Archiv der Stadt Köln und das *Shiryō-Net**

INOUE Shuhei
Universität Bonn
University of Tokyo

1. Einleitung

Am 3. März 2009 stürzte das Gebäude des Historischen Archivs der Stadt Köln ein. Zwei junge Männer in einem benachbarten Haus kamen dabei ums Leben. Zahlreiche historische Dokumente aus der langen Geschichte der Stadt wurden unter den Trümmern verschüttet. Dazu zählen unter anderem wertvolle Urkunden aus dem 10. Jahrhundert, Handschriften des mittelalterlichen Theologen Albertus Magnus, sowie Nachlässe von Nobel-Preis Schriftsteller Heinrich Böll.

Da ich mich in meinem Dissertationsprojekt mit der Kölner Stadtgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit beschäftige – und zwar hauptsächlich auf Grund der Archivalien des zusammengebrochenen Stadtarchivs – betraf mich dieser Einsturz sehr stark. Die Kölner Tragödie gab mir Anlass, über das Archivwesen und die überlieferten historischen Dokumente nachzudenken, deren Anwesenheit und Zugänglichkeit uns bisher sicher und selbstverständlich erschien.

In diesem Beitrag möchte ich dieses Ereignis, seine Folgen und die Tätigkeiten zur Wiederherstellung des Archivs vorstellen. Dabei wird auch ein Vergleich mit Tätigkeiten zur Bewahrung von Kulturgut in Japan gezogen. In Japan sind im letzten Jahrzehnt meh-

* Ich danke Herrn MATSUSHITA Masakazu (Universität Kōbe) für die Informationen über das Shiryō-Net, Herrn HIRANO Muneaki (Japan Center for Asian Historical Records) für das konstruktive Gespräch über das Thema Archiv und Bürger, und Herrn Jochen HERMEL (Universität Bonn) für die Informationen über das Kölner Stadtarchiv und die Bergungsarbeiten sowie für die Hilfe beim Korrekturlesen. Ebenso gilt mein Dank Frau Dr. Yuki IKARI (Sophia Universität, Tōkyō) und Herrn Hideto HIRAMATSU (Universität Halle-Wittenberg) für den intensiven Informationsaustausch.

rere Organisationen gebildet worden, die bei Naturkatastrophen wie Erdbeben oder Hochwasser historische Dokumente aus betroffenen Gebieten retten und Netzwerke zur Dokumentenbewahrung entwickeln sollen. Durch den Vergleich sollen im Folgenden Ausblicke auf das zukünftige Archivwesen in beiden Ländern aufgezeigt werden.

2. Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln

Die Geschichte der Aufbewahrung von Dokumenten reicht in der Stadt Köln bis ins Mittelalter zurück. Im Laufe der Jahrhunderte ist eine große Menge Schriftgut gesammelt worden, das weder durch Naturkatastrophen, wie Feuer oder Hochwasser, noch durch menschliche Einwirkungen in bedeutendem Ausmaß beschädigt oder vernichtet wurde. Beim Einsturz des Archivshauses am 3. März 2009 allerdings wurden fast alle Bestände verschüttet und beschädigt und man kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht sagen, wie viele Dokumente de facto verloren sind.

Das Stadtarchiv wurde im Jahr 1971 in der Severinstraße in der Kölner Südstadt neu gebaut.¹ Das Gebäude war mit einem neuen, innovativen Konzept einer Klimatisierung geplant worden, um die jeweils erforderliche Temperatur und Feuchtigkeit konstant zu gewährleisten. Das ist ein entscheidender Faktor bei der Bewahrung von Archivalien. Im Gegensatz zum damaligen Trend, die Lagerung elektronisch-maschinell zu klimatisieren, schlug das Kölner Stadtarchiv eine andere Richtung ein: Das Innenklima sollte nicht durch elektronische Geräte, sondern durch die Struktur des Gebäudes und seiner Wände kontrolliert werden. Dieses Architekturkonzept wurde als „Kölner Modell“ bei vielen anderen Archivneubauten übernommen. Doch 38 Jahre nach seinem Bau brach dieses solide Gebäude zusammen.² Die Ursache des Zusammenbruchs ist bis heute noch nicht ermittelt. Klar ist jedoch ein Zusammenhang mit dem U-Bahnbau, da sich eine der zahlreichen Baustellen direkt vor dem Archivgebäude befand. Dabei ist aber noch ein weiterer Punkt zu beachten: Das mangelnde Interesse seitens des Stadtrats und der Kölner Bürger

¹ Zum Archivgebäude in der Severinstraße, s. STEHKÄMPER (1971); SAGSTETTER (2004).

² Allgemein zum Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln und zu Bergungsarbeiten, s. SCHMIDT-CZAIA et al. (2009), HIRAMATSU/INOUE (2009), FISCHER et al. (2009) und KISTENICH (2009).

an ihrem Archiv. Dem Historischen Archiv der Stadt Köln wurde weder von der Stadt noch von den Bürgern genügend Beachtung geschenkt. Sein Anteil am städtischen Budget wurde gekürzt und die Renovierung des Hauses wurde viel zu spät, erst 2007, und nur zum Teil durchgeführt. Trotz mehrmaligen Appellen vom Archiv wurden die Gefahren, die vom U-Bahnbau ausgingen, nicht ernst genommen.

Schon wenige Tage nach der Katastrophe wurde begonnen, die Archivalien aus den Trümmern zu bergen. Durch die schnell zusammengestellten Teams wurden Rettungstätigkeiten in folgender Weise durchgeführt: Die geborgenen Akten wurden von der Unfallstelle zunächst zum so genannten Erstversorgungszentrum (EVZ) gebracht, das in einem Vorort südlich der Stadt angelegt worden war. Dort wurden die Dokumente oberflächlich gereinigt und ihre Bestandsnummer – wenn erkennbar – notiert, um einen groben Überblick über die geborgenen Bestände zu ermöglichen. Die registrierten Archivgüter wurden dann in 19 „Asylarchive“ in ganz Deutschland eingelagert. Durchnässte Archivalien mussten zur Gefriertrocknung zu speziellen Anlagen in Münster und Bonn weitergeleitet werden.

Im EVZ waren nicht nur Fachleute wie Archivare und Restauratoren im Einsatz, sondern vor allem Freiwillige jeden Alters und Standes. Mit Hilfe von mehr als 1.800 Personen wurden bisher etwa 90 Prozent der verschütteten Archivbestände geborgen. Allerdings weist das geborgene Archivgut sehr unterschiedlich starke Schäden auf, so dass man gegenwärtig noch nicht sagen kann, was im eigentlichen Sinne als „gerettet“ gelten kann. Nach einer vorläufigen Einschätzung wurden die Schäden wie folgt benannt: 35 Prozent schwerste Schäden, 50 Prozent schwere bis mittlere Schäden und 15 Prozent leichte Schäden.³

Während die Bergung organisiert wurde, schienen jedoch die Maßnahmen für die Benutzer und Forscher, die gerade an Archivalien des Stadtarchivs arbeiteten, zurückzubleiben. Auch geriet der Einsturz recht schnell aus dem öffentlichen Bewusstsein. Daher forderten Historiker – sowohl in Deutschland als auch im Ausland – gemeinsam umfassende Maßnahmen zur Rettung, Restaurierung und Digitalisierung von Archivalien sowie eine möglichst schnelle Wiederherstellung der Zugänglichkeit.

In Japan sammelten wir Unterschriften und sandten Anfang

³ „Sechs Monate nach dem Archiveinsturz“ Stadt Köln, Pressemitteilung, 03.09.2009, <<http://www.stadt-koeln.de/1/presseservice/mitteilungen/2009/03691/index.html>> (Stand: 20.09.2009)

Mai einen offenen Brief an den Oberbürgermeister und das Kulturdezernat der Stadt Köln, sowie an den Ministerpräsidenten und den Kulturstaatssekretär des Landes Nordrhein-Westfalen. Die Hauptrolle im Aufruf zur Unterzeichnung wurde von den beiden ehemaligen Bonner Doktoranden, Frau Dr. Ikari Yuki und Herrn Hiramatsu Hideto, übernommen, die sich selbst intensiv mit der Kölner Stadtgeschichte beschäftigt haben. Der Brief wurde von über 140 Personen unterzeichnet, die ebenfalls mit historischen Dokumenten arbeiten, und zusammen mit einer gemeinsamen Erläuterung auch an das Historische Archiv, den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) und die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) geschickt.⁴ In ähnlicher Weise wurden offene Briefe sowohl vom Nordrhein-Westfälischen Arbeitskreis „Frühe Neuzeit“ mit Unterschriften von 40 betroffenen Professoren aus ganz Deutschland, als auch von französischen Mediävisten mit 55 Unterzeichneten an die genannten Stellen adressiert.⁵ Diese offenen Briefe hatten den gewünschten Erfolg und schon Ende Juni wurde ein provisorischer Lesesaal zur Mikrofilmbenutzung eingerichtet, dessen Anlegung eigentlich erst für den Winter 2009 oder das Frühjahr 2010 geplant gewesen war.

Was das neue Archivgebäude betrifft, entschied der Rat der Stadt Köln im September nach vielen Verzögerungen über den Ort des neuen Gebäudes. Das neue Archiv wird in der Nähe des Bahnhofs Köln-Süd entstehen. Allerdings dauert es nach dem derzeitigen Plan etwa fünf Jahre, bis das neue Archiv seinen regulären Betrieb wieder aufnehmen kann. Der Rat beschloss außerdem die Gründung einer Stiftung zugunsten des Archivs. Die Stadt wird in die Stiftung zunächst fünf Millionen Euro einbringen.⁶

Um den Zugang zu Archivalien möglichst schnell wiederherzustellen, wurde schon wenige Tage nach dem Einsturz ein Projekt im Internet ins Leben gerufen: Das digitale Historische Archiv Köln.⁷

⁴ Zu unserer Tätigkeit, s. <<http://groups.google.co.jp/group/japanese-solidarity-for-cologne-historical-archive>>

⁵ Die drei offenen Briefe sind auf der Webseite des Arbeitskreises einzusehen unter <<http://frueheneuzeit-nrw.piranho.de/stadtarchiv.html>> (Stand: 17.09.2009)

⁶ Das neue Archiv wird zusammen mit der Kunst- und Museumsbibliothek und dem Rheinischen Bildarchiv an der Ecke Eifelwall/Luxemburger Straße stehen. Vgl. „Neues Stadtarchiv wird am Eifelwall gebaut“ (koeln.de, 11.09.2009) <http://www.koeln.de/koeln/die_domstadt/neues_stadtarchiv_wird_am_eifelwall_gebaut_214991.html> (Stand: 17.09.2009)

⁷ <<http://www.historischesarchivkoeln.de/>>

Dieses Projekt ist eine Zusammenarbeit des digitalen Bildarchivs „Prometheus“ in Köln⁸ und der Abteilung für Rheinische Landesgeschichte des Instituts für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn.⁹ Es zielt darauf ab, die von Besuchern des Archivs in der Vergangenheit angefertigten Kopien, Fotos oder Mikrofilme von Archivalien zusammenzuführen und dadurch die Bestände des Stadtarchivs in digitaler Form zu rekonstruieren und so wieder nutzbar zu machen. Auf der Website ist das Bestandssystem des Stadtarchivs wiedergegeben und jeder Nutzer kann nach diesem System seine Dateien hochladen. Etwa ein Dreivierteljahr nach Projektanfang hatten sich gut über 500 Nutzer registriert und knapp 5.800 Materialien und Informationen waren im Internet bereitgestellt (Stand: 26.11.2009). Dieses Projekt wird weitergeführt und in Kooperation mit dem Stadtarchiv zu einem vollwertigen digitalen Archiv ausgebaut werden. Beachtenswert ist dabei, dass alle Arten von Archivbenutzern, seien es Historiker, Studenten oder Amateur-Genealogen, zusammen an der Rekonstruktion des Archivs in digitaler Form mitwirken. Die Zusammenarbeit von Archiv, Forschern und Bürgern ist eine Besonderheit und kann durchaus als ein neues Modell für das zukünftige Verhältnis zwischen kultureller Institution und den Bürgern gesehen werden.

3. Rettung und Bewahrung historischer Dokumente in Japan

Anders als in Europa, wo das öffentliche Archiv eine lange Tradition hat, wurde das japanische Archivsystem im modernen Sinn erst vor einem halben Jahrhundert ins Leben gerufen.¹⁰ Das erste öffentliche Archiv in Japan wurde im Jahr 1959 in der Präfektur Yamaguchi gegründet. Das japanische Nationalarchiv (Kokuritsu Kōmonjōkan) entstand erst 1971 und das Gesetz über die öffentlichen Archive trat erst 1987 in Kraft. Wegen der „verspäteten“ Institutionalisierung verfügen heute nur 30 von 47 Präfekturen über ein eigenes Archiv, in ganz Japan gibt es nur 20 Kommunalarchive. Es gibt also noch viele Kommunen, die bisher kein eigenes Archiv eingerichtet haben.

Vor dem Hintergrund dieser geringen Zahl an öffentlichen Archiven steht auch das Prinzip: „Erhalten an Ort und Stelle“ (*genchi-*

⁸ <<http://www.prometheus-bildarchiv.de/>>, vgl. BREDEKAMP/HAFFNER (2004).

⁹ <<http://www.landesgeschichte.uni-bonn.de/forschung/index.htm#digarch>>

¹⁰ TAKANO (1997), S. 65–74; OGAWA (2008), S. 7–17.

hozon-shugi). Das bedeutet, dass historische Dokumente eher an dem Ort, wo sie überliefert sind, wie im Lagerhaus einer Familie, aufbewahrt werden sollen, als sie einem Archiv zu übergeben. Der Vorteil ist, dass sie damit ihren Originalkontext und ihre Zuordnung behalten und ihr Wert als eine Einheit nicht vermindert wird. Dieses „Erhalten an Ort und Stelle“-Prinzip birgt aber gleichzeitig das Risiko, dass die Überlieferung leicht verloren gehen kann, da sie vom Archiv nicht einheitlich verwaltet wird. Das gilt natürlich vor allem bei Naturkatastrophen wie Erdbeben oder Hochwasser.

Der entscheidende Wendepunkt im Umgang mit der Aufbewahrung historischer Dokumente in Japan war die große Katastrophe des Erdbebens in Kōbe am 17. Januar 1995.¹¹ Bei dieser Katastrophe, bei dem viele Menschen ums Leben kamen, gingen auch Teile der historischen Überlieferungen verloren. Daraufhin begründeten Historiker und Forscher in West-Japan etwa einem Monat nach dem Erdbeben die Organisation Rekishi-shiryō Network (Netzwerk für historische Dokumente), kurz Shiryō-Net, und versuchten die historischen Kulturgüter in der betroffenen Region zu retten und gegebenenfalls zu restaurieren.

Diese Aktivitäten übten großen Einfluss auf andere von Naturkatastrophen heimgesuchte Gebiete aus, so dass nun mehrere Netzwerke entstanden, die sich für die Rettung und Bewahrung von historischen Dokumenten und Kulturgütern in betroffenen Gebieten engagierten: in Tottori aus Anlass des Erdbebens in West-Tottori im Oktober 2000, in Miyagi aus Anlass der Serienbeben im Juli 2003, in Niigata aus Anlass des Niigata-Chūetsu Erdbebens im Oktober 2004, in Fukui aus Anlass der Regenkatastrophe im Juli 2004 usw.

Die so gegründeten Netzwerke zur Dokumentenbewahrung funktionierten auch bei anderen Katastrophen. So betätigte sich zum Beispiel das Netzwerk in *Ehime*, das nach der Erdbebenkatastrophe im März 2001 gegründet wurde, mit Erfolg an der Rettung von Kulturgütern beim Hochwasser im Sommer 2004. Ein anderes und noch aktuelleres Beispiel ist die Tätigkeit des Kōbe-Shiryō-Net in der Stadt Sayō-chō in der Präfektur Hyōgo und die des Okayama-Shiryō-Net in der Stadt Mimasaka in Okayama, die beide im August 2009 von einem Taifun heimgesucht wurden.¹²

¹¹ Zum folgenden: OKUMURA (2005), 4–16; OGAWA (2005), 343–344. Vgl. auch das Weblog von Shiryō-Net <http://blogs.yahoo.co.jp/siryō_net>

¹² Vgl. The Kobe Shimbun 02.09.2009 <<http://www.kobe-np.co.jp/news/seiban/0002299044.shtml>>; The Sanyo Shimbun 28.08.2009 <<http://svr.sanyo.oni.co.jp/>>

Das Shiryo-Net bemüht sich außerdem, die Bedeutung der historischen Dokumente ins allgemeine Bewusstsein zu bringen und hält Vorlesungen und Workshops über Quellenkunde und die Behandlung von beschädigten Akten ab. Ähnlich wie in Köln ist auch hier eine Kooperation mit der Bevölkerung der entscheidende Faktor für die Bewahrung von historischen Dokumenten und Kulturgütern.

4. Schluss

Katastrophen, ob durch den Menschen oder die Natur verursacht, beschädigen zweifellos historische Kulturgüter, und die Schäden sind manchmal nicht wiedergutzumachen. Jedoch kann und muss man aus solchen Tragödien lernen, um den Erhalt der Kulturgüter für die Zukunft sicherzustellen.

Durch die kulturellen Unglücke in Deutschland im letzten Jahrzehnt, wie der Brand der Bibliothek in Weimar 2004 und der Einsturz des Archivs in Köln 2009, kommen auch in den Archiven in Deutschland verschiedene Ideen auf, dem Verlust von historischen Unikaten vorzubeugen und beschädigte Archivalien zu retten. Vor kurzem gründeten beispielsweise die Archive in Magdeburg einen Notfallverbund, um sich künftig bei Katastrophen gegenseitig zu helfen.¹³ Ein anderes Beispiel ist das Stadtarchiv Kulmbach, das zur Zeit die Digitalisierung seiner gesamten Bestände durchführt, um die einmaligen Zeugnisse der Stadtgeschichte zu sichern.¹⁴

Was aber für Archive in Zukunft wichtiger wird, ist die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung. Die archivierten Dokumente sind nicht nur für die an der Geschichte interessierten Laien wertvoll, sondern für alle Bürger wichtig, weil das Recht auf freien Zugang zu öffentlichen Informationen einen wesentlichen Bestandteil der Demokratie bildet. Das Archiv muss daher mehr als eine Einrichtung sein, die historische Dokumente einfach nur aufbewahrt. Eine wesentliche Aufgabe für das Archiv muss sein, eine Verbundenheit mit der

news_s/news/d/2009082822564228/> (Stand: 20.09.2009)

¹³ „Archive in Sachsen-Anhalt gründen Notfallverbund“ Landtag Sachsen-Anhalt, Pressemitteilung, 31.8.2009 <[http://www.landtag.sachsen-anhalt.de/index.php?id=82&tx_exozetnews_news\[id\]=2925&tx_exozetnews_news\[year\]=2009&tx_exozetnews_news\[month\]=8&cHash=36c3207215](http://www.landtag.sachsen-anhalt.de/index.php?id=82&tx_exozetnews_news[id]=2925&tx_exozetnews_news[year]=2009&tx_exozetnews_news[month]=8&cHash=36c3207215)> (Stand: 20.09.2009)

¹⁴ „Safety first im Stadtarchiv“ Stadt Kulmbach, Pressemitteilung, 22.9.2009, <http://www.kulmbach.de/xist4c/web/Safety-first-im-Stadtarchiv_id_7746_.htm> (Stand: 22.09.2009)

Bürgerschaft herzustellen, sodass jeder Bürger zu jeder Gelegenheit das Archiv benutzen und sich damit als Teil der Heimatgeschichte und der demokratischen Gesellschaft fühlen kann. Dies muss auch für die digitalen Archive gelten.¹⁵

Darüber hinaus ist eine internationale Kooperation von großer Bedeutung. Das Kölner Unglück erweckte weltweite Aufmerksamkeit. Die offenen Briefe aus Japan und Frankreich sind dafür das beste Beispiel. In Japan läuft jetzt auch ein Projekt an der Universität Kōbe im Rahmen von “Grand-in-Aid for Scientific Research” (Kagakukenkyūhi-hojokin), das auf den Ergebnissen von der bisherigen Betätigung zur Dokumentenbewahrung durch das Kōbe-Shiryō-Net basiert.¹⁶ In diesem auf fünf Jahre angelegten Projekt geht es nicht nur um die Dokumentenbewahrung in Japan, sondern auch um Tätigkeiten und Methoden der Bewahrung von historischen Kulturgütern im Ausland. Am 13. November 2009 fand darüber hinaus zum Einsturz des Kölner Stadtarchivs eine Tagung statt, wobei die drei über das Kölner Stadtarchiv gehaltenen Referate, die den aktuellen Stand der Bergungsarbeiten und die japanische Initiative darstellten, großes Interesse bei den Teilnehmern erfuhren.¹⁷ Zudem sammeln wir sowohl in Deutschland als auch in Japan nach wie vor Spenden, um die Restauration von Archivalien und den Ausbau des digitalen Historischen Archivs der Stadt Köln zu unterstützen. Ich hoffe, dass wir alle, die sich im weitesten Sinne mit Kulturgut beschäftigen, gemeinsam eine internationale Kooperation aufbauen werden, die zur Sicherung historischer Dokumente beitragen wird.

¹⁵ Als wichtige Faktoren dafür spricht HIRANO (2009), S. 19–22 von den beiden Schlüsselwörtern „Benutzerfreundlichkeit“ und „Bekanntheit des Archivs“. Vgl. SHIRAI (2003).

¹⁶ A Study about the Construction of Local History Document Studies Based on Historical Materials Maintenance Theory at the Time of the Large-Scale Natural Disaster <<http://www.lit.kobe-u.ac.jp/~chiiki/>>

¹⁷ Vgl. The Kobe Simbun 08.12.2009 <<http://www.kobe-np.co.jp/news/bunka/0002568189.shtml>> (Stand: 08.12.2009)

Literatur

- BREDEKAMP, Horst/Dorothee HAFFNER (2004): CENSUS, IMAGO, TECHNICAL IMAGE, PROMETHEUS: Projects of Digital Art History, in: Klaus-Dieter Lehmann (ed.), *Digital Resources from Cultural Institutions for Use in Teaching and Learning*, München, S. 37–47.
- FISCHER, Ulrich/Max PLASSMANN/Nadine THIEL (2009): Die Katastrophe von Köln: Bergung – Erstversorgung – Zwischenbilanz, *Journal of Paper Conservation: LADA Reports* 10(2)[2009], S. 8–14.
- HIRAMATSU Hideto 平松英人/INOUE Shuhei 井上周平 (2009): 「ケルン市歴史文書館倒壊とその後：復興への道筋と『市民アーカイブ』構想」『歴史評論』714, S. 88–97 [Der Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln und seine Folge: Wege zum Wiederaufbau und das „Bürgerarchiv“, *Historische Revue*].
- HIRANO Muneaki 平野宗昭 (2009): 「アジア歴史資料センターから見たデジタル・アーカイブズの現在と展望」『アーカイブズ研究』10, S. 2–23 [Digital Archives: A View from the Japan Center for Asian Historical Records, *Journal of the Japan Society for Archival Science*].
- KISTENICH, Johannes (2009): Phasen der Bergung und Erstversorgung des Archivguts aus dem Historischen Archiv der Stadt Köln, in: *Archivar* 62(3), S. 305–313.
- REININGHAUS Wilfried/Andreas PILGER (Hg.) (2009): Lehren aus Köln: Dokumentation zur Expertenanhörung „Der Kölner Archiveinsturz und die Konsequenzen“. (=Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen, 25), Düsseldorf.
- SAGSTETTER, Maria Rita (2004): Klimatisierungskonzepte in jüngeren Archivgebäuden in Deutschland, *Archivalische Zeitschrift* 86, S. 323–356.
- SCHMIDT-CZAIA, Bettina/Ulrich FISCHER/Max PLASSMANN (2009): Zum Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln, *Archivar* 62(2), S. 148-152.
- SHIRAI Tetsuya 白井哲也 (2003): 「文書館の利用と普及：利用者論の観点から」国文学研究資料館史料館編『アーカイブズの科学（上）』柏書房, S. 347–360 [Benutzung und Popularisierung des Archivs, in: *Die Archivwissenschaft*, Bd. 1, hg. v. National Institut for Japanese Literature, Tōkyō].

- STEHKÄMPER, Hugo (1971): Das Historische Archiv der Stadt Köln und sein neues Haus, in: ders. (Hg.), *Köln, das Reich und Europa* (=Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Köln, 60), Köln, S. XI-XLVI.
- TAKANO Osamu 高野修 (1997): 『日本の文書館』岩田書院 [*Archive in Japan*, Tokyo].
- OKUMURA Hiroshi 奥村弘 (2005): 「大規模自然災害と地域歴史遺産保全：歴史資料ネットワーク10年の歩みから」『歴史評論』66, S. 2–22 [Naturkatastrophe und die Bewahrung des regionalen historischen Kulturgutes, *Historische Revue*].
- OGAWA Chiyoko 小川千代子 (2005): 「文書館、記録管理における防災対策と災害支援の取り組み」『情報管理』48(6), S. 340–350 [Disaster Planning and Assistance Activities in the Field of Archives and Records Management, *Records Management*].
- OGAWA Chiyoko (Hg.) 小川千代子編 (2008): 『デジタル時代のアーカイブ』岩田書院 [*Archive im digitalen Zeitalter*, Tōkyō].

Websites

Das digitale Historische Archiv Köln:

<<http://www.historischesarchivkoeln.de>>

Japanese Solidarity for the Cologne Historical Archive:

<<http://groups.google.co.jp/group/japanese-solidarity-for-cologne-historical-archive>>

Shiryō-Net:

<<http://www.lit.kobe-u.ac.jp/~macchan/>>

<http://blogs.yahoo.co.jp/siryō_net>

Kunst mit den neuen Medien

Digitale Bilder, Interaktive Installationen, Public Device Art

KIM Joon
Kunsthochschule Kassel

1. Einleitung

Was meint die Bezeichnung „Neue Medien“? Oft beschreibt der Begriff „Neue Medien“ lediglich den Gebrauch und Einsatz von Computern in jenen Medien, die zuvor ohne digitale Hilfe auskamen, zum Beispiel Film, Fotografie oder grafische Gestaltung. Hierdurch wird also ein Prozess gekennzeichnet, nicht aber ein Produkt. Daneben gibt es die „wirklichen“ neuen Medien. Diese sind untrennbar mit Rechner- bzw. Computersystemen verbunden, wie beispielsweise das Internet, interaktive 3D-Animationen (komplexe Realitäts-simulationen), Computerspiele und interaktive Installationen. Aber auch diese Formen greifen immer auf herkömmliche Medien zurück. So wird im World Wide Web das Internet mit Fotografie, Video, Grafiken und Text lebendig. Computerspiele und 3D-Animationen nutzen filmische Metaphern, wie Kamera und Licht, um Raum darzustellen. Und auch interaktive Installationen basieren auf Projektionen von bewegten Bildern, Ton oder Licht. In beiden Fällen wird eine Schnittstelle beschrieben, die auf dem Gebrauch von Computern basiert.

Wirklich „neu“ sind also nur Produkte des Einsatzes der „neuen Medien“. Interaktivität oder Vernetzung nenne ich nur als Beispiele. Hier liegt der Schwerpunkt meines Beitrags über die neuen Medien.

2. Digitale Bilder in interaktiven Installation; Verlorene Landschaften

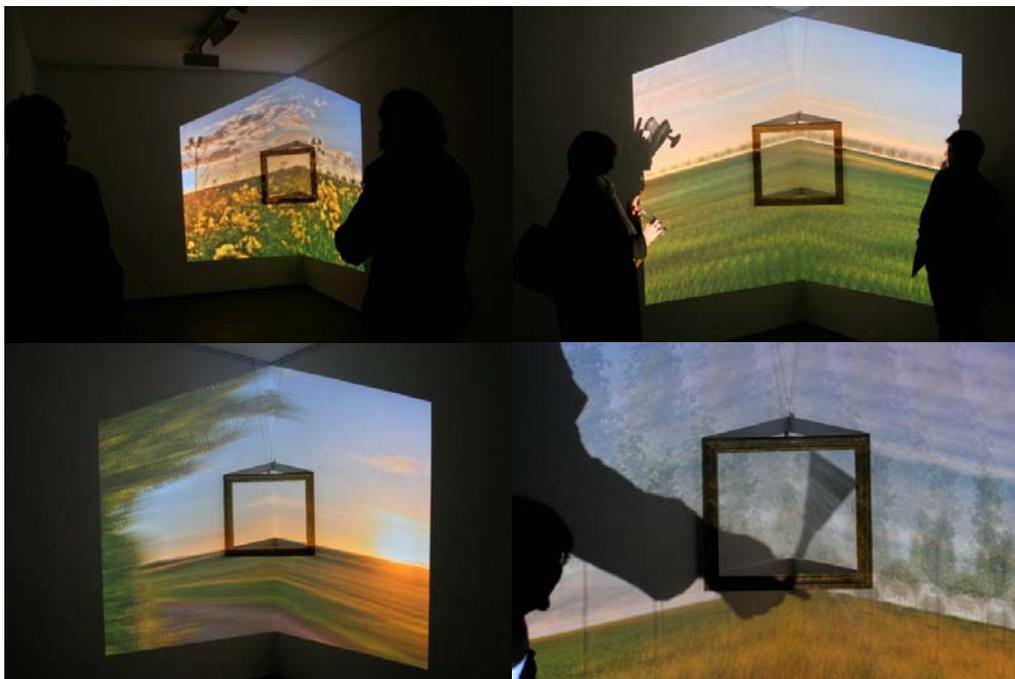
Magritte sagte einmal über seine Collage „Der verlorene Jockey“ (1926), sie sei nicht aus einem ästhetischem Interesse heraus konzipiert worden, sondern allein als Antwort auf ein mysteriöses Gefühl.

Sie sei eine Art Mahnung, die sich in manchen Momenten im

Bewusstsein breit mache und ihn seit seiner Geburt leite. So malt er zwar „naturalistische“ Darstellungen von Gegenständen, verfremdet diese aber auf radikale Art und Weise durch deren ungewöhnliche Zusammenstellung.

Die digitalen Bilder in meiner interaktiven Installation bestehen aus vielen einzelnen Aufnahmen einer Landschaft. Einerseits verstehen sie sich als eine Referenz an Magritte und seinen surrealistischen Verfremdungstechniken. Andererseits geht es mir besonders um die Verbindung zwischen bewegtem Bild und Beobachter, zwischen der Sehnsucht nach einer anderen Realität und dem Vertrauten im unbekanntem Raum.

Ziel meiner interaktiven Installation ist es, Zugänge zu unbekanntem Sub- und Metaräumen von Landschaftsbildern zu eröffnen. Der Beobachter begibt sich in Räume aus dem Unterbewusstsein, aus Traum-Materialien, gewoben in digitale Bilder.



Ausstellung „Spielzone“, 4.12 bis 20.12.2009 Deutschordenschloss
Münnerstadt

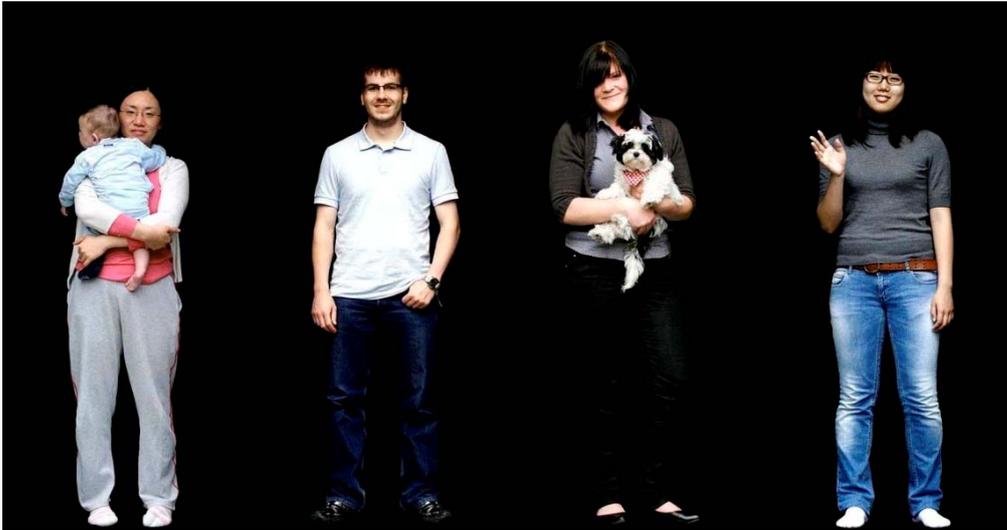
3. Interaktive Installationen, Aus-einander!

Die „Tür“ ist ein Zugang zu Menschen, zu Räumen. Der Umgang mit Türen in der alltäglichen Lebenswelt ist für uns eine selbstverständliche Tätigkeit. Es gibt unsagbar viele Arten von Türen – in Gebäuden, an Zäunen und Mauern, in Häusern. Wenn man jemanden besuchen will und an die Tür klopft, wird einem aufgemacht, und man wird willkommen geheißen. Wenn man selbst Besuch empfängt, öffnet man seine Haustür und begrüßt freudig die Gäste. „Türen“ können auch auf bildlicher Ebene als verbindende bzw. trennende Elemente zwischen Menschen verstanden werden.



„Offene Türen“ verknüpfen wir meistens mit positiven Gefühlen und Assoziationen, mit (Gast-)Freundschaft, Offenheit der Menschen, Gemeinschaft, Einladung und Kontaktfreudigkeit. „Geschlossene Türen“ dagegen konnotieren wir mit Sich-Abkapseln, Sich-Isolieren, Sich-Zurückziehen, Eingeschlossen-Sein.

„Geschlossene Türen“ vermitteln das negative Gefühl des räumlichen wie sozialen Ausgeschlossenseins. Ziel meiner fotografischen Interaktionsinstallation ist es, eine neue Sicht auf die Gesten des Geschlossenseins und des Offenseins von Türen zu vermitteln.



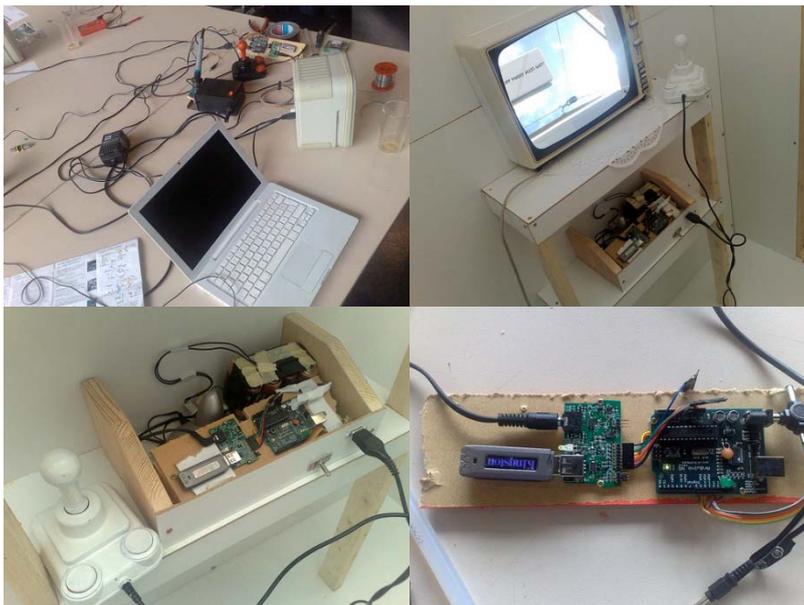
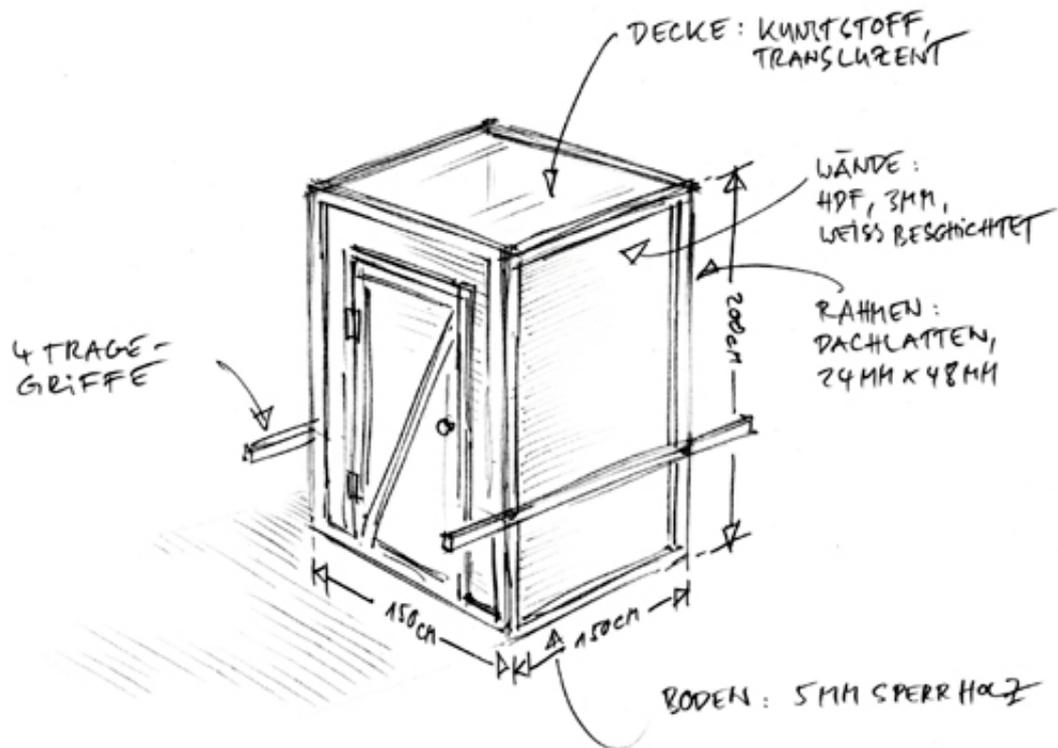
Es gilt den Betrachter förmlich einzuladen Türen zu öffnen, zu begehen, sich in die Vielfalt von Eingängen fallen zu lassen und sich über die dahinterliegenden sozialen Realitäten der Menschen neben den Türen Gedanken zu machen.



Jahresausstellung der Kunsthochschule Kassel, Kunsthalle
Fridericianum 2009

4. Kunst mit elektronischen Medien im öffentlichen Raum (Public Device Art)

- Philipp findet alles gut



Eine modulare Einraumwohnung, bestehend aus Wohnzimmer und Küche, wird von Philipps Freunden in festgelegter Prozessionsordnung durch die Stadt getragen und an unterschiedlichen Orten im öffentlichen Raum abgestellt. Philipps Freunde mischen sich daraufhin unter das Volk, um Passanten in die Wohnung einzuladen. In der ganz in weiß gehaltenen Wohnzelle, die in ihrer Erscheinung eine untexturierte, virtuelle Vektorarchitektur simuliert, erwartet den Besucher ein einzigartiges Computerspiel: Mit einem Joystick kann er außerhalb des Raumes einen realen Avatar fernsteuern. Er kann die Spielfigur nach Belieben in der Umgebung spazieren gehen lassen. Beim Drücken des Feuerknopfes schwingt die Spielfigur ihr überdimensioniertes weißes Schwert und greift gegebenenfalls Passanten an. Der Spieler verfolgt das von ihm initiierte Geschehen durch ein in die Außenwand geschnittenes Fernseher-Fenster.



Kassel Zentrum, 2009

Begleitet wird der Spielprozess durch den permanenten Bewohner des mobilen Hauses. Er bewirbt die Besucher von der Küche aus stets freundlich mit Popcorn und H-Milch, erklärt ihnen die Grundzüge des Spiels und verwickelt sie nebenbei in ein Gespräch über Adolf Luthers Raumtheorien und Lucius Burckhardts Promenadologie.



Die Künstlergruppe; Joon Kim, Niklas Roy, Olaf Val, Flaut Michael Rauch, Fabian Püschel, Lukas Thiele, Ann Schomburg, Jung Im Seo, Sina Scholz, sowie Philipp Teister – „Philipps Freunde“ – ist ein loser Zusammenschluss von Public Device Artisten, Raumanalytikern und Spaziergangswissenschaftlern. Die Gruppe hat sich 2009 in Kassel mit dem Ziel gegründet, Philipps positive Weltsicht mit den Mitteln der Kunst und auf der philosophischen Basis der Lehren Epikurs aktiv zu unterstützen.

The School of Art and Design Kassel. Visual communication. New media

joon.kim@thirdphoto.com · www.thirdphoto.com
Hegelsbergstr 22b, Studio 106, 34127, Kassel, Germany
m. (+49) 176-4519-4136 / t. (+49) 561 702 4497
From Korea to me Direct Call: 070-8286-3215

Was bedeutet „Japanische Philosophie“?

MATSUMOTO Dairi
Universität zu Köln

1. Einleitung

In unterschiedlichen Kulturen existieren entsprechend unterschiedliche Philosophien. Beispielsweise heißt es: Es gibt die europäische Philosophie, es gibt die deutsche Philosophie, es gibt die antike griechische Philosophie, die islamische Philosophie, die indische Philosophie, die chinesische Philosophie usw. Dementsprechend lässt sich auch sagen: Es gibt die „japanische Philosophie“. Wir haben keine Schwierigkeiten, von unterschiedlichen Ländern und unterschiedlichen Kulturen zu sprechen, ebenso ist es zunächst wenig schwierig, von unterschiedlichen Philosophien zu reden und diese zu thematisieren. Was aber gehört eigentlich zu solchen nicht-abendländischen Philosophien? Denken wir darüber nach, wer zu den „Philosophen“ gehört, wenn unterschiedliche Kulturen jeweils eigene Philosophien haben. Man sagt: Sokrates war Philosoph, Immanuel Kant war Philosoph, Abu Nasr al-Farabi war Philosoph, Nagarjuna war Philosoph. Danach jedoch wird es langsam schwierig. War Lao Tzu ebenfalls Philosoph, und Konfuzius auch? War Buddha (Siddhartha Gautama) kein Philosoph? War er es deshalb nicht, weil auch Jesus Christus nicht als Philosoph bezeichnet werden kann? Wer und was sind nun japanische Philosophen? Man nennt Nishida Kitarō (西田幾多郎), Tanabe Hajime (田辺元) oder Kuki Shūzō (九鬼周造) japanische Philosophen. Wie ist es aber mit Shinran (親鸞), Dōgen (道元) oder Motoori Norinaga (本居宣長)?

Diese Schwierigkeit bei der Verwendung der Wörter „Philosophie“ und „Philosoph“ beruht auf den Unterschieden zwischen den Sprach- und Kulturräumen. Wenn man von nicht-abendländischen Philosophien spricht, stößt man auf das Problem der Überlappung mit außerphilosophischen Wissens- und Kulturbereichen.¹ Zum

¹ Vgl. R. A. Mall, „Was heißt ‚aus interkultureller Sicht?‘“ In: Ders. und N. Schneider (Hrsg.): Ethik und Politik aus interkultureller Sicht, Editions Rodopi,

Beispiel gehören zur chinesischen Philosophie wie etwa dem Taoismus und Konfuzianismus nicht nur die Philosophie allein, sondern auch Religion und Politik. Ebenso war Konfuzius nicht nur Philosoph, sondern zugleich Begründer der konfuzianischen Religion und auch politischer Berater. Wenn man jedoch von Philosophien der nicht-abendländischen Kulturen spricht, dann stellt sich die Frage, was dabei als „Philosophie“ bezeichnet wird.

In der vorliegenden Arbeit werde ich klären, was für ein Problem dem Begriff „japanische Philosophie“ innewohnt. Zu diesem Zweck beginne ich mit der Klärung des Begriffs der Philosophie im abendländischen Sinne.

2. Begriff der Philosophie

Der Begriff „Philosophie“ bezeichnet bereits in seinen Ursprüngen eine besondere Einstellung zum Wissen. Das Wort „Philosophie“ kommt vom Griechischen „philo-sophia“, was „Liebe zur Weisheit“ bedeutet. Das Wort „Philosoph“ entspricht dem griechischen „philosophos“ und bedeutet: „Freund der Weisheit“. Die Philosophie bezieht sich also ursprünglich auf das Wissen, welches nicht einfach durch Angabe eines spezifischen Gegenstandsbereiches gekennzeichnet werden kann. Bekanntermaßen haben sich im Laufe der Geschichte durch Differenzierung verschiedene wissenschaftliche Bereiche und Gebiete *aus* der Philosophie herausgebildet, aber auch *innerhalb* der Philosophie haben sich verschiedene Bereiche und Gebiete des philosophischen Wissens ausdifferenziert. Es ist charakteristisch für die Philosophie, dass bereits die Frage nach ihrer Definition eine philosophische Frage sein und abhängig vom jeweils vertretenen philosophischen Standpunkt beantwortet werden kann. Was heute „Philosophie“ genannt wird, kann man am ehesten mit der Anführung der wesentlichen Disziplinen beantworten, „die das konstituieren, was heute an Universitäten in Forschung, Lehre und Studium das Fach Philosophie ausmacht.“² In alphabetischer Reihung können wir beispielsweise folgende Disziplinen aufzählen: philosophische Anthropologie, philosophische Ästhetik, Erkenntnistheorie, Ethik (Moralphilosophie), Geschichtsphilosophie, Kulturphilosophie,

Amsterdam/Atlanta, 1996, S. 3ff.

² H. J. Sandkühler (Hrsg.): Enzyklopädie Philosophie, Meiner, Hamburg 1999, S. 1022.

Logik, Metaphysik, Naturphilosophie, Neurophilosophie, Ontologie, Philosophie des Geistes, Philosophiegeschichte, Rechtsphilosophie, Religionsphilosophie, Sozialphilosophie, Sprachphilosophie, Technikphilosophie, Wissenschaftsphilosophie.³

Hierdurch lässt sich zwar noch keine einheitliche, dafür aber eine umfassende Vorstellung der Philosophie vorlegen. Zu betonen ist, dass „Philosophie“, trotz der Schwierigkeit ihrer Selbstdefinition, kein unbestimmter Wissensbereich ist, sondern einer gemeinsamen Auffassung folgt, durch welche verschiedene philosophische Disziplinen miteinander verbunden und umfasst sind. Die Rechtsphilosophie ist nicht auf die Rechtswissenschaft rückführbar, die Religionsphilosophie nicht auf die Religion, auch nicht auf die Religionswissenschaft, die Sprachphilosophie nicht auf die Sprachwissenschaft. Es gibt also einen Wissensbereich der Philosophie, und in diesem Sinne geht man bereits, wenn man philosophische Disziplinen aufzählt, davon aus, dass es eine schwache oder starke Auffassung von Philosophie gibt. Auch beim Ausdruck „japanische Philosophie“ wird unterstellt, dass diese sich auf eine solche Auffassung stützt.

Was bedeutet aber dann „japanische Philosophie“, wenn „Philosophie“ im eigentlichen Sinn in der abendländischen philosophischen Forschungsgeschichte und Disziplinen aufgefasst wird?

3. Übersetzung des Wortes „Philosophie“ – Tetsugaku

Der Begriff „Philosophie“ wird ins Japanische mit „Tetsugaku“ (哲学) übersetzt. „Japanische Philosophie“ heißt also auf Japanisch „Nihon Tetsugaku“ (日本哲学; Nihon = Japan). Entsprechend wird die abendländische Philosophie als „Seiyō Tetsugaku“ (西洋哲学; Seiyō = Abendland) bezeichnet, die chinesische Philosophie als „Chūgoku Tetsugaku“ (中国哲学; Chūgoku = China), etc.

Das Wort „Tetsugaku“ wurde von Nishi Amane (西周; 1829–1897) übersetzt. In der letzten Phase der Edo-Zeit (bis 1867) war er Forscher an einem Institut für abendländische Wissenschaften und lernte von 1862 bis 1865 in den Niederlanden. In der Meiji-Zeit (1868-1912) veröffentlichte er verschiedene Aufsätze über abendländische Philosophie. Darin schlug er für die philosophische Terminologie verschiedene Übersetzungen und Prägungen vor; eine davon ist „Tetsugaku“, die er in seinem Aufsatz „Hyakuichi-Shinron“

³ Ebd.

(『百一新論』1872) wissenschaftlich einführte.⁴ Nishi und andere zeitgenössische Gelehrte finden neben „Tetsugaku“ weitere Übersetzungsalternativen, zum Beispiel: „Seirigaku“ (性理学), „Kyūrigaku“ (窮理学), „Rigaku“ (理学)⁵ oder „Kikengaku“ (希賢学).⁶ All diese Begriffe stammten direkt oder indirekt aus konfuzianischen Texten. Im Hinblick auf die ursprüngliche Bedeutung des griechischen „Philosophia“ ist die letzte Übersetzung angemessen. Denn „Kikengaku“ (希賢学) besteht aus den drei Begriffen „Ki“ (希), was in etwa „Philo“ entspricht, „Ken“ (賢), entsprechend „Sophia“, und „Gaku“ (学), entsprechend „Wissenschaft“. Dieser Begriff „Kikengaku“ stammt von dem Begriff „Shikiken“ (士希賢), welcher sich in einem Text eines chinesischen (neo)-konfuzianischen Denkers, Zhou Dunyi (周敦 𠄎) (oder Zhou Maosh 周茂叔; 1017–1073), findet und in seiner Bedeutung dem Wort „philosophos“ bzw. „Philosoph“ relativ ähnlich ist („Shi“ 士 bedeutet grob „Mann“).

Nishi bevorzugte deshalb für die Übersetzung von „Philosophie“ das Wort „Kikengaku“ (希賢学). Er prägte jedoch auf Grundlage dieses Wortes auch ein neues Wort, indem er „Ken“ (賢) durch das gleichbedeutende „Tetsu“ (哲) ersetzte. Somit ergibt sich „Kitetsugaku“ (希哲学), kurz: „Tetsugaku“ (哲学), und dementsprechend wird „Philosoph“ als „Tetsugaku-sha“ (哲学者; „Sha“ 者 bezeichnet eine Person, die etwas tut) übersetzt. Der Grund hierfür liegt vermutlich darin, dass „Kikengaku“ (希賢学) auf die Lehre des Konfuzianismus

⁴ Nishi Amane 西周 u.a.: 明治啓蒙思想集, 明治文学全集3 (Meiji Keimō Shisōshū, Meiji Bungaku Zenshū, Band 3), Chikumashobō 1967, S. 23f. Eine frühere, nicht-wissenschaftliche Verwendung des Wortes „Tetsugaku“ kann man in Shinkei Kasanegafuchi (真景累ヶ淵, ungefähr 1869) von Sanyūtei Enchō (三遊亭圓朝) finden: Vgl. 小学館国語辞典編集部 (Shōgakukan Kokugo Jiten Henshūbu) (Hrsg.): 日本国語大辞典第二版 (Nihon Kokugo Daijiten, 2. Auflage), Band 9. Shōgakukan, 2001, S. 655.

⁵ Vgl. Hori Tatsunosuke 堀達之助 (Hrsg.): 英和对訳袖珍辞書 (Eiwa Taiyaku Shūchin Jisho: A Pocket Dictionary of the English and Japanese Language) 1862, S. 595. In: Sugimoto Tsutomu 杉本つとむ (Hrsg.): 江戸時代翻訳日本語辞典 (Edo Jidai Honyaku Nihongo Jiten) Waseda Daigaku Shuppanbu 1981, S. 923 (150). Diese Übersetzung wurde auch von Fukuzawa Yukichi und Nakae Chōmin unterstützt.

⁶ Vgl. Xu Shuisheng 徐水生: 翻訳の造語 – 嚴復と西周の比較 (Honyaku no Zōgo – Yen Fu to Nishi Amane no Hikaku: The comparison of creative translation of philosophical terms between Yen Fu and Nishi Amane). In: 島根県立大学北東アジア地域研究センター (Institute for North East Asian Research of the University of Shimane): 北東アジア研究 (Shimane Journal of North East Asian Research), Vol. 17, 2009, S. 23.

verweist, wohingegen Nishi die abendländische Philosophie von der konfuzianischen Tradition deutlich abgrenzen wollte.

Zu bemerken sind hier zwei Punkte: Zum einen wurde der Ausdruck „Tetsugaku“ vor dem Hintergrund der konfuzianischen Forschungstradition eingeführt, zum anderen wurde „Tetsugaku“ aber als Begriff neu geprägt, um die direkte Verbindung zur konfuzianischen Forschungstradition auszuschließen und sich davon abzugrenzen.⁷ In der Übersetzung des europäischen Begriffs „Philosophie“ bzw. der Prägung des japanischen Begriffs „Tetsugaku“ sind also diese zwei Elemente impliziert. Dementsprechend treten in der japanischen Philosophiegeschichte bzw. der Geschichte der Tetsugaku ständig zwei Fragen auf: Wie stark einerseits die Tetsugaku-Forschung in Japan, bewusst oder unbewusst, noch an der konfuzianischen Forschungstradition haftet und wie man andererseits unter dem übersetzten Wort „Tetsugaku“ die „japanische“ Tetsugaku verstehen kann, wenn Tetsugaku“ doch eigentlich die „abendländische“ Philosophie bedeutet. Im Folgenden wird die zweite Frage behandelt.

4. Philosophie und Tetsugaku

Mit der institutionellen Festlegung des Fachs „Tetsugaku“ an den japanischen Universitäten wurde die Übersetzung „Tetsugaku“ in Japan verbreitet und bekannt. Der Begriff Tetsugaku wird heute auf unterschiedliche Weise verwendet, so wie auch das deutsche Wort „Philosophie“ im alltäglichen Gebrauch auf unterschiedliche Weise verwendet werden kann. Unter „Tetsugaku“ versteht man nicht mehr nur die „abendländische Philosophie“, sondern auch philosophische Gedanken in anderen Kulturen. Man spricht in Japan von der abendländischen Tetsugaku, der antiken griechischen Tetsugaku oder Kants Tetsugaku, ebenso von der chinesischen Tetsugaku, der indischen Tetsugaku oder der islamischen Tetsugaku, und auch von der japanischen Tetsugaku. „Japanische Tetsugaku“ ist inzwischen das Wort, mit dem die japanische philosophische Forschung und Forschungsgeschichte bezeichnet werden können. Somit könnte man behaupten, die Bedeutung von „Tetsugaku“ sei nicht mehr in der Weise auf die „abendländische Philosophie“ beschränkt wie Nishi das Wort bei

⁷ Lam, W.-K.: *Redefining Philosophy Through Assimilation: Nishida Kitarō and Mou Zong-san*. In: J. W. Heisig (Hrsg.): *Frontiers of Japanese Philosophy* (pp. 22–38), Nanzan Institute for Religion and Culture 2006, S. 26.

seiner Übersetzung von der konfuzianischen Forschungstradition abgegrenzt hat, sondern es habe schon eine so umfassende Bedeutung gewonnen, dass es auch die nicht-abendländischen, traditionell erforschten Wissenslehren bezeichnen könne.

In Wirklichkeit ist es aber umgekehrt. Der Begriff „Tetsugaku“ ist nicht so umfassend geworden, sondern er hält vielmehr die Bedeutung der „Philosophie“ im abendländischen Sinne fest. Von der japanischen *Tetsugaku*, chinesischen *Tetsugaku* oder indischen *Tetsugaku* spricht man immer im Sinne der japanischen *Philosophie*, chinesischen *Philosophie* oder indischen *Philosophie*. Das bedeutet, dass eine solche Tetsugaku diejenige Wissenschaftsforschung und -lehre darstellt, die aus abendländischer Sicht als „Philosophie“ aufgefasst werden kann. „Tetsugaku“ bedeutet im primären Sinne das, was den abendländischen „philosophischen“ Disziplinen zugeschrieben werden kann. Die „japanische Tetsugaku“ bezeichnet eine Wissenschaft, die gemäß der Auffassung der abendländischen Philosophie verstanden werden kann. Im Umkehrschluss lässt sich das außerphilosophische japanische Wissen, welches schwer der Auffassung der abendländischen Philosophie zugeschrieben werden kann, ebenso schwer der japanischen Tetsugaku zuschreiben. Das Wort „Tetsugaku“ wird im Wesentlichen aus der Sicht der Auffassung der abendländischen Philosophie verwendet. Der Grund dafür, dass die Verwendung des Begriffs „japanische Tetsugaku“ möglich ist – obwohl „Tetsugaku“ am Anfang nur „abendländische Philosophie“ bedeutete – liegt nicht darin, dass der Begriff „Tetsugaku“ umfassend geworden ist, sondern darin, dass die abendländische Verwendung des Begriffs „japanische *Philosophie*“ wiederum mit „*Tetsugaku*“ übersetzt wird. Die japanische Tetsugaku erkennt sich grundlegend aus der äußeren bzw. abendländischen Perspektive, und zwar dadurch, dass sie in der japanischen Forschungstradition etwas Ähnliches wie die abendländische Philosophie findet und gemäß der Auffassung der abendländischen Philosophie weiterentwickelt.

Insofern bleibt beim Wort „Tetsugaku“ dasselbe Problem hinsichtlich seiner Verwendung wie beim Wort „Philosophie“. Wie oben angedeutet, haben wir Schwierigkeiten, Shinran (親鸞 1173–1263), Dōgen (道元 1200–1253), oder Motoori Norinaga (本居宣長 1730–1801) als „Philosophen“ zu bezeichnen, weil sie eher als Mönch, Priester oder Zen-Meister, im Falle Norinagas als Philologe oder Sprachforscher, bezeichnet werden sollten. Aus denselben Gründen ist es schwierig, diese Denker „Tetsugaku-sha“ zu nennen, obwohl sie

in der japanischen Geistesgeschichte eine wichtige Position einnehmen. Im Unterschied zu ihnen kann man die modernen Denker der Kyōto-Schule wie Nishida Kitarō (西田幾多郎 1870–1945), Tanabe Hajime (田辺元 1885–1962), Nishitani Keiji (西谷啓治 1900–1990) usw. ohne Schwierigkeiten als „Tetsugakusha“ sowie als „Philosophen“ bezeichnen. Sie werden sowohl von Japanern wie von Europäern als Vertreter der japanischen Philosophen betrachtet. Der Grund dafür ist klar, denn diese Denker erforschten die abendländische Philosophie und entwickelten auf der methodischen Basis der abendländischen Philosophie ihre eigene – sozusagen originär japanische – Position. Ihre Denkweise liegt von Anfang an innerhalb der Auffassung der abendländischen Philosophie und lässt sich ohne Schwierigkeiten den philosophischen Disziplinen wie Ontologie, Erkenntnistheorie oder Religionsphilosophie zuordnen. In der Tat bezeichneten sie sich selber als „Philosoph“ bzw. „Tetsugaku-sha“. Shinran, Dōgen oder Motoori Norinaga, die Denker vor der Zeit der Modernisierung bzw. vor der Meiji-Zeit, gingen aber nicht von der Idee der abendländischen „Philosophie“ aus. Ihre Denkweise ist deshalb nur schwer den „philosophischen“ Disziplinen zuzuordnen, weil keine scharfe Trennung zu außerphilosophischen Bereichen wie Religion, Politik oder anderen Wissenschaftsbereichen gibt.

Im Wort „Tetsugaku“ steckt prinzipiell diese Problematik. Die von Nakae Chōmin (中江兆民 1847–1901) geäußerte Klage über die japanische Tetsugaku ist deshalb in der heutigen Zeit immer noch verständlich. Er sagte: „Japan hat von alters her bis heute keine Philosophie.“⁸ Wer diesem Satz aus dem Jahr 1901 zustimmt, sollte dagegen heutzutage, ein Jahrhundert nach Chōmins Klage, die philosophischen Errungenschaften der Kyōto-Schule betrachten. Das grundsätzliche Problem besteht weiterhin. Die Klage Chōmins hat eine zweifache Bedeutung. Zum einen: Japan hat und hatte keine Philosophie und keine Tetsugaku, das heißt, Japan hatte in seiner Geschichte keine abendländische Philosophie hatte. Es klingt trivial und tautologisch. Inhaltlich sinnvoll interpretiert, ist es so: in Japan gibt es nichts, das mit der abendländischen Philosophie vergleichbar wäre. Darauf wollte Chōmin hinaus. Zum anderen kann man seine Aussage insoweit ein wenig abweichend deuten, als Japan keine Philosophie und keine Tetsugaku hatte, weil der Begriff Tetsugaku (auch Philosophie) erst

⁸ Nakae Chōmin: 一年有半 (Ichinen Yūhan) 1901. In: 中江兆民集, 明治文学全集13 (Nakae Chōmin Shū, Meiji Bungaku Zenshū, Band 13), Chikumashobō 1967, S. 169.

durch Nishi terminologisch geprägt und aufgestellt wurde, und das, was als Tetsugaku bezeichnet werden kann, erst danach in Japan aufgetreten ist. Vor Nishi gab es die „Tetsugaku“ an keinem Ort in Japan und zu keiner Zeit in der japanischen Geistesgeschichte. Das japanische Denken hat erst durch die Begegnung mit der abendländischen Philosophie (und durch die terminologische Festlegung in der Übersetzung) die Möglichkeit bekommen, sich als philosophisch zu bezeichnen, und die Methode gewonnen, zu philosophieren.

Zu guter letzt skizziere ich kurz die Konsequenz aus der bisherigen Analyse der Problematik des Wortes „Tetsugaku“: Um von der „japanischen Philosophie“ bzw. der „japanischen Tetsugaku“ zu reden, ist es nötig, den Begriff der Philosophie und die philosophische Sprache selbst als so umfassend zu begreifen, dass auch die Denker der vormodernen Zeit wie Shinran, Dōgen und Motoori Norinaga dazu gehören können.⁹ Dabei ist es aber zugleich notwendig, auch den Begriff „japanisch“ zu relativieren, weil das Wort „japanisch“ ebenfalls nur im Zusammenhang mit anderen Kulturen, vor allem mit der chinesischen und koreanischen korrekt aufgefasst werden kann.

⁹ In diesem Sinne ist die Re-Definition der Philosophie nötig. Vgl. J. W. Heisig: 日本哲学の国際性 (Nihon Tetsugaku no Kokusaisei: Japanese Philosophy Abroad), Sekaishisōsha, 2006, 7. Kapitel.

Corporate Governance und das neue japanische Gesellschaftsgesetz

Verena MECKEL
Universität Bonn
Waseda Universität

Seit geraumer Zeit spricht alle Welt über die sogenannte Corporate Governance. Unter dem Begriff Corporate Governance ist – stark vereinfacht ausgedrückt – gute und verantwortungsvolle Unternehmensführung und -überwachung zu verstehen. Jede nationale Rechtsordnung schlägt indes einen anderen Weg ein, um gute Corporate Governance zu realisieren.

Nachdem die Corporate Governance deutscher Aktiengesellschaften von Gesetzgeber und Literatur lange Zeit nur beiläufig behandelt wurde, ist sie mit der Internationalisierung der Märkte und einigen spektakulären Unternehmenskrisen in jüngerer Zeit zu einem der wichtigsten Themen im Gesellschaftsrecht geworden. Im Mittelpunkt der Kritik stehen dabei der Aufsichtsrat, dem schwerwiegende Mängel bei der Kontrolle der Geschäftsführung vorgeworfen werden, sowie die schwache Rolle der Aktionäre in deutschen Gesellschaften.

Inhaltlich wird die Corporate Governance einer deutschen Aktiengesellschaft insbesondere durch ihre dualistische Unternehmensverfassung geprägt. Das AktG sieht eine unabhängige Stellung des Vorstands und einen Aufsichtsrat mit Personalhoheit über den Vorstand sowie der Pflicht zu dessen Überwachung, eine eingeschränkte Zuständigkeit der Hauptversammlung und die Durchführung einer Abschlussprüfung vor.

Um in diesem zunächst abstrakten Gesetzesrahmen faires unternehmerisches Handeln zu ermöglichen, sind im sogenannten Deutschen Corporate Governance Kodex Verhaltensregeln aufgestellt. Diese stellen wesentliche Aspekte zur Leitung und Überwachung börsennotierter Gesellschaften dar; sie enthalten national und international anerkannte Standards guter und verantwortungsvoller Unternehmensführung und machen diese transparent. Der Kodex soll weiterhin das gesamte deutsche Corporate Governance System nach-

vollziehbar machen. Er will das Vertrauen der nationalen und internationalen Anleger, der Kunden, der Mitarbeiter und der Öffentlichkeit in die Leitung und die Überwachung deutscher börsennotierter Gesellschaften fördern.¹

Gemäß § 161 AktG erklären Vorstand und Aufsichtsrat börsennotierter Gesellschaften in Deutschland jährlich, dass den vom Bundesministerium der Justiz im amtlichen Teil des elektronischen Bundesanzeigers bekannt gemachten Empfehlungen der „Regierungskommission Corporate Governance Kodex“ entsprochen wurde und wird oder welche Empfehlungen nicht angewendet wurden oder werden.

Diese öffentlich erklärte Selbstunterwerfung der Unternehmen unter den Corporate Governance Kodex entfaltet gewisse eigenständige Rechtswirkungen. Daraus ergibt sich eine interne Bindung der Gesellschaftsorgane. Diese haben sich ab öffentlicher Unterwerfungserklärung in ihrem Handeln an den Kodex zu halten. Unternehmensintern stellt der Kodex fortan eine generelle Verhaltensmaxime dar. Nach außen hin löst die Unterwerfungserklärung einen Vertrauensstatbestand aus. Verhandlungs- und Geschäftspartner dürfen davon ausgehen, dass sich das Unternehmen so verhält, wie dies der Kodex vorschreibt. Sollte sich nachträglich herausstellen, dass das Unternehmen lediglich behauptet hat, sich an den Kodex zu halten, diesen tatsächlich aber missachtet, so kann dies evtl. Ersatzansprüche auslösen.

Doch wie sieht die Corporate Governance-Struktur in Japan aus?

Nachdem das Land über 100 Jahre im Wesentlichen dem Vorbild der deutschen und damit dualistischen Unternehmensverfassung gefolgt ist, wird mit der Gesellschaftsrechtsreform 2005/2006 die Trendwende hin zum amerikanischen Recht verfestigt. Dies geschieht nicht nur durch die Schaffung eines einheitlichen GesG und der daraus folgenden Abschaffung der GmbH als Rechtsform, sondern auch dadurch, dass man sich – dem Beispiel des Staates Delaware folgend – bereits 2001/2002 auch in Japan für die Einführung einer monistischen Unternehmensverfassung entschieden hat. Dabei ist bemerkenswert, dass das klassische dualistische System nicht abgeschafft wurde, sondern wahlweise neben dem neuen monistischen System weiter besteht.

¹ Vgl. Lutter, Deutscher Corporate Governance Kodex, 737 ff. (738 ff.).

Im November 2001 wurden vom japanischen Corporate Governance Forum in Zusammenarbeit mit dem Ausschuss für japanische Corporate Governance einige Prinzipien veröffentlicht, die inhaltlich weitgehend mit dem Deutschen Corporate Governance Kodex vergleichbar sind. De facto hat aber derzeit – zumindest für börsennotierte Aktiengesellschaften – die Börse in Tōkyō die Regelungshoheit. Außer ihren „Principles of Corporate Governance for Listed Companies“ hat sie für die ordnungsgemäße Unternehmensführung auch noch einen „Code of Corporate Conduct“ festgelegt, in dem wünschenswerte Standards der Best Practice anhand einiger ausgewählter Fälle dargestellt sind.

Für eine Notierung an der Börse Tōkyō muss eine Gesellschaft zunächst gewisse Mindestvoraussetzungen – wie etwa das Vorhandensein einer bestimmten Anzahl von Aktionären und das Erreichen eines gewissen Marktwertes – erfüllen und anschließend ein Prüfungsverfahren der Börse durchlaufen, das sich u. a. auf die Aspekte der Corporate Governance, der internen Kontrolle sowie der Transparenz konzentriert. Mit ihrer Listung bekennt sich die jeweilige Gesellschaft zu den Regelungen der Börse. Gesellschaften, die diese Regelungen nicht befolgen, erhalten eine Abmahnung und müssen bei fortwährender Nichtbefolgung mit der Veröffentlichung dieser Tatsache durch die Börse rechnen. Ein zwangsweises Delisting, d. h. der Börsenabgang der Gesellschaft ist hingegen nicht vorgesehen.²

Im Zusammenhang mit japanischen Regelungen zur Corporate Governance darf schließlich nicht unerwähnt bleiben, dass die demokratische Partei Japans vor der Unterhauswahl vom 30.08.2009 – die sie mit einer überragenden Mehrheit gewinnen konnte – bekundet hat, sie wolle ein GesG ausschließlich für börsennotierte Gesellschaften schaffen. Es bleibt abzuwarten, ob dieser Plan in der nächsten Zeit auch in die Tat umgesetzt wird.

Über welche Organe eine Aktiengesellschaft aktuell mindestens verfügen muss, richtet sich nach den Artikeln 326 bis 328 GesG. Bei allen Aktiengesellschaften sind dies zumindest die Hauptversammlung und ein einzelner Direktor. Daneben können als weitere Organe ein Verwaltungsrat, Rechnungslegungsberater, Prüfer bzw. ein Prüferat, Abschlussprüfer, sowie in Aktiengesellschaften mit Ausschussstruktur die drei obligatorischen Ausschüsse fungieren.³

² Vgl. <http://www.tse.or.jp/rules/listing/kouhyou.html>.

³ Vgl. Dernauer, Die japanische Gesellschaftsrechtsreform 2005/2006, 142 ff.

Hat die Gesellschaft bestimmte Organe bestellt, so knüpft das GesG daran bestimmte Pflichten sowohl für die Organe als auch für die Gesellschaft selbst. Besondere Regelungen ergeben sich insbesondere für Gesellschaften mit Verwaltungsrat, Gesellschaften mit Prüfferrat und Gesellschaften mit Ausschussstruktur.

Sowohl Verwaltungs- als auch Prüfferrat müssen immer aus mindestens drei Personen bestehen.⁴ In einer Gesellschaft mit Prüfferrat muss dieser mindestens zur Hälfte mit externen Prüfern besetzt sein. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass in einer Gesellschaft mit Verwaltungsrat die Mindestanzahl externer Direktoren nicht vorgeschrieben ist.⁵

Bei einer Gesellschaft mit Ausschussstruktur sind immer drei Ausschüsse einzurichten und zwar: Nominierungsausschuss, Prüfungsausschuss und Vergütungsausschuss. Jeder Ausschuss ist wiederum mit mindestens drei Direktoren zu besetzen, wobei eine Mehrheit von externen Direktoren erforderlich ist.

Doch was ist eigentlich ein externer Direktor? Das GesG enthält dafür nur eine negative Definition. Demnach darf externer Direktor niemand sein, der früher einmal ein mit der Geschäftsführung beauftragter Direktor oder Angestellter des Unternehmens (oder einer Tochtergesellschaft) war oder gegenwärtig ein die Geschäfte des Unternehmens führender Direktor ist. Mitarbeiter von Muttergesellschaften sind als externe Direktoren nicht ausgeschlossen, was dazu führt, dass auch die externen Direktoren in den wenigsten Fällen wirklich unabhängig sind.⁶

Für die weiteren Ausführungen muss man sich vergegenwärtigen, dass Aktiengesellschaften in Japan eine wesentlich größere Rolle spielen als in Deutschland. Insgesamt sind ca. 2,5 Millionen Aktiengesellschaften inkorporiert, die 96 % aller Gesellschaften ausmachen. Dieser Umstand erklärt sich durch das Fehlen der GmbH-Form, durch den Prestigevorteil, der aus der Firmierung als AG resultiert und nicht zuletzt auch durch die geringe vorgeschriebene Mindestkapitalisierung (1 Yen). In der Praxis nehmen viele kleinere Aktiengesellschaften die gesetzlichen Organisationsvorschriften nur der Form halber wahr, etwa indem Hauptversammlungen nur auf dem Papier

⁴ Vgl. Kanda, *Kaisha-hō* [Gesellschaftsrecht] 179; Egashira, *Kabushiki kaisha-hō* [Recht der Aktiengesellschaften] 356.

⁵ Vgl. Masai, *Hōmushō-rei*, 58 f.; Oda, The „Americanisation“, 87.

⁶ Vgl. Buchanan/Deakin, Japan's Paradoxical Response, 8.

durchgeführt oder Strohmannen als Direktoren und Prüfer eingesetzt werden.

So wurde der Verfasserin in einem Interview von einem Direktor einer kleineren Aktiengesellschaft mit ca. 160 Angestellten mitgeteilt, dass man das Gesetz – sofern sanktionslos möglich – einfach ignoriere. Eine strenge Befolgung der Vorschriften werde von vielen japanischen Führungskräften wohl auch für eine Katastrophe gehalten, weil sie ihre in jahrelanger Arbeit erworbene Position durch die vom Gesetz geforderten externen Direktoren gefährdet sähen. Natürlich ist dies nur die Einzelmeinung eines Interviewpartners, die jedoch nach dessen Aussage von vielen Funktionsträgern in vergleichbarer Position geteilt wird.

Insbesondere bei ausländischen Aktionären basiert die Hoffnung auf gute Unternehmensführung sowohl in dualistisch als auch in monistisch geprägten Gesellschaften auf den externen Direktoren. Es stellt sich jedoch die Frage, ob diese den an sie gestellten Anforderungen auch tatsächlich gerecht werden können. Denn in vielen Forschungsarbeiten wird in diesem Zusammenhang bisher immer wieder konstatiert, dass die externen Direktoren japanischer Gesellschaften nicht wirklich unabhängig sind.

Zieht man die japanische Managementkultur in seine Überlegungen mit ein, so kann dies auch kaum anders sein. Denn nach wie vor basieren japanische Unternehmen auf sehr engen Beziehungen zu und unter ihren Mitarbeitern, auch wenn sich diese Verbindungen ganz allmählich zu lockern scheinen. Das Unternehmen wird immer noch als eine Art Familie angesehen. Eine Kontrolle dieser „Familie“ von außen, wie sie die aktuelle Reform mit dem weiteren Ausbau der Rolle externer Direktoren und Prüfer vorsieht, stößt dabei regelmäßig auf starke Vorbehalte seitens des Managements: Man will sich einfach nicht von Fremden kritisieren lassen, die außerhalb der „Firmenfamilie“ stehen.

Wie kontrovers die Regelungen des GesG nach wie vor diskutiert werden, erhellt ein Artikel in der japanischen Wirtschaftszeitung *Nihon Keizai Shimbun* vom 26.01.2009, dessen Titel sinngemäß mit „Verhinderung des Missbrauchs der Wahlfreiheiten des Gesellschaftsgesetzes“ umschrieben werden kann.⁷

In diesem Artikel geht es zunächst um das sehr unterschiedliche Verhalten von japanischen und amerikanischen Unternehmen in

⁷ Vgl. Miyake, „*Jiyūna kaisha-hō*“ *akuyō-fusege*, in: *Nihon Keizai Shinbun*, 26. Januar 2009, 16.

Übernahmesituationen. Anschließend wird auf die bereits mehrfach angesprochene Institution der „externen Direktoren“ in Japan eingegangen.

Dabei wird die aktuelle Empfehlung einer Forschungsgruppe der Finanzbehörde (*Kinyūchō*), die für die Regulierung des Finanz- und Bankensektors sowie das Versicherungswesen zuständig ist, zitiert, nach der die Unabhängigkeit der externen Direktoren gestärkt werden müsse und darüber hinaus auch in Betracht zu ziehen sei, externe Direktoren zu Vorsitzenden des jeweiligen Verwaltungsrats zu machen.

Dieser Vorschlag stieß allerdings beim *Nippon Keidanren* auf vehemente Ablehnung, was dazu führte, dass das japanische Ministerium für Wirtschaft und Industrie ebenfalls Stellung bezog. Es argumentierte dahingehend, dass es gerade durch die Stärkung der externen Direktoren möglich sei, das „typisch Japanische“ an den Unternehmen zu erhalten.

Zu diesen typisch japanischen Charakteristika zählt eine langfristige und nachhaltige Unternehmensstrategie, bei der Gewinne nicht in vollem Umfang an die Aktionäre ausgeschüttet, sondern vielmehr unternehmensintern zur Finanzierung langfristiger Investitionen genutzt werden. Gäbe es also die externen Direktoren nicht, bzw. würde man nichts zu deren Stärkung unternehmen, so stießen nach Meinung des Ministeriums gerade diese mittel- bis langfristigen japanischen Strategien auf starke Kritik und viel Widerstand insbesondere bei den kurzfristig orientierten ausländischen Aktionären.

Diese Argumentation des japanischen Ministeriums für Wirtschaft und Industrie klingt zunächst einmal unverständlich oder gar widersprüchlich, und es steht zu befürchten, dass durch die befürwortete Stärkung der externen Direktoren wieder einmal eine nicht auf innerer Überzeugung basierende Anpassung an vermeintliche oder tatsächliche amerikanische Erwartungen artikuliert wird. Zieht man in Hinblick auf diese Aussage aber die japanische Neigung in Betracht, auch schon einmal nach außen hin etwas anderes zu äußern als man wirklich denkt, erscheint die Aussage in einem völlig anderen Licht und damit sinnvoll.

So ist die Verfasserin im Laufe ihrer Untersuchungen zu dem Schluss gekommen, dass man, statt von einer Amerikanisierung des japanischen Rechts, in der Praxis allenfalls von einer „Schein“-Amerikanisierung sprechen sollte. Auf dem Papier, d. h. in den Gesetzen,

wird der Anschein erweckt, man habe sich den USA angenähert. In Wirklichkeit ist dies aber häufig doch nicht der Fall.

Fraglich ist, ob diese „Schein“-Amerikanisierung Japan wirklich nützt. Sie verhindert möglicherweise, dass andere Ausländer, seien es Europäer oder Asiaten, die mit einem Auseinanderfallen von kodifiziertem Recht und Rechtswirklichkeit konfrontiert werden, intensivere Handels- und Wirtschaftsbeziehungen zu Japan anstreben. Es erschiene daher sinnvoll und wünschenswert, wenn Japan entweder einen ganz eigenen Weg ginge⁸ oder sich zumindest wieder mehr an Europa orientieren würde. Denn ursprünglich einmal wurde das deutsche, insbesondere das preußische Handels- und Gesellschaftsrecht wohl nicht völlig ohne Grund als das für Japan am besten passende Gesetz ausgewählt; und angesichts der japanischen Mentalität ist nicht ersichtlich, was sich an dieser Ausgangslage Wesentliches geändert hat. Insofern schadet sich Japan selbst, wenn es durch die „Schein“-Amerikanisierung seine Identität verleugnet. Es könnte deutlich weitsichtiger sein, ein für das eigene Land passendes System guter Unternehmensführung zu entwickeln und dann auch in die Praxis umzusetzen.

⁸ So hat einmal Makihara Minoru (Chairman der Mitsubishi Corporation erst in den USA und dann in Japan; insgesamt von 1987–1998) gesagt: “Corporate Governance in Japan requires a system that is suited to Japanese society.”

Literatur

- Buchanan, John/Deakin, Simon: Japan's Paradoxical Response to the New "Global Standard" in Corporate Governance, European Corporate Governance Institute, Law Working Paper Nr. 87/2007, Cambridge/Kyōto 2007, 1 ff.
- Dernauer, Marc, Die japanische Gesellschaftsrechtsreform 2005/2006, Zeitschrift für japanisches Recht, Nr. 20 (2005) 123 ff.
- Egashira, Kenjirō, *Kabushiki kaisha-hō* [Recht der Aktiengesellschaften], 2. Auflage, Tōkyō 2008.
- Kanda, Hideki, *Kaisha-hō* [Gesellschaftsrecht], 10. Auflage, Tōkyō 2008.
- Lutter, Marcus, Deutscher Corporate Governance Kodex, in: Hommelhoff, Peter/Hopt, Klaus J./Werder, Axel v. (Hrsg.), Handbuch Corporate Governance, Leitung und Überwachung börsennotierter Unternehmen in der Rechts- und Wirtschafts-praxis, Köln/Stuttgart 2003, 737 ff.
- Masai, Shōsaku, *Hōmushō-rei (kaisha-hō shikō-kisoku) no mondaiten to hyōka* [Problempunkte der Durchführungsverordnung und deren Bewertung], in: Mori, Junjiro/Uemura, Tatsuo (Hrsg.), *Kaisha-hō ni okeru shuyō-ronen no hyōka* [Problempunkte des neuen GesG und deren Bewertung], Tokyo 2006, 45 ff.
- Miyake, Shingo, „*Jiyūna kaisha-hō*“ *akuyō-fusege – shihon-shijō, kiritsu kyōka he giron susumu* [„Verhinderung des Missbrauchs der Wahlfreiheiten des Gesellschaftsgesetzes“ - Weiterführung der Diskussion um Kapitalmarkt und stärkere Regulierung], in: Nihon Keizai Shinbun, 26. Januar 2009, 16.
- Oda, Hiroshi, The „Americanisation“ of Japanese Corporate Law? American Freedom, Japanese Discipline, Rabels: Zeitschrift für ausländisches und internationales Privatrecht, Nr. 69 (2005) 47 ff.

Die jüngste Entwicklung von Private Finance Initiatives in Japan und Möglichkeiten zur Durchführung in Deutschland

Mariko NONAKA-GRESBRAND
Universität Osnabrück
University of Tokyo

Einführung

„Japan sagt Privatisierung der Post ab.“ So lautet die Schlagzeile des Handelsblatts Deutschland vom 21. Oktober 2009.¹ Die Privatisierung der Post wird von der neuen japanischen Regierung eingefroren. Premierminister Hatoyama Yukio stellte am 20.10.2009 klar², dass die seit der Privatisierung 2007 als Konglomerat gewinnorientierter Unternehmen aufgestellte Japan Post Group in Zukunft wieder als verstaatlichter, gemeinnützig operierender Betrieb geführt werden soll. Diese Rückkehr in die Verstaatlichung ist nicht unumstritten. Der Ex-Postchef Nishikawa Yoshifumi kritisierte Hatoyamas Richtung mit der Bemerkung³, „es gibt eine erhebliche Abweichung zwischen dem, was wir schon in der Privatisierung der Japan Post Group geleistet haben und der neuen Regierungspolitik.“ Diese Episode ist charakteristisch für das scheinbare Ende eines lang anhaltenden Privatisierungsbooms.

Hintergrund

Früher hat der Staat die gesamte öffentliche Infrastruktur (Straßen, Krankenhäuser, Gefängnisse) gebaut und betrieben. Öffentliches Bauwesen und öffentliche Investition wurden als rein staatliche Akti-

¹ Handelsblatt Deutschland, Mittwoch, 21. Oktober 2009, NR. 203, Unternehmen & Märkte, S.13.

² Presseinterview von Premierminister Hatoyama am 20. Oktober 2009.

³ Interview von dem ehemaligen CEO der Japan Post Holding, Nishikawa Yoshifumi am 20. Oktober 2009, http://www.japanpost.jp/publication/2009/1022_001.html.

vitäten verstanden. Die öffentlichen Akteure haben die Verantwortung für die Infrastruktur und bestimmte Dienstleistungen übernommen. Seit der Meiji-Restauration 1868 wurde ein erheblicher Teil des staatlichen Haushalts in Japan für das öffentliche Bauwesen verwandt.

Aber ineffiziente und manchmal verschwenderische öffentlichen Investitionen und die Tatsache, dass die privaten Akteure mit ihren technologischen Fortschritten an bestimmten öffentlichen Infrastrukturen teilnehmen können, haben die Denkweise der Japaner dramatisch geändert.⁴ Neue Formen der Durchführung öffentlicher Dienstleistungen wurden intensiv diskutiert und erprobt.

Was ist PFI?

„Private Finance Initiative“, abgekürzt PFI wurde unter der Regierung Margaret Thatchers Ende der 70er Jahre in England entwickelt und 1992 in Großbritannien durch den Finanzminister ins Leben gerufen.⁵ In dieser Zeit war England so verschuldet, dass so bald wie möglich ein neues System zur Finanzierung öffentlicher Bau- und Dienstleistungsprojekte eingeführt werden musste.⁶ Obwohl die Kommunalkreditkonditionen der öffentlichen Hand grundsätzlich günstiger sind als die von privaten Kreditnehmern,⁷ steigt in Zeiten leerer Haushaltskassen der Wunsch nach privater Vorfinanzierung öffentlicher Anlagen durch Nutzung von Privatkapital.⁸ PFI enthielt wichtige neue Regelungen zum Einsatz privaten Kapitals für die Bereitstellung von Dienstleistungen des öffentlichen Lebens und ist mit anderen Worten eine Finanzierungs- und Beschaffungsmethode, die es ermöglicht, privates Kapital in Bereichen zu nutzen, in denen bislang nur Mittel der öffentlichen Hand genutzt wurden.⁹ Der private Sektor sollte sich hierbei um den gesamten Lebenszyklus von Infrastrukturprojekten kümmern – mit dem Ziel, über eine längere Vertragsdauer einen

⁴ Kagami Mitsuhiro, 2002, *The Third Sector's Failure in Japan*, s 30 von Berg, Pollitt and Tsuji (2002).

⁵ Jacob, Kochendörfer, „Effizienzgewinne bei privatwirtschaftlicher Realisierung von Infrastrukturvorhaben“, S. 28, Bundesanzeiger Verlag (2002).

⁶ Noda Yumiko, „Wissen von PFI“, S. 14, Nikkei Bunko (2006).

⁷ Ralf Leinemann, „Die Vergabe öffentlicher Aufgabe“, 4. Aufl., Köln (2007).

⁸ Won-Woo Lee, „Privatisierung als Rechtsproblem“, S. 170, Köln/Berlin/Bonn/München (1997).

⁹ Noda, Anm. 6., S. 13.

Gewinn zu erwirtschaften. Die öffentliche Hand versprach sich davon einige Vorteile gegenüber der konventionellen Beschaffungsweise:

- den Abbau der Staatsverschuldung und von Personalstellen,
- die Realisierung von Projekten, die bei traditioneller Beschaffung nicht zustande gekommen wären,
- die Generierung von zusätzlichen Einnahmequellen,
- einen erhöhten Risikotransfer zum privaten Sektor, Risikoverteilung zwischen öffentlichen und privaten Sektoren,
- die Erzielung von Lernkurveneffekten,
- die Nutzung von Innovationsideen und Management-Knowhow des privaten Sektors.¹⁰

In der Struktur der öffentlich-privaten Kooperation kann man PFI als einen Mittelweg zwischen Privatisierung und rein staatlicher Leistungserbringung definieren. Man verwechselt oft PFI, Privatisierung und Public Private Partnership (PPP) oder öffentlich private Partnerschaft (ÖPP), obwohl sie vom Inhalt und der Struktur her sehr unterschiedlich sind. PFI ist ein Unterbegriff von PPP. Die gemeinsame Zweckfolge von privater und öffentlicher Hand ist das elementare Merkmal, das eine PPP kennzeichnet¹¹ und PFI erfüllt diese Voraussetzung als eine Unterform von PPP. PFI ist in der japanischen und deutschen Praxis eine Finanzierungs Kooperation, die von vertraglicher oder organisatorischer Kooperation differenziert werden soll.¹² Der Unterschied zwischen PPP und PFI liegt darin, ob eine Kapitalinvestition von Privaten zum Beispiel bei einem neuen Bauprojekt, Instandhaltung und Reparatur bestehender Gebäude notwendig ist oder nicht¹³. Zwischen PFI und Privatisierung gibt es grob gesagt zwei große Unterschiede. Erster Punkt ist, dass in der Privatisierung der freie Markt und der Kostenmechanismus die Durchführung einer Dienstleistung bestimmt, während in PFI die öffentlichen Sektoren sich entscheiden, welche Dienstleistung erbracht werden muss, um den Bedarf der Bevölkerung zu decken. Die öffentlichen Dienstleister bleiben im ganzen Zyklus des Projektvertrags Kunden. Der zweite Unterschied zwischen PFI und Privatisierung ist, wer die existierenden

¹⁰ Jacob, Kochendörfer, Anm. 5, S. 28.

¹¹ Dietrich Budäus, „Public Private Partnership – Ansätze, Funktionen, Gestaltungsbedarfe, Gesellschaft für Öffentliche Wirtschaft“, S. 9 (2004).

¹² Noltenmeier, S. 26–36.

¹³ Noda, Anm. 6, S. 21.

Risiken zu tragen hat. In der Privatisierung tragen generell private Unternehmen die Risiken. In der PFI tragen die jeweils für das Risikomanagement am besten geeigneten Akteure die betreffenden Risiken. In England und Japan wird oft der Begriff PFI benutzt, während besonders in Deutschland das Wort „BOT-Modelle“¹⁴ häufiger vorkommt. BOT (Build-Operate-Transfer) ist ein Unterbegriff von PPP¹⁵, unter dem grundsätzlich zahlreiche Kooperationsformen zwischen öffentlicher Hand und Privaten¹⁶ mit dem Ziel einer besseren wirtschaftlichen Erfüllung öffentlicher Aufgaben¹⁷ zu verstehen sind; gleichzeitig ist BOT eine von unterschiedlichen Verfahrensmethoden von PFI wie BLT (Build-Lease-Transfer), BOO (Build-Own-Operate), BTO (Build-Transfer-Operate), DBFO (Design-Build-Finance-Operate) und ROT (Rehabilitate-Operate-Transfer).¹⁸ Von diesen Modellen bietet DBFO privaten Unternehmen den größten Raum zur Beteiligung, weil private Akteure schon in der Planungsphase eines öffentlichen Gebäudes mitgestalten können und dadurch den ganzen Life Cycle des Projekts von der Planung bis zur Instandhaltung managen, die Qualität der öffentlichen Dienstleistung verbessern und die LCC (Life Cycle Cost) reduzieren können.¹⁹

Bei der konventionellen öffentlichen Dienstleistung übernehmen Staat, Bundesland oder Kommune die Rolle des Dienstleisters und betreiben ihre Einrichtungen auf eigene Rechnung. Bei einer vollständigen Privatisierung, also beim staatlich regulierten Privatbesitz, werden alle diese Funktionen von einem oder mehreren privatwirtschaftlichen Unternehmen (unter staatlicher Kontrolle) ausgefüllt.

An der PFI nehmen unterschiedlichen Stakeholders teil: Banken, Investoren, Baufirmen, Berater, Versicherungsfirmer, Firmen für „Operation und Maintenance“, der öffentliche Sektor und im Ergebnis auch die Bürger als Nutzer und Steuerzahler. Die beteiligten

¹⁴ Fritz Nicklisch, „Öffentlich-private Großprojekte - Wirtschaftliche Rentabilität durch Risikoverlagerung?“, S. 4, Verlag C. H. Beck München (2005).

¹⁵ Noda, Anm. 6, S. 21: In Deutschland wird der Begriff „BOT-Modell“, das von einer Prozessart der PFI, Build-Operate-Transfer, kommt, wird oft als Ersatz für PFI benutzt.

¹⁶ Silke Noltensmeier, „Public Private Partnership und Korruption“, S. 21, Berlin (2009).

¹⁷ Initiative D21: Prozessleitfaden PPP-Handreichungen für die Praxis, S. 10 (2003).

¹⁸ Yamaguchi Naoya, „Decision Making Theory of OFI“, S. 6, Keisui-sha, Hiroshima (2006).

¹⁹ Yamaguchi, Anm. 18, S. 6.

privaten Unternehmen gründen eine eigene juristische Person in Form einer Gesellschaft, das „PFI-Unternehmen“²⁰ oder „Special Purpose Company“ (SPC)²¹. So können sie die Risiken des PFI-Projekts von ihrer sonstigen Geschäftstätigkeit getrennt halten.²² Bei finanziellen Problemen haftet grundsätzlich nur das PFI-Unternehmen selbst. Das heißt in der Fachsprache der Finanzwelt „non-recourse“ („ohne Rückgriff“), weil die Projektfirma von den Gesellschaften der beteiligten Firmen geldfluss- und bilanzweise abgetrennt ist und die Investoren und Banken im Fall des wirtschaftlichen Kollapses des PFI-Projekts das Kapital der Mutterfirmen nicht angreifen können. Da das wirtschaftliche Schicksal des PFI-Unternehmens von den privaten Investoren getrennt ist, ist auch bei wirtschaftlicher Not des PFI-Unternehmens ein Rückgriff auf die Investoren grundsätzlich nicht möglich.²³

Das PFI-Unternehmen wird durch Kreditgeber finanziert und mit dieser Finanzierung kann das PFI-Unternehmen alle notwendigen Einrichtungen, Personal, etc. erwerben, um die gewünschte Dienstleistung erbringen zu können. Dann „vermietet“ oder „verkauft“ das PFI-Unternehmen seine Dienstleistung (z. B. einen Krankenhausbetrieb) an den Staat.²⁴ Anders gesagt ist die Grundfunktion der PFI das Errichten und/oder Betreiben (a) eines öffentlichen Bau- oder Dienstleistungsprojektes, (b) durch ein aus privaten wie öffentlichen Mitteln finanziertes Unternehmen.

Risikomanagement in der PFI

Das PFI-Unternehmen muss wirtschaftlich autark funktionieren. Daher erfordern PFI-Projekte ein präzises Risikomanagement, um

²⁰ Noda, Anm. 6, S. 72–74.

²¹ Im Project Finance ist eine SPC ein „Borrower“, und der Geldfluss als Finanzierungsobjekt und das Kapital als Hypothek werden eingefasst (ring-fencing) und von anderen Geschäften abgetrennt. Diese Begrenzung des Projekts durch die „Lenders“, die Banken, im Project Finance ist sehr wichtig, weil auf diese Art Banken und Investoren den Geldfluss und das Kapital zur Sicherung der Schuldforderungen einfacher kontrollieren können und eine Einmischung der anderen Gläubiger in anderen Projekten ausschließen können. Kaga Ryuichi, „Project Finance – A Risk Control Business,“ S. 5, Kinzai (2007); Noda, Anm. 6, S. 72–74.

²² Kaga, Anm. 21, S. 5.

²³ *ibid.*, S. 6–7; Noda, Anm. 6, S. 72–74.

²⁴ Noda, Anm. 6, S. 30–32, 74–83.

zeitnah finanzielle Engpässe erkennen und vermeiden zu können. Die Investoren und Kreditgeber müssen bei der Analyse ihres Investitionsrisikos berücksichtigen, dass ein Rückgriff auf die beteiligten Unternehmen aus der Privatwirtschaft nicht möglich ist. Sie bewerten daher das Risiko ihrer Investition ausschließlich in Bezug auf das PFI-Projekt selbst und stellen schon in der Planungsphase hohe Anforderungen an die Finanzplanung des Projekts, etwa in Hinblick auf den erwarteten Geldfluss. Die Wirtschaftlichkeit des Projekts wird durch bankübliche Kennzahlen wie DSCR (Debt Service Cover Ratio)²⁵ und LLCR (Loan Life Cover Ratio)²⁶ gemessen. In der Ausführungsphase verlangen sie üblicherweise regelmäßige Finanzberichte vom Projekt und überprüfen anhand der erhobenen Kennzahlen, ob die in der Planungsphase getroffenen Vereinbarungen eingehalten werden. Dies wird unter dem Begriff „Project Finance“²⁷ zusammengefasst.

Diese Kombination von PFI und Project Finance ermöglicht (a) präzise Finanzanalyse schon in der Planungsphase, (b) risikobewusstes Verhalten aller Stakeholder, (c) genauere Budgetverteilung. Die Wirtschaftlichkeit des Projekts unterliegt strenger Kontrolle, werden Kennzahlen nicht eingehalten, kann dies den Abbruch des gesamten PFI-Projektes zur Folge haben.

Zeitlicher Rahmen der PFI

Generell wird in einem PFI-Projekt eine bestimmte öffentliche Dienstleistung für einen Zeitraum von zwischen 15 bis 30 Jahren erbracht.²⁸ In den PFI-Projekten sind die privaten Dienstleister für das Anbieten der Dienstleistung und der Einrichtung zuständig, aber der öffentliche Dienstleister beteiligt sich in der PFI-Struktur als Kontrolleur.²⁹

²⁵ DSCR zeigt, wie viel vom Cashflow gerade brauchbar ist, um die Zinsen und die Schulden zurückzuzahlen. (It is the amount of cash flow available to meet annual interest and principal payments on debt, including sinking fund payments.)

²⁶ LLCR zeigt, wie oft im geplanten Zeitraum der Cashflow die Schulden zurückzahlen kann.

²⁷ Kaga, Anm. 21, S. 4–7.

²⁸ Noda, Anm. 6, S. 91; Clemens Elbing, „Risikomanagement für PPP-Projekte“, S. 42, Josef Eul Verlag, Lohmar (2006).

²⁹ Noda, Anm. 6, S. 71–72.

Gesetzgebung zur PFI

Das japanische „Gesetz zur Promotion der Entwicklung der öffentlichen Infrastruktur durch Private Finance Initiative“, abgekürzt PFI Promotionsgesetz³⁰, ist die japanische Version der britischen PFI und wurde im Jahr 1992 eingeführt.³¹ Die Grundidee dieser Einführung der PFI ist die Reduktion der staatlichen Intervention und Promotion von Initiativen der privaten Akteure und führt den Marktmechanismus in die öffentliche Infrastruktur und Dienstleistungen ein, die vorher als Aktivitäten der öffentlichen Dienstleister verstanden wurden.³² In Deutschland wurde das „Gesetz zur Beschleunigung der Umsetzung von Öffentlich Privaten Partnerschaften und zur Verbesserung gesetzlicher Rahmenbedingungen für Öffentlich Private Partnerschaften“ am 1. September 2005 erlassen.

Risikoübertragung und Risikoverteilung in der PFI

Es ist ein wichtiges Charakteristikum der PFI, dass Risiken, die bisher hauptsächlich von den öffentlichen Sektoren getragen wurden, teilweise vom privaten Sektor getragen werden, wenn dieser im Projekt als passender Risikoträger für ein bestimmtes Risiko erscheint.³³ Eine wichtige Grundregel ist dabei, dass die Risiken vom öffentlichen Dienstleister zum privaten Akteur nur dann übertragen werden, wenn die Verwaltungskosten des privaten Akteurs niedriger sind als die der öffentlichen Sektoren. Wenn die Risiken, die die privaten Akteure nicht kontrollieren und managen können, auf die Privaten übertragen werden würden, wäre im Endeffekt eine Einpreisung dieser Risiken in Form einer „Risk Premium“ als Dienstleistungsgebühr notwendig und führt im schlimmsten Fall zum Versagen des Projekts. Dann würde die Erbringung der Dienstleistung unterbrochen und die Bürger hätten keinen Zugang zu der Leistung mehr. Von daher ist es wesentlich, dass die Risiken in Abhängigkeit von der jeweiligen Fähigkeit zur Risikokontrolle zwischen Privatsektor und

³⁰ PFI法(民間資金等の活用による公共施設等の整備等の促進に関する法律)

³¹ Paul A. Grout, 1997, *The Economics of the Private Finance Initiative*, *Oxford Review of Economic Policy*, 13(4), pp. 53–66., Politt, Michael G., 2002, *The Declining Role of the State in Infrastructure Investments in the UK*, chapter 4.

³² Kagami, Anm. 4, S. 30.

³³ Yamaguchi, Anm. 18, S. 7; Noda, Anm. 6, S. 47.

öffentlichem Sektor aufgeteilt werden.³⁴ In der PFI wird das Risiko der Betriebsleitung, das bisher vom öffentlichen Sektor getragen wurde, vom Privatsektor getragen. Das heißt, der Privatsektor muss mögliche Risiken, die sich aus dem Betrieb der Einrichtung ergeben könnten, im Voraus erkennen, und im Vertrag bestimmen können, sonst kann ein Projekt für den privaten Beteiligten wirtschaftlich nachteilig sein.³⁵ Deswegen ist es notwendig, dass die privaten Akteure durch ausführliche und präzise Risikobewertung im Vorfeld, Versicherungen³⁶ oder Weitergabe der Risiken an Sub-Unternehmer ein sorgfältiges Risikomanagement betreiben. Andere von privaten Stakeholdern getragene Risiken sind Risiken in Planung, Bau, Inbetriebnahme, Betriebsleistung (Risiken der Vertragserfüllung in Bezug auf Qualität, Zeit und Kosten), operatives Risiko und Risiko der Projektfinanzierung, der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Projekts, Wartung, versteckte Fehler und Life Cycle Risiko sowie Technologieverfall. Von der öffentlichen Hand getragene Risiken sind die vorläufige Baugenehmigung, Risiko der langfristigen Nachfrage der Dienstleistung, durch Veränderungen in Grundforderungen an ein Projekt während seiner Laufzeit entstehende Risiken, diskriminierendes und gesetzgeberisches Risiko und langfristige Finanzierbarkeit des Projekts. Darüber hinaus gibt es geteiltes oder beibehaltenes Risiko, und zwar Volumenrisiko, Inflationsrisiko, allgemeines gesetzgeberisches Risiko, höhere Gewalt, detaillierte Baugenehmigung.

Negative Erfahrungen mit der PFI

Das Verfahren bis zur Auftragserteilung bei der PFI kann viel Zeit in Anspruch nehmen. Von der ersten Phase der Bedarfsprüfung von öffentlicher Seite bis zum Abschluss des Kooperationsvertrages vergehen bis zu zwei Jahre. Der Prozess der Einladung zum Vergabeverfahren, der Vorbereitung, Prüfung und Anpassung der Angebote und der Vertragsverhandlungen ist komplex und erfordert hohen bürokratischen Aufwand. In einer Untersuchung, die die Royal Institution of Chartered Surveyors im Jahre 1998 durchgeführt hat, wird die PFI als spekulativ, zeitaufwändig und übermäßig bürokratisch kritisiert, wobei auch bemängelt wurde, dass ein zu großer Teil des

³⁴ Noda, Anm. 6, S. 47.

³⁵ Zur Referenz *ibid.*, S. 91–92.

³⁶ *ibid.*, S. 94–95.

Gesamtrisikos des Projekts auf den privaten Sektor abgewälzt wird.³⁷ Ein weiterer Negativpunkt sind die hohen Angebotskosten. Das aufgrund seiner Detailfülle langwierige Angebotsverfahren verursacht darüber hinaus hohe Transaktionskosten³⁸, die für die einzelnen Bewerber um die Auftragsvergabe erheblich sein können.³⁹

„Third-Sector-System“ – Ein gescheitertes öffentlich-privates Kooperationsmodell aus Japan

Das „Third-Sector-System“ (第3セクター事業) wurde in Japan in den 80er Jahren und Anfang der 90er Jahre entwickelt und beinhaltete eine Kooperation von öffentlichen Sektoren mit privatwirtschaftlichen Unternehmen. In Japan werden unter dem Begriff „Third-Sector“ bestimmte Joint Ventures verstanden, die von privaten und öffentlichen Akteuren finanziert werden.⁴⁰ Zentrale und kommunale Regierungen werden generell „First-Sector“ genannt, während private Unternehmen „Second-Sector“ genannt werden.⁴¹ In Bezug auf Kapital wird das „Third-Sector“ als eine Mischung davon definiert und man erwartete, dass sich die Third-Sector-Projekte mit Bezug zu Aktivitäten im öffentlichen Interesse durch finanzielle Nachhaltigkeit und wirtschaftliche Effizienz auszeichnen und gleichzeitig öffentlichem Interesse dienen würden. Bisher sind in dieser Form kommunale Infrastrukturaufgaben wie Bahn- und Fährdienste von lokalen Unternehmen und Regierungen kooperativ betrieben worden. Die Third-Sector-Projekte hatten darüber hinaus den Vorteil, dass pensionsreife oder bereits pensionierte Beamte aus dem First-Sector im Third-Sector eine Stelle bekommen konnten. Das wird *amaku-dari* (天下り) genannt, was wörtlich „vom Himmel herabsteigen“ bedeutet.

³⁷ Royal Institution of Chartered Surveyors, 1998, „Accessing Private Finance – The Availability and Effectiveness of Private Finance in Urban Regeneration,” London.

³⁸ Hewitt, C. 1997, „Complexity and cost in PFI Schemes,” *Public Money and Management*, 17(3), S. 7–9.

³⁹ Michael G. Pollitt, „The Declining Role of the State in Infrastructure Investments in the UK,” S. 81–83 in „Private Initiatives in Infrastructure: Priorities, Incentives and Performance,” edited by Sanford V. Berg, Michael G. Pollitt, Masatsugu Tsuji (2002).

⁴⁰ Kagami, Anm. 4, S. 36.

⁴¹ Noda, Anm. 6, S.58.

Der Second-Sector profitiert von dem Third-Sector-System, weil er Unterstützung in Form von Schuldenkompensation und Subvention von der Regierung bekommen und dadurch seine Geschäftsmöglichkeit ausbreiten kann, ohne finanzielle Risiken selbst zu tragen.⁴²

Im Rahmen dieser Kooperationen wurden öffentliche Dienstleistungen angeboten, teilweise wurden auch ganz neue öffentliche Dienstleistungen entwickelt. Damals wurden lokale Bauprojekte und Entwicklungsprojekte in Kurorten und Erholungsgebieten mit großem Enthusiasmus unter Teilnahme der privaten Unternehmen geplant und ausgeführt. Parks und Freizeitanlagen wuchsen in großer Zahl in der Boomzeit der Third-Sector-Projekte. Diese Projekte waren unter anderem „Canadian World“ (Ashibetsu, Hokkaidō), „Urausu Resort Development“ (Urausu, Hokkaidō), „Space Neotopia“ (Nagaoka, Niigata Prefecture), „South Chita Resort Development“ (Minamichita, Aichi Prefecture), „Tajima Sea Sightseeing Development“ (Okayama Prefecture) und das „Nagasaki Sightseeing Development“ (Nagasaki). Außerdem sind Bauunternehmen, die für die Entwicklung des Gebiets am Meer in Tōkyō und Ōsaka zuständig gewesen sind, typische Beispiele. Doch verschiedentlich, etwa im Zusammenhang mit dem finanziellen Zusammenbruch der Stadt Yūbari auf Hokkaidō, wurde die Verschuldung der Third-Sector-Projekte deutlich, die für die Stadt- und Tourismusedwicklung zuständig waren.

Die wesentlichen Ziele der Third-Sectors, nämlich die Verbesserung der Dienstleistung für die Bürger und die Senkung der Kosten, wurden missachtet und viele Kommunalgemeinden haben Third-Sector-Projekte als Auftraggeber durchgeführt, ohne dass die Kommunen und der Staat vor der Durchführung versucht haben, Risiken im Third-Sector-System präzise im Vorfeld zu bewerten. Außerdem gab es den strukturellen Fehler, dass die Bilanz des Third-Sectors von den Bilanzen der zuständigen Gemeinde ausgeschlossen war und dadurch die Schulden des Third-Sectors „ausgeschnitten“ und für die Bürger nicht nachvollziehbar waren. Das Third-Sector-System ist eines der vielen misslungenen Objektiv der japanischen Verwaltungsreform. Nach Daten aus dem Jahr 2009 gibt es noch 7.500 Anlagen, die im Rahmen des Third-Sector-Systems entstanden sind. Viele dieser Anlagen befinden sich seit dem Zusammenbruch der „Bubble-Econ-

⁴² Kagami, Anm. 4, S. 36.

omy“ in akuten finanziellen Notlagen oder haben bereits Insolvenz anmelden müssen.⁴³

Deutschland – Better Late than Never

Deutschland ist ein „Latecomer“ im Bereich privater Beteiligung bei der Infrastrukturentwicklung, und vor einigen Jahren konnte man Deutschland noch als Entwicklungsland in diesem Punkt bezeichnen. In der letzten Hälfte der 90er Jahre wurden jedoch Privatisierung und neue Formen der privaten und öffentlichen Partnerschaften beschleunigt. Neue politische Strömungen sind im Verkehrswesen, bei Flughäfen und in der Wasserwirtschaft erkennbar. Doch bleiben noch große Teile der Bevölkerung und viele Politiker skeptisch. Dies bedeutet, dass noch Öffentlichkeitsarbeit geleistet werden muss und dass die Industrie beweisen muss, dass sie ihrer Aufgabe gewachsen ist.⁴⁴

Das Handeln der öffentlichen Verwaltung beruht auf der Durchführung von Aufgaben im Allgemeininteresse, die für die Daseinsvorsorge der Bürger erforderlich sind. Das betrifft vor allem die Sektoren Energie, Telekommunikation, Verkehr, Abfallwirtschaft und Wasserwirtschaft.

Neben den Grundrechten besitzen die Bürger eine Vielzahl von gesetzlich verankerten, durch die öffentliche Verwaltung zu erfüllende Leistungsansprüche. Voraussetzung für das Tätigwerden der Verwaltung ist das Vorhandensein entsprechender Rechtsvorschriften, die auch bei der Aufgabenübertragung an einen privaten Betreiber zu beachten sind und gegebenenfalls ein Hindernis für eine Privatfinanzierung bei öffentlichen Bauvorhaben darstellen können.⁴⁵

Nicht zuletzt aufgrund der angespannten Haushaltslage in den einzelnen Bundesländern und beim Bund wird verstärkt nach Finanzierungsalternativen und Einsparpotenzialen für die öffentliche Hand gesucht. Die privatwirtschaftliche Realisierung von öffentlichen Bauvorhaben stellt hierbei eine mögliche Alternative dar.⁴⁶ Eine wichtige Rolle spielt die privatwirtschaftliche Realisierung der Aufgaben

⁴³ Noda, Anm. 6, S. 58–59.

⁴⁴ Hirschhausen, Beckers and Tegner, „Private Participation in German Infrastructure Provision : Better Late than Never,“ 2004, S. 89–103 in Hirschhausen „Trends in Infrastructure Regulation and Financing,“ Cheltenham, UK & Northampton, MA, U.S.A.

⁴⁵ Jacob, Kochendörfer, Anm. 5, S. 50.

⁴⁶ *ibid.*, S. 58.

der öffentlichen Hand beim Verkehrssystem in Deutschland. Um die Straßeninfrastruktur in Ostdeutschland nach der Wende in möglichst kurzer Zeit zu sanieren und dabei die dringlichen Straßenbauprojekte in den alten Bundesländern nicht zu vernachlässigen, wurde vom Bundeskabinett 1992 die Vorfinanzierung für zwölf Projekte beschlossen. Hierbei übernimmt das ausführende Bauunternehmen die Finanzierung während der Bauzeit. Nach der Fertigstellung werden die Forderungen des Unternehmens gegenüber dem öffentlichen Auftraggeber an die Bank übertragen, die in gleichen Raten, meist über fünfzehn Jahre, abbezahlt werden. Um den Bundeshaushalt weitestgehend zu entlasten, wurde mit dem 1994 in Kraft getretenen „Gesetz über den Bau und die Finanzierung von Bundesfernstraßen durch Private“ (FStrPrivFinG) die Möglichkeit geschaffen, Private mit dem Bau, der Erhaltung, dem Betrieb und der Finanzierung von Bundesfernstraßen zu betrauen. Für die Refinanzierung des investierten Kapitals wird der Private mit dem Recht zur Gebührenerhebung beliehen.⁴⁷

Grundsatzfragen und Ziel der Forschung

Ob weitere Privatisierungsschritte in der nationalen Politik wie auch auf der kommunalen Ebene in anderen Sektoren rückgängig gemacht werden und wie sich die Finanzierungs- und Kooperationsmodelle in der nahen Zukunft entwickeln werden, ist derzeit nicht absehbar. Besonders nach dem Ausbruch der Finanzkrise scheinen die politischen Pläne der Privatisierungsbestrebungen und anderer privat-orientierter Finanzierungsmethoden ihre bisher klare Richtung verloren zu haben. Aber finanzielle Anreize angesichts weiter steigender Haushaltsdefizite in Japan führen dazu, dass von den öffentlichen Akteuren erhofft wird, dass die privaten Kapitalträger durch öffentlich-private Kooperation stärker einbezogen werden.

In meiner Untersuchung wird PFI auf ihre Wirksamkeit und Effizienz als politische und wirtschaftliche Maßnahme geprüft, basierend auf meiner Problemstellung aus eigenen Erfahrungen als Investment-Banker. Dabei werden juristische, wirtschaftspolitische und soziale Aspekte der PFI diskutiert. Der „antikapitalistische“ Kurs, den die neu gewählte Regierung mit der Reform von staatlichen Dienstleistungen eingeschlagen hat, wird sicherlich auch die künftige Rolle

⁴⁷ Jacob, Kochendörfer, Anm. 5, S. 83.

der PFI beeinflussen. PFI wurde bisher in der Praxis von den Finanzierern, Banken und Fonds sowie den Beratern, Consulting-Firmen, hoch bewertet und nachdrücklich als Mittel zur Förderung von Wirtschaftlichkeit und Transparenz im Bereich des öffentlichen Bauwesens empfohlen. Aber man sollte nicht die Tatsache ignorieren, dass einige Projekte mit PFI-Struktur in Japan gescheitert sind und die PFI auch Probleme beinhaltet. Nach etwa dreizehn Jahren seit der Einführung der PFI ist ein guter Zeitpunkt, um unvoreingenommen und neutral die Leistungsfähigkeit von PFI zu analysieren und die Frage zu stellen, ob PFI sich so entwickelt hat, wie am Anfang erwartet wurde. Das Ziel meiner Forschung ist, PFI als Finanzierungs- und Beschaffungsmethode und politische Maßnahme im öffentlichen Dienstleistungsbereich erneut zu bewerten und die Ein- und Durchführungsmöglichkeit der PFI in Deutschland zu diskutieren. Zur Zeit meines Vortrags im JDZB befand ich mich am Anfang der Promotion⁴⁸ und ich beobachte im Prozess der Promotionsforschung aufmerksam den Verlauf der weiteren Entwicklung.

Vorgehensweise und Forschungsmethode

In meiner Promotionsarbeit habe ich einen Rechtsvergleich zwischen japanischen und deutschen Rechtsgrundlagen mit Bezug zur PFI durchgeführt, und aus der Perspektive des Baumanagements wurden Beschaffungs- und Bezahlungsmethoden in der PFI-Struktur mit der konventionellen Beschaffungsmethode, anderen Partnerschaften der öffentlichen Hand mit Privatunternehmen und vollständiger Privatisierung verglichen. Zurzeit analysiere ich verschiedene Fälle der PFI in den beiden Ländern, um durch Fallstudien eine Risikoanalyse in der PFI, besonders hinsichtlich der Risikoübertragung unter den Stakeholders, durchzuführen. Im Jahr 2010 werde ich Interviews mit unterschiedlichen Stakeholders in Deutschland und Japan durchführen. Ich möchte mit der Methodik der quantitativen Analyse und PSC (Public Sector Comparator) effizienzsteigernde Faktoren in den Fällen analysieren, und zuletzt Entwicklungsmöglichkeiten der PFI in den beiden Ländern abschätzen und Verbesserungsmöglichkeiten vorschlagen.

⁴⁸ Ab Oktober 2009 bin ich Doktorandin an der Universität Osnabrück, zum Zeitpunkt des Vortrags im JDZB befand ich mich noch in der Anfangsphase meiner Forschung.

Fallstudie

In Japan gibt es mehrere PFI-Projekte, von Schulen und Krankenhäusern bis zu Observatorien und Gefängnissen. Angesichts gelungener und gescheiterter Projekte stellt sich die Frage nach den Ursachen und Hintergründen der unterschiedlichen Projekterfolge. In meiner Dissertation werden Projekte von Verkehr und Gefängnissen in Japan und Projekte von Verkehr in Deutschland⁴⁹ als vergleichbare Fälle analysiert. Die japanischen Projekte sind „Shimane Asahi Social Rehabilitation Center“⁵⁰ (ein PFI-Projekt auf der Basis der BOT-Methode; Design & Build ab Oktober 2006 bis September 2008, Operation & Maintenance ab Oktober 2008 bis März 2026). Ein deutscher Fall ist die Privatisierung des Herrentunnels bei Lübeck⁵¹, PFI-Projekt nach dem FStrPrivFinG⁵². In diesem Projekt wurde die Projektgesellschaft Herrentunnel Lübeck GmbH & Co. KG gegründet. Die Projektgesellschaft hat von der Stadt Lübeck die Konzession für das Projekt erhalten und damit die Pflicht, das Bauwerk auf ihre Kosten zu planen, zu bauen und dreißig Jahre zu betreiben sowie nach Ablauf der Konzessionszeit der Hansestadt Lübeck kostenlos ein einwandfreies Bauwerk zu übergeben. Das ist ein sogenannter BOT-Prozess der PFI. Im Gegenzug erhält die Betreibergesellschaft den Bundeszuschuss und die Nutzungsrechte am Bauwerk.⁵³

Bezüglich der Gefängnisse existieren gegenwärtig in Deutschland, im Gegensatz zu anderen europäischen Staaten, keine Erfahrungs-

⁴⁹ Es gibt zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Manuskripts kein Gefängnis in Deutschland, in dem die PFI-Methode angewandt wird.

⁵⁰ 島根あさひ社会復帰促進センター <http://www.shimane-asahi.co.jp> □

⁵¹ Jacob, Kochendörfer, Anm. 5, S. 85–90.

⁵² Das Fernstraßenbauprivatfinanzierungsgesetz hat es das erste Mal in Deutschland überhaupt ermöglicht, einem Privaten die Betreiberschaft von Bundesfernstraßen zu übertragen. Dies ist begrenzt auf Brücken, Tunnel, Gebirgspässe im Zuge von Bundesautobahnen und Bundesstraßen und mehrstreifigen Bundesstraßen mit getrennten Fahrbahnen. Als Konzessionär wird der Private verantwortlich für Bau, Erhaltung, Betrieb und Finanzierung und erhält dafür das Recht zur Mauterhebung. Die Mautgebühren richten sich nach den Kosten für Bau, Erhaltung, Betrieb und weiteren Ausbau der jeweiligen Streckenabschnitte. Die Mautverordnung ist durch das Bundesverkehrsministerium im Einvernehmen mit den Ländern zu erlassen. Damit ist das Konsensprinzip zwischen Bund und Land festgeschrieben. Armin Keppel, „Betreibermodell nach dem Fernstraßenbauprivatfinanzierungsgesetz“, S. 149 in Jan Ziekow, „Public Private Partnership – Projekte, Probleme, Perspektiven“ (2001).

⁵³ Detlef Knop, „Herrentunnel in Lübeck“, S. 167–188 in Ziekow, Anm. 52.

gen hinsichtlich der Aufgabenwahrnehmung bei Haftanstalten durch private Anbieter. Im Rahmen einer Studie „Modellprojekte zur Privatisierung im Strafvollzug“ wurden die rechtlichen Rahmenbedingungen für eine Aufgabenübertragung auf Private u. a. unter Bezugnahme auf die Aufgaben im Strafvollzug untersucht. Die Untersuchungen kamen zu dem Ergebnis, dass mit Ausnahme der Aufgaben, die mit Eingriffsbefugnissen bezüglich der Rechte der Gefangenen verbunden sind, der größte Teil der Aufgaben im Strafvollzug auch durch Private realisiert werden kann.⁵⁴ Nach den bisherigen Forschungsergebnissen in Deutschland ist es möglich zu beurteilen, dass die notwendigen Voraussetzungen für die Einführung der PFI in Deutschland schon vorhanden sind.

Perspektive der Forschung und weitere Aufgaben

Am 26.10.2009 hat der neue japanische Premierminister Hatoyama in seiner ersten Ansprache im Parlament über die neue Richtung der staatlichen Investition erwähnt, dass eine „neue“ Art der öffentlichen Dienstleistung verfolgt werden sollte und der Schwerpunkt der Investition und des finanzwirtschaftlichen Systems „vom Beton auf den Menschen“ verlagert werden muss.⁵⁵ Sein Standpunkt ist, dass der Markt keine Allmacht hat, was ein Gegensatz zu der Meinung von dem ehemaligen Premierminister Koizumi (Amtszeit 2001–2006) zu sein scheint. Wie Hatoyamas politischer Standpunkt die weitere Entwicklung der Kooperation zwischen den öffentlichen und privaten Akteuren beeinflussen und ändern wird, ist noch nicht absehbar. Aber der Mangel an Einnahmequellen und die finanzielle Not des japanischen Staates brauchen weiterhin Lösungsansätze. Ob die PFI in Zukunft erfolgreich im japanischen öffentlichen Bau- und Dienstleistungswesen angewendet wird oder nicht, ist abhängig davon, ob das Risikomanagement bei der PFI funktioniert und ob die PFI soziale und politische Anerkennung erwerben kann. In Japan gibt es Projekte, die wegen mangelnden Risikomanagements oder politischer Risiken gescheitert sind. „Learning from Failure“ ist bei der Ein- und Durchführung der PFI notwendig. Dabei ist nicht zu unterschätzen, dass die japanischen Erfahrungen für die PFI-Praxis in Deutschland durchaus Lernpotenzial bietet.

⁵⁴ Jacob, Kochendörfer, Anm. 5, S. 59.

⁵⁵ Rede von Premier Minister Hatoyama vor dem Parlament am 26.10.2009.

Das katholische Japan auf der Bühne

Der Beitrag des Theaters zur europäischen Vorstellung von Japan bis zur „Zauberflöte“ von Mozart

OBA Haruka
Ludwig-Maximilians-Universität München
Universität Kyūshū

2006 war das 250. Jubiläum der Geburt von Wolfgang Amadeus Mozart. 2009 ist der 200. Todestag von Joseph Haydn. Diese beiden Komponisten sind auch in Japan sehr bekannt. Was die meisten wahrscheinlich jedoch nicht wissen, ist dass die Hauptfigur der „Zauberflöte“ von Mozart, nämlich „Tamino“, nach dem originalen Libretto in einem japanischen Jagdkleid auf die Bühne treten sollte.¹ Ebenso dürfte den meisten unbekannt sein, dass der jüngere Bruder von Joseph Haydn, Michael Haydn, zu seiner Zeit ebenfalls ein berühmter Komponist war und ein Singspiel über Japaner komponierte.² Warum sich die Komponisten des 18. Jahrhunderts in dieser Weise mit Japan beschäftigten, ist die zentrale Frage dieses Beitrags. Für deren Beantwortung ist es allerdings nötig, kurz auf die Geschichte des 16. Jahrhunderts und die ersten Kontakte zwischen Japan und Europa einzugehen.

1. Japan und Europa im 16. Jahrhundert

Die ersten Europäer, die im Jahr 1542 oder ein Jahr später auf einer Insel südlich von Japan ankamen, waren die Portugiesen.³ Sie brachten unter anderem Musketen, was in Japan schnell zu einer drastischen Änderung des Kriegswesens führte. Im Jahr 1549 kamen dann die ersten portugiesischen Jesuiten nach Japan und begannen dort die

¹ Hara (1999), S. 215; Assmann (2005).

² Immoos (1980), S. 38; Schauwecker (2003), S. 67.

³ Pohl (2002), S. 46. Über die Problematik um dieses Ereignis s. Mireta von Gerlach: 1543 – Japan entdeckt? Die Strittigkeit der Entdeckungsdarstellung im Licht der portugiesisch-spanischen Rivalität, 2009.

katholische Lehre zu verbreiten.⁴ Doch brauchten sie auch westliche Medizin und Astronomie sowie europäische Musik und die dafür nötigen Instrumente.⁵ Von diesen neuen Gegenständen und Techniken waren viele Japaner begeistert.⁶ Sie interessierten sich dadurch auch für den geistlichen Hintergrund der Europäer, den Katholizismus, immer stärker, was den Erfolg der Missionstätigkeit der Jesuiten in Japan nicht unerheblich förderte.⁷ Die Anzahl der katholisch getauften Japaner betrug um 1580 circa 150 000.⁸ Darunter waren sogar 35 Fürsten (Daimyō).⁹

Die Überfahrt der Jesuiten und ihre Aktionen in Japan waren auch eine Folge der konfessionellen Konflikte im Europa des 16. Jahrhunderts. Um der rasch voranschreitenden Verbreitung des lutherischen Glaubensbekenntnisses etwas entgegenzusetzen, erlaubte Papst Paul III. im Jahr 1540 die Betätigung des Jesuitenordens, der von Ignatius von Loyola gegründet worden war.¹⁰ Die Jesuiten errichteten Ordenshäuser überall in Europa, doch sie beschränkten sich nicht auf diesen Kontinent.¹¹ Insbesondere die asiatischen Länder erschienen ihnen als lohnendes Ziel für ihre Missionstätigkeit. Vergleichbare Erfolge wie in Japan hatten die Jesuiten in anderen asiatischen Ländern jedoch nicht erfahren. Deshalb berichteten sie darüber besonders ausführlich nach Europa.¹²

In den Konflikten zwischen Rom und den sich neu etablierenden Lehren, vor allem der Lutherischen im Heiligen Römischen Reich, spielte die Propaganda eine wichtige Rolle. Eine große Bedeutung kommt dabei der Druckmaschine zu. Die Erfindung des Buchdrucks mit metallenen Lettern durch Johannes Gutenberg hatte eigentlich schon im 15. Jahrhundert ihre Leistungsfähigkeit gezeigt,

⁴ Ebd.

⁵ Vgl. Ohara (1971); Yokota (2000).

⁶ Über die Verbreitung der europäischen Musik und deren Unterricht durch die Jesuiten s. Shindo (2007).

⁷ Die Jesuiten brachten die neuen Gegenstände und Techniken aus Europa absichtlich, weil sie wussten, dass Japaner sich dafür sehr interessierte und sie kennen lernen wollten. Aber das, was für die Missionsarbeit problematisch war, wie z. B. die Bücher von Aristoteles, wurde nicht in Japan vorgestellt. Vgl. Valignano (1983), S. 77–80.

⁸ Pohl (2002), S. 47. Damals gab es 200 kleinen Kirche in Japan.

⁹ Cheslik/Ota (Hg.) (1999), S. 63 u. 135.

¹⁰ Liess (Hg.) (1991), S. 2f.

¹¹ Vgl. Hartmann (2001). Dieses Buch bietet einen Überblick über die Entwicklung und die Verbreitung dieses Ordens.

¹² Siehe unten, Anm. 15.

jedoch entfaltete sie ihre Massenwirkung erst jetzt im 16. Jahrhundert. Dies führte dann zu einer Änderung der gesamten Informationsverbreitung.¹³ Beide Konfessionsgruppen nutzten diese Technik und verbreiteten ihre Lehren und gegenseitigen Verunglimpfungen in immer schnellerer Folge in gedruckten Büchern, Flugschriften oder Flugblättern.¹⁴

Eine der wichtigsten Quellen für diese Flugblätter waren auf der katholischen Seite die Jahresberichte der Jesuiten, welche auf Latein geschrieben wurden und aus allen jesuitischen Niederlassungen der Welt stammten. Sie wurden in Europa durch Kopie vervielfältigt und zu den wichtigsten Ordenshäusern der Jesuiten gesandt. Danach übersetzten die Jesuiten sie in die verschiedenen europäischen Sprachen, wandelten sie in Flugschriften oder Flugblätter um und druckten sie für ein größeres Publikum.¹⁵

Ein Beispiel hierfür ist ein Flugblatt aus Augsburg über vier junge Japaner, die 1585 als Abgesandte nach Rom kamen und in Japan *Tenshō ken'ō shisetsu* genannt werden.¹⁶ Dieses Blatt bezeichnet die Vier als Söhne von japanischen Königen, obwohl drei davon nur Söhne von lokalen Fürsten waren und der vierte mit ihnen sogar nur sehr entfernt verwandt war.¹⁷ Da die Jesuiten die japanische Verfassung und die politischen Umstände dort zu dieser Zeit genügend kannten, wie die Schriften von Alessandro Valignano beweisen, kann man annehmen, dass sie den sozialen Rang dieser Söhne absichtlich erhöht haben.¹⁸ Dies zeigt die Absicht der Jesuiten, unter anderem die Bekehrung der Oberschicht zu erreichen, denn das war sowohl für die Propaganda in Europa als auch für die Missionsarbeit in Japan erfor-

¹³ Burkhardt/Werkstetter (Hg.) (2005), S. 23–27.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Die Jahresberichte der Jesuiten aus Japan, die ins Deutsche übersetzt wurden, sind zum Beispiel in der Bayerischen Staatsbibliothek vorhanden. Vgl. Frois, Luis (Hg.): Jahrbrief auß der gewaltigen und weitberühmbten Insel unnd Landschafft Japon ..., Dillingen 1590. (digitalisiert)

¹⁶ Dieses Flugblatt ist im Besitz der Kyōto-Universität. Vgl. 『天正遣欧使節肖像画』 (貴重書庫・5-6/N/17貴・968943) Auch im Internet ist dieses Blatt zu sehen: <http://edb.kulib.kyoto-u.ac.jp/exhibit/tensho/image/te01/Te01s001.htm>. Es gab auch Flugschriften anlässlich dieser Abgesandten. Siehe zum Beispiel die folgende Schrift: Neue Beschreibung der ... Japonischen Legation aus Japon biß gen Rom, Dillingen 1587. (digitalisiert an der Bayerischen Staatsbibliothek)

¹⁷ Valignano (1983), S. 360–365.

¹⁸ Ebd.

derlich.¹⁹ Die japanischen Abgesandten brachten Druckmaschinen aus Europa nach Japan, um die Schriften der katholischen Lehre auch dort schneller und umfangreicher zu vervielfältigen. Allerdings waren diese nicht lange in Betrieb. Als sich die Christenverfolgung in Japan im 17. Jahrhundert verstärkte, wurden sie schließlich auf die Philippinen gebracht.²⁰

2. Die Theateraufführung im Zusammenhang mit der Konfession

Neben den verschiedenen Formen von Druckwerken gab es aber noch eine andere Art der Propaganda, die sich die „Japankompetenz“ der Jesuiten zu Nutze machte: nämlich das Theater. Auf Basis der humanistischen Tradition des Schultheaters schufen zum Beispiel Hans Sachs und Melanchton das „Reformationsdrama“ des 16. Jahrhunderts, das die römische Kirche scharf kritisierte und zur Konvertierung zum Protestantismus ermunterte.²¹ Solche Theateraufführungen gab es auch auf katholischer Seite. Diese wurden vor allem von Jesuiten geschrieben und aufgeführt. Allerdings richteten sich ihre Stücke im späten 16. Jahrhundert nicht mehr ausdrücklich gegen die Protestanten, sondern thematisierten immer mehr die katholischen Märtyrer. Das Ziel der Theateraufführung richtete sich allmählich auf die Verstärkung des Glaubens der Katholiken.²²

Da die Jesuiten durch die humanistischen Traditionen beeinflusst waren, war das Theater in erster Linie für die Ausbildung der Schüler, besonders zur Einübung der klassischen Sprachen gedacht, während es auch für die Seelsorge und die Gewinnung von Gläubigen von Bedeutung war.²³ Daher wurden alle Theaterstücke auf Latein geschrieben. Die Schüler mussten sie auswendig lernen und am Ende des Studiums in der Kirche oder an öffentlichen Plätzen der Stadt aufführen. Zuschauer waren die Familien und Verwandten der Schüler, aber auch normale Bürger und manchmal sogar die Fürstenfamilie. Der Eintritt war immer kostenlos.²⁴ Dem Zuschauer, der kein Latein verstand, stand ein Heft mit einer Zusammenfassung des Theater-

¹⁹ Vgl. Immoos (2005), S. 357.

²⁰ Cheslik/Ota (Hg.) (1999), S. 126–127.

²¹ Bremer (2007), S. 431–438.

²² Erlach (2006), S. 436f.

²³ Hartmann (2001), S. 62.

²⁴ Über die Situation der Aufführung siehe zum Beispiel den Beitrag von Margret Dietrich (1993), S. 42f.

stückes in seiner Muttersprache zur Verfügung.²⁵

Dieses Schultheater nennt man heute Jesuitentheater oder Jesuitendrama. Typisch war auch die als Zwischenspiel eingeplante Chor- und Instrumentalmusik. Dieser Teil war zuerst knapp, weil die Musiklehre in den Gymnasien der Jesuiten aus moralischen Gründen eigentlich verboten war.²⁶ Doch wurde dies in der Praxis nicht immer eingehalten, weil die Fürsten in der Barockzeit, die die Jesuiten unterstützten, und viele gemeine Leute Musik liebten und die Jesuiten Rücksicht darauf nehmen mussten.²⁷ So erweiterte sich dieser Teil allmählich, obwohl das bedeutete, dass die Schüler eine Musikausbildung in externen Seminaren erhalten mussten. Schließlich näherte sich die Form des Theaters der der Oper an.²⁸

Als Ausgangsmaterial der Theaterstücke wurden gerne Teile von jesuitischen Berichten aus vielen verschiedenen Ländern gewählt. Sie mussten teilweise aus religiösen Gründen, aber auch aufgrund der nötigen Rücksicht auf die Zahl der Schüler und die vorhandenen Einrichtungen für das Schultheater umgeschrieben werden.²⁹ Jedoch behielten viele den Handlungsablauf der Vorlage bei. Die Wunder der Welt und Gottes Wirken in ihr sollten durch die Schüler dem Zuschauer im Theater vermittelt werden.³⁰

3. Die japanischen Theaterstücke

Die Berichte aus Japan waren ebenfalls für das Theater geeignet. Denn die japanischen Konvertiten bekamen vor allem im 17. Jahrhundert massive Probleme mit den Herrschern, was dazu führte, dass sie entweder ihrem Glauben abschwören mussten oder sich der Gefahr aussetzten zu Märtyrern zu werden. Das erste Verbot des katholischen

²⁵ Dieses Heft ist die „Perioche“. Da sie gedruckt und verteilt wurde, kann man sie heute in vielen Bibliotheken und Archiven in Europa finden. Es gibt eine Edition von Valentin (1983/84).

²⁶ Erlach (2006), S. 34. Angesichts dieser Tendenz ist es auffallend, dass die Musiklehre in Japan großes Gewicht hatte. Vgl. Shindo (2007).

²⁷ Ebd.

²⁸ Erlach (2006), S. 38f.

²⁹ Über die Fiktionalität des Theaters siehe den Beitrag von Schauwecker (2004), S. 43–46.

³⁰ Es ist bekannt, dass die Jesuiten dafür auch prachtvolle Bühnentechniken wie Feuerwerke oder Flugmaschinen verwendeten, was im Barocktheater typisch war. Vgl. Hartmann (2001), S. 63; Hara (1999), S. 116–177 (das 4. und 5. Kapitel).

Glaubens erließ Großfürst Toyotomi Hideyoshi im Jahr 1587.³¹ Nachdem Hideyoshi 1598 gestorben war, setzte Tokugawa Ieyasu diese Politik gegen die katholische Lehre fort. Unter der Tokugawa-Dynastie begann die Katholikenverfolgung in großem Umfang, die zu einem regionalen Krieg führte.³² Schließlich wurden die Katholiken besiegt und viele getötet, sofern sie nicht abgeschworen oder nach Manila flohen. Unter den 188 Japanern, die im November 2008 von Papst Benedikt XVI. selig gesprochen wurden, waren die Märtyrer dieser Zeit.³³ Vor allem Ereignisse, bei denen sich die konvertierten Fürsten ehrenhaft verhielten und dennoch erfolgreich waren oder besonders viele Leute, darunter gerne auch Kinder, für ihren katholischen Glauben starben, erfreuten sich bei den Theatermachern offenbar großer Beliebtheit.

In den Stücken über die katholischen Fürsten in Japan, die im deutschsprachigen Gebiet in der Frühen Neuzeit gespielt wurden, waren die Protagonisten zum Beispiel Arima Harunobu, Ōtomo Sōrin, Konishi Yukinaga und Takayama Ukon auf. Als Negativbeispiele wurden auch Oda Nobunaga und Toyotomi Hideyoshi dargestellt.³⁴ Die Namen der japanischen Katholiken wurden normalerweise auf Latein wiedergegeben und mit ihren Taufnamen kombiniert, wie „Protasius Arima“ oder „Justus Ucondono“. Manchmal bezeichnete man die Person auch nur mit ihrem japanischen Titel, z. B. Toyotomi Hideyoshi mit *Kampakudono*.³⁵

In Jesuitendrama gab es ausnahmsweise auch die Stücke über die Fürstinnen. Dies war allerdings erst im späten 17. Jahrhundert, weil alle Schüler des Gymnasiums männlich waren und eine weibliche Rolle prinzipiell nicht spielen sollten.³⁶ Das bekannteste Beispiel dieser Art, das mit Japan zu tun hatte, ist das Stück „Mulier Fortis“ über Gracia (ガラシヤ) Hosokawa, die Tochter von Akechi Mitsuhide, lebenslang ihrem buddhistischen Gatten Hosokawa Tadaoki treu blieb und wegen einer Intrige tragisch sterben musste. Dieses Stück wurde 1698 für die habsburgischen Prinzessinnen in Wien aufgeführt.³⁷

³¹ Murai (2000), S. 49-65. Auch Hartmann (2001), S. 56f.

³² Murai (2000), S. 109–112 u. 135.

³³ Siehe dazu die Homepage der katholischen Konferenz in Japan: <http://www.cbcj.catholic.jp/jpn/feature/>

³⁴ Grundlegenden Informationen über die Theaterstücke dieser Personen liefert die Arbeit von Elida Maria Szarota (1979/83).

³⁵ Ebd.

³⁶ Erlach (2006), S. 155–182.

³⁷ Über dieses Stück und seine Aufführung siehe Erlach (2006), S. 155–182 (3.

Nach den vorliegenden Untersuchungen gibt es mehr als 600 Stücke über Japaner (von insgesamt 7650 in der Zeit von 1555 bis 1779).³⁸ Konkrete Aufführungsbelege gibt es für circa 200.³⁹ Japanische Figuren, die aus den Jesuitendramen bekannt waren, spielten in Theaterstücken bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine Rolle, obwohl sich Japan seit 1635 streng von der Außenwelt abschloss. Dies zeigt, welch großen Eindruck die japanische Christenverfolgung im katholischen Europa hinterlassen hatte.

4. Takayama Ukon und „Tamino“

Die Singspiele von Michael Haydn waren wie die des Jesuitentheaters religiöse Stücke. Es wurde für die Benediktiner in Salzburg geschrieben.⁴⁰ Die Benediktiner führten nach dem Vorbild der Jesuiten Singspiele mit japanischen Themen auf. Im Stück von Haydn ging es um das Leben des Fürsten Takayama Ukon, der von japanischen Christen heute noch sehr verehrt wird.⁴¹ Dieser Fürst unterstützte die Kirche in Japan, wo er konnte, und gewährte sehr vielen Katholiken in seinem Territorium Schutz. Wie Luis Flois ausführlich berichtete, geriet er deshalb ins Visier der Verfolger, weshalb er auf die Philippinen fliehen musste. Er starb dort in Armut.⁴²

Thomas Immos, der erstmals die Stücke des Jesuitentheaters mit japanischen Themen intensiv untersuchte, machte auf Takayama Ukon aufmerksam und darauf, dass er das Modell für den Tamino in Mozarts „Zauberflöte“ sein könnte.⁴³ Da die „Zauberflöte“ viele Elemente des Jesuitentheaters verwendet und die Gestalt von Tamino und Takayama Ukon Ähnlichkeiten aufweist – vor allem im Bezug auf den Charakter des Fürstensohnes und dessen ritterliche Tapferkeit –

Kapitel, 3.Teil). Die Musiknoten dieses Stückes von Johann Bernhard Staudt wurden durch „Denkmäler der Tonkunst in Österreich“ im Jahr 2000 veröffentlicht. Siehe die folgende Homepage: <http://www.dtoe.at/Publikationen/Denkm.php>

³⁸ Schauwecker (2003), S. 56.

³⁹ Vgl. ebd.; auch Hartmann (2001), S. 63.

⁴⁰ Immoos (2005), S. 360; siehe auch Schauwecker (2004), S. 53, Anm. 3.

⁴¹ Außerdem wurde ein Stück über Konishi Yukinaga in Salzburg aufgeführt. Vgl. Eberlin, Johann Ernst: Augustinus Tzucamidonus fidei in christum et principem victima, Salzburg 1756.

⁴² Über das Leben von Takayama Ukon s. Ebisawa (1990).

⁴³ Siehe Anm. 2 dieses Beitrags.

ist die Behauptung von Immoos nicht grundlos.⁴⁴ Seiner Vermutung, dass Mozart das Stück über Takayama Ukon in Innsbruck besucht und danach die Figur des Tamino konzipiert habe, wird jedoch von dem Japanologen Detlev Schauwecker widersprochen.⁴⁵ Damit ist die Annahme von Immoos aber nicht hundertprozentig widerlegt, denn Michael Haydn war ein guter Freund von Mozart. Die beiden komponierten zusammen sogar ein Schultheater für die Benediktiner.⁴⁶ Mozart kannte japanische Figuren aber sicher auch noch aus einer anderen Quelle. Sein Vater war nämlich ein Absolvent des Jesuitengymnasiums in Augsburg und wirkte im dortigen Jesuitentheater mit seit er 5 Jahre alt war.⁴⁷ Die Frage, wie Tamino zu seinem japanischen Jagdkostüm kam, ist also bis heute noch offen.

Literatur

- Assmann, Jan: *Zauberflöte. Oper und Mysterium*, München 2005.
- Borchmeyer, Dieter: *Mozart oder die Entdeckung der Liebe*, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 2006.
- Bremer, Kai: Konversion und Konvertiten auf dem Theater der Frühen Neuzeit, in: Lotz-Heumann, Ute u. a. (Hg.): *Konversion und Konfession in der Frühen Neuzeit* (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte; Bd. 205), Göttingen 2007, S. 431–446.
- Burkhardt, Johannes/Werkstetter, Christine (Hg.): *Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit*, in: *Historische Zeitschrift*, Beiheft 41, 2005.
- Cheslik, Hubert/Ota Yoshiko (Hg.): *Kirishitan. Nihonshi shōhyakka* [Die Christen. Kleine Enzyklopädie der japanischen Geschichte], 1999.
- Dietrich, Margret: *Pietas Austriaca als Reich Gottes in Japan. Jesuitentheater am Wiener Kaiserhof*, in: *Studien des Instituts für die Kultur der deutschsprachigen Länder* 10 (Sophia-University), 1993, S. 36–84

⁴⁴ Zu Tamino ausführlich: Assmann (2005); Borchmeyer (2006).

⁴⁵ Schauwecker (2003), S. 67, Anm. 17.

⁴⁶ Leisner (1974), S. 98.

⁴⁷ Ebd., S. 88f.

- Ebisawa Arimichi: Nippon Kuristokyō-shi [Geschichte des Christentums in Japan]. Tōkyō 1990.
- Erlach, Thomas: Unterhaltung und Belehrung im Jesuitentheater um 1700. Untersuchungen zu Musik, Text und Kontext ausgewählter Stücke, Essen 2006.
- Hara, Kenji: Schikaneder. Mateki wo kaita kōgyōshi [Schikaneder. Der Schausteller der „Zauberflöte“], 1999.
- Hartmann, Peter C.: Die Jesuiten, München 2001.
- Immoos, Thomas: Japanische Helden des europäischen Barocktheaters, in: Maske und Kothurn, Jg. 27 (1980), Heft 1, S. 32–56.
- Immoos, Thomas: Fürstenspiegel in Japandramen, in: Hsia, Adrian (Hg.): Mission und Theater, Regensburg 2005.
- Leisner, Otto: Mozart und das Jesuitendrama, in: Freinberger Stimmen, Jg. 44, 2. Heft, 1974, S. 86–98.
- Murai, Sanae: Tennō to Kirishitan kinsei [Der Kaiser und die Christenverfolgung] 2000.
- Ohara Satoru: Yōroppa-kagakushisō no denrai to juyō [Die Ankunft und Annahme der europäischen Wissenschaftsidee], in: Hirose Hideo (Hg.): Kinsei kagaku shisō [Die Wissenschaftsidee der Frühen Neuzeit], Bd. 2, 1971.
- Pohl, Manfred: Geschichte Japans, München 2002.
- Schauwecker, Detlev: Ein barockes Jesuitenspiel ueber den „Christenfuersten“ Protasius von Aryma (Folge III), in: Journal of Foreign Language Education and Research 6 (Kansai University), 2003, S. 53–73.
- Schauwecker, Detlev: Ein barockes Jesuitenspiel ueber den „Christenfuersten“ Protasius von Aryma (Folge IV), in: Journal of Foreign Language Education and Research 7 (Kansai-University), 2004, S. 39–59.
- Shindo Michiko: The Origin of the Christian Music Education in Japan. The Extraordinary Encounter between the European Culture and the Japanese in the Late 16th Century. Seeking for the Outcome of the Catholic Mission by Padre A. Valignano, in: Kurume Shin-Ai Women's College Bulletin, Nr. 30, 2007, S. 23–33 (Original auf Japanisch mit einer englischen Zusammenfassung).
- Szarota, Elida Maria: Das Jesuitendrama im deutschen Sprachgebiet, 3 Bde., München 1979/83.

Yokota Shōichirō: Kirishitan to seiyō ongaku [Die Christen und europäische Musik], 2000.

Valentin, Jean-Marie: Le théâtre des Jésuites dans les pays de langue allemande, Répertoire chronologique des pièces représentées et des documents conservés (1555–1773), 2 Bde., Stuttgart 1983/84.

Valignano, Alessandro: Nihon junsatsuki (übersetzt von Matsuda Kiichi) [Die Visitationsprotokolle aus Japan], 1983.



© Jan Verbeek

Die Rezeption von Caspar David Friedrich in Japan

OCHIAI Momoko
Universität Bremen
Waseda Universität, Tōkyō

1. Einleitung

Caspar David Friedrich (1774–1840) ist ein Landschaftsmaler der deutschen Frühromantik. In der alten Nationalgalerie Berlin sind heute insgesamt 17 Gemälde von Friedrich zu sehen, darunter seine bekanntesten Werke „Der Mönch am Meer“ und „Abtei im Eichwald“.¹ In Japan ist dieser Maler einer der beliebtesten deutschen Künstler. Viel Literatur und Bücher über den Künstler wurden publiziert, wodurch das japanische Publikum Kenntnis von Friedrich erhalten hat. Wann und wie wurde Friedrich in Japan vorgestellt und wie hat sich sein Name in dem ostasiatischen Land verbreitet? Der kleine Beitrag wird die Rezeption von Caspar David Friedrich in Japan in chronologischer Folge betrachten.

2. Das Leben von Caspar David Friedrich

Caspar David Friedrich wurde am 5. September 1774 als sechstes Kind des Seifensieders und Lichtgießers Adolph Gottlieb Friedrich (1730–1809) und seiner Frau Sophie Dorothea, geb. Bechly (1747–1781) in Greifswald geboren.² Nachdem er 1794–1798 an der Kunstakademie in Kopenhagen studiert hatte, war er in Dresden als Landschaftsmaler tätig. Er hat 1808 „den Tetschener Altar“ ausgestellt, der

¹ Wesenberg, Angelika; Förchl, Eve (Hrsg.): Nationalgalerie Berlin. Das XIX. Jahrhundert: Katalog der ausgestellten Werke. 2. Aufl. Berlin: Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz; Leipzig: E. A. Seemann, 2002, S. 134–150.

² Zu Friedrich vgl. z. B. Börsch-Supan, Helmut; Jähnig, Karl Wilhelm: Caspar David Friedrich: Gemälde: Druckgraphik und bildmäßige Zeichnungen. München: Prestel, 1973; Börsch-Supan, Helmut: Caspar David Friedrich. 4. Aufl. München: Prestel, 1990.

eine heftige kunsttheoretische Diskussion auslöste. Im Jahre 1810 hatte er großen Erfolg mit den Bildern „Mönch am Meer“ und „Abtei im Eichwald“, deshalb wurde er zum Mitglied der Berliner Akademie gewählt. 1818 heiratete Friedrich Christiana Caroline Bommer (1793–1847), die Tochter eines Faktors in Dresden und hatte mit ihr drei Kinder, die Töchter Emma Johanna (1819–1845) und Agnes Adelheid (1823–1889) sowie den Sohn Gustav Adolf (1824–1889), der später Tiermaler wurde.³ Der Künstler wurde 1816 zum Mitglied der Dresdner Akademie und 1824 zum außerordentlichen Professor an der Dresdener Akademie ernannt. Friedrich erlitt 1835 einen Schlaganfall und verstarb am 7. Mai 1840 in Dresden.

3. Die Rezeption von Friedrich in Japan

Bis 1945

Nach seinem Tod 1840 war er jedoch lange in Vergessenheit geraten. Erst Ende des 19. Jahrhunderts wurde der deutsche Maler von dem norwegischen Kunsthistoriker Andreas Aubert wieder entdeckt und in Deutschland begann man, gründlich zu Friedrich zu forschen.⁴

In Japan wurde der Name „Friedrich“ 1927 in einem Buch des Kunstkritikers und -historikers Itagaki Takao (1894–1966) kurz erwähnt.⁵ Dieses Buch enthält eine Abbildung des in Dresden befindlichen berühmten Werkes „Der Tetschener Altar“. Friedrich wurde auch in den japanischen Übersetzungen von Literatur über die deutsche Romantik, zum Beispiel „Blütezeit der Romantik“ von

³ Wilhelm-Kästner, Kurt; Rohling, Ludwig; Degner, Karl Friedrich: Caspar David Friedrich und seine Heimat, Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1940, S. 32–33.

⁴ Zur „Wiederentdeckung“ und zur Rezeption von C. D. Friedrich in Deutschland vgl. z. B. Hofmann, Werner (Hrsg.): Caspar David Friedrich und die deutsche Nachwelt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1974.

⁵ Itagaki Takao: Minzokuteki shikisaio shutosuru kindai bijutsu shichōron [Geschichte der modernen Kunst, unter besonderer Berücksichtigung der Volkskunst]. Tōkyō: Daitōkaku, 1927. Der Autor erwähnt im Vorwort, dass er sein Buch mit Hilfe von „Gendai no Bijutsu“ von „Schmidt“ verfasst habe. Damit könnte das Buch Paul Ferdinand Schmidt gemeint sein: Die Kunst der Gegenwart. Berlin-Neubabelsberg : Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, 1922.

Ricarda Huch und „Deutsche Romantik: Welt- und Kunstanschauung“ von Oskar Walzel behandelt⁶.

Nach dem Abschluss des japanisch-deutschen Antikominternpaktes vom 25. November 1936 fand ein Kulturaustausch zwischen beiden Ländern statt, in dessen Rahmen auch die Ausstellung *Handzeichnungen deutscher Meister von Dürer bis Menzel* gezeigt wurde.⁷ Dort wurde die Zeichnung von Friedrich „Blick auf den Schlossberg bei Teplitz“ aus dem Besitz des Kupferstichkabinetts in Berlin zum ersten Mal in Japan ausgestellt.⁸ Diese Ausstellung war anlässlich des zehnjährigen Jubiläums des Japanisch-Deutschen Kultur-Instituts in Tōkyō gezeigt worden, das ein Schwesterinstitut des 1926 in Berlin errichteten Japaninstituts war.⁹ In der Ausstellung wurden insgesamt

⁶ Huch, Ricarda: *Blütezeit der Romantik*. 2. Aufl. Japanische Ausg. übers. von Kita Michibumi. Tōkyō: Iwanami shoten, 1933, S. 405–407; Walzel, Oskar: *Deutsche Romantik*. 1. Welt- und Kunstanschauung. 5. Aufl. Japanische Ausg. übers. von Iida Yasushi. Tōkyō: Daïichi shobō, 1935, S. 181–184. Zur japanischer Literatur über C. D. Friedrich sowie die Malerei der Deutschen Romantik vgl. auch Ausst.-Kat.: *Caspar David Friedrich und sein Kreis: Eine Ausstellung aus der Deutschen Demokratischen Republik*. National Museum of Modern Art Tōkyō; Kyōto National Museum, 1978, S. 237–239; Ausst.-Kat., 19seiki doitsu kaiga meisakuten [Meisterwerke deutscher Malerei des 19. Jahrhunderts aus der Nationalgalerie Berlin, Staatliche Museen – Stiftung Preußischer Kulturbesitz]. Hyōgo Prefectural Museum of Modern Art (Kōbe); National Museum of Modern Art Tōkyō, 1985–1986, S. 183–184.

⁷ Die Veranstalter der Ausstellung in Tōkyō waren das Japanisch-deutsche Kultur-Institut und die Tōkyō Asahi Shimbun; die Ausstellung wurde von der Regierung des Deutschen Reichs, dem japanischen Außenministerium und dem japanischen Erziehungsministerium unterstützt. Zu dieser Ausstellung vgl. Ochiai Momoko: *Die Rezeption der deutschen Kunst in Japan: Die Ausstellung „Handzeichnungen deutscher Meister von Dürer bis Menzel“ (1937)*. In: *Jahresblätter für japanische und deutsche Forschung in Japan*. Nr. 3 (2008), S. 51–64.

⁸ Ausst.-Kat., *Handzeichnungen deutscher Meister von Dürer bis Menzel*. Tōkyō: Japanisch-Deutsches Kultur-Institut, 1937, S. 45, Nr. 62. „Der Schlossberg bei Teplitz“ um 1835. Feder und Pinsel mit brauner Tusche, über Bleistift, auf Velinpapier; 24,2 × 35,9 cm. Kupferstichkabinett. Staatliche Museen zu Berlin, Inv. Friedrich SZ 25. Vgl. Ausst.-Kat., *An der Wiege der Romantik: Caspar David Friedrichs Jahreszeiten von 1803*. Berlin: Kupferstichkabinett. Staatliche Museen zu Berlin, 2006, S. 63, Nr. 10.

⁹ Zum Japanisch-Deutschen Kultur-Institut in Tōkyō sowie dem Japaninstitut in Berlin vgl. Friese, Eberhard: *Das Japaninstitut in Berlin (1926–1945): Bemerkungen zu seiner Struktur und Tätigkeit*. In: Ausst.-Kat.: *Du verstehst unsere Herzen gut: Fritz Rumpf (1888–1949) im Spannungsfeld der deutsch-japanischen Kulturbeziehungen*. Berlin: Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin, 1989, S.73–88;

96 Zeichnungen von 42 deutschen Malern vom 16. bis 19. Jahrhundert gezeigt, die von 20 deutschen Museen zur Verfügung gestellt wurden. Durch diese Ausstellung hatte das japanische Publikum zum ersten Mal Gelegenheit, die deutschen klassischen Zeichnungen kennen zu lernen.¹⁰

Zwei Monate nach dieser Ausstellung veröffentlichte der japanische Maler Higashiyama Kaii (1908–1999) einen vierseitigen Artikel über Friedrich und Philipp Otto Runge.¹¹ Darin wurde zum ersten Mal das Leben und die Werke von Friedrich in Japan vorgestellt. Der später sehr bekannte japanische Maler Higashiyama war einer der ersten drei japanischen Stipendiaten des DAAD.¹² Nachdem er 1933 an einem Sprachkurs an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin (heute Humboldt Universität) teilgenommen hatte, studierte er dort Kunstgeschichte.¹³ Darüber hinaus wurde C. D. Friedrich in der während

ders.: Das Verständnis fördern und dem Frieden dienen ... Gründung und Ambiente der Deutsch-Japanischen Kulturinstitute in Berlin (1926) und Tokyo (1927). In: Festschrift zur Einweihung des Gebäudes der ehemaligen japanischen Botschaft in Berlin-Tiergarten am 8. November 1987. Berlin: Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin, 1987, S. 28–44.

¹⁰ Seit der Meiji-Zeit (ab 1868) wurden in Japan vornehmlich französische Gemälde als europäische Kunst vorgestellt. Als „deutsche“ Kunst waren zum Beispiel Albrecht Dürer und die Künstler des deutschen Expressionismus zu sehen. Zwar gab es seit den 1910er Jahren Ausstellungen der deutschen Kunst, aber darin wurde ausschließlich die zeitgenössische Kunst gezeigt. Vgl. Fujii, Hisae: Die Tōkyōer Holzschnitt-Ausstellung *Der Sturm* von 1914. In: Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin (Hrsg.): Berlin-Tōkyō im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin, Springer, 1997, S. 145–152; Sato Yukihiro: Doitsu hyōgenshugi to nihon: shōrai sakuhin o meguru dokyumento [Deutscher Expressionismus und Japan: Dokumente der aus Deutschland geschickten Kunstwerke]. In: Ausst.-Kat.: Kindan hanga no kakumei: Doitsu hyōgenshugi no hangaten [Revolution des modernen Holzschnitts: Ausstellung der Graphiken des deutschen Expressionismus]. Hokkaidō Obihiro Museum of Art, 1994, S. 116–128.

¹¹ Higashiyama Kaii: Doitsu romanha no nikyoshō. Caspar David Friedrich to Otto Runge ni tsuite [Zwei Meister der Deutschen Romantik. Über Caspar David Friedrich und Otto Runge]. In: *Binokuni* 13 (1937), 7, S. 80–83.

¹² Zur Zahl der japanischen DAAD-Stipendiaten von 1934 bis 1938 siehe Der Deutsche Akademische Austauschdienst 1925 bis 1975. Bonn-Bad Godesberg: Deutscher Akademischer Austauschdienst, 1975, S. 174 (DAAD-Forum 7: Studien, Berichte, Materialien).

¹³ Higashiyama Kaii: Der Künstler über sich selbst. In: Ausst.-Kat.: Kaii Higashiyama. Japan. Staatliche Museen zu Berlin; Museum der bildenden Künste zu Leipzig, 1979, S. 9–12, hier bes. S. 9; ders.: Festvortrag im Theater des Westens. In: Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin 1987, *a.a.O.*, S. 24–27, hier bes. S. 25.

der Zweiten Weltkriegs veröffentlichten Literatur über die deutsche Kultur erwähnt.¹⁴ Einem Bericht zufolge hat eine Malerin Gert Lamartine am 18. November 1941 einen Vortrag über C. D. Friedrich gehalten.¹⁵

1945–1978

In Deutschland fand Friedrich nach dem Zweiten Weltkrieg wenig Beachtung, was damit zusammenhing, dass seine Werke von den Nationalsozialisten vereinnahmt worden waren.¹⁶ Seit den 60er Jahren ist das Interesse an dem Maler wieder gestiegen. Auch in Japan wurden schon in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre einige Artikel über Friedrich veröffentlicht. Damals beschäftigten sich vor allem zwei Kunsthistoriker, Takahashi Iwao und Sakazaki Otsurō mit diesem Künstler.¹⁷

In den 70er Jahren erreichte die Friedrich-Forschung ihren Höhepunkt in Deutschland.¹⁸ Anlässlich seines 200. Geburtstags 1974 in Hamburg und Dresden zwei große Ausstellungen gezeigt.¹⁹ 1978

¹⁴ Vgl. z.B. Seckel, Dietrich: Doitsujin no shizen kankaku [Das deutsche Naturgefühl] In: *Nichidoku bunka kōenshū* (Tōkyō, Japanisch-Deutsches Kultur-Institut) 14 (1942), S. 1–17, hier bes. S. 25.

¹⁵ *Nichi-Doku-Bunka* (Zeitschrift für Japanisch-Deutsche Kultur) 2 (1942), 4, S. 171; Miyuki Yasumatsu: Doitsu daisanteikoku ni okeru nichidoku bunka kōryūto nihon bijutsu. In: *Bulletin of Beppu University Graduate School* 9 (2006), S. 37–46, hier bes. 39.

¹⁶ Vgl. dazu Hinz, Berthold: Die Mobilisierung im deutschen Faschismus. In: Werner Hofmann (Hrsg.), a.a.O., S. 56–63; Rautmann, Peter: Romantik im nationalen Korsett: Zur Friedrich-Rezeption am Ende der Weimarer Republik und zur Zeit des Faschismus. In: Wettengl, Kurt (Hrsg.) *Ausst.-Kat.: Caspar David Friedrich: Winterlandschaften*. Dortmund: Museum für Kunst und Kulturgeschichte, 1990, S.33–41.

¹⁷ Vgl. z. B. Takahashi Iwao: Gaka David Friedrich no unmei [Das Schicksal des Malers David Friedrich]. In: *Geijutsu shinbō* 207 (1967), 3, S. 112–119; Sakazaki Otsurō: Friedrich. In: *Sansai* 197 (1966), 3, S. 64–69 (ebenso in: ders: *Chūshō no genryū* [Eine Quelle der Abstraktion]. Tōkyō: Sansaisha, 1968, S. 145–156). Siehe auch Mizue Nr. 770 (März 1969), S. 1–31. Heute ist Takahashi als Rudolf-Steiner-Forscher bekannt.

¹⁸ In den 70er Jahren wurde auch wichtige Literatur über Friedrich (s. Anm. 2) publiziert.

¹⁹ *Ausst.-Kat.: Caspar David Friedrich 1774–1840*. Hamburger Kunsthalle, 1974; *Ausst.-Kat.: Caspar David Friedrich und sein Kreis*. Dresden, Gemäldegalerie

gab es eine große Retrospektive *Caspar David Friedrich und sein Kreis* auch in Tōkyō und Kyōto veranstaltet.²⁰ Neben Werken von Carl Blechen (1789–1869), Carl Gustav Carus (1789–1865) und Johan Christian Dahl (1788–1857) konnte man insgesamt 30 Gemälde und 22 Zeichnungen von Friedrich sehen, darunter seine wichtigsten Gemälde „Der Tetschener Altar“, „Das große Gehege“ und „Die Lebensstufen“. Diese Ausstellung erregte beim japanischen Publikum großes Interesse dem deutschen Maler. Die Exponate wurden von der DDR, der Sowjetunion sowie der Tschechoslowakei ausgeliehen.²¹ Bis heute ist diese Retrospektive die größte Ausstellung von Friedrich sowie über die Malerei der deutschen Romantik in Japan.

1978–2000

Nach der Friedrich-Ausstellung in Tōkyō und Kyōto erschienen viele japanische Bücher über Friedrich sowie die Malerei der Romantik, einige davon von japanischen Kunsthistorikern verfasst.²² Außerdem erschienen viele japanische Übersetzungen deutscher Literatur über Friedrich und die Malerei der Romantik, darunter zum Beispiel „Caspar David Friedrich“ von Herbert von Einem.²³ Ferner fanden

Neue Meister, 1974–75. Ausst.-Kat.: Caspar David Friedrich 1774–1840: Romantic Landscape Painting in Dresden. London, Tate Gallery, 1972.

²⁰ Ausst.-Kat.: Caspar David Friedrich und sein Kreis: Eine Ausstellung aus der Deutschen Demokratischen Republik. National Museum of Modern Art Tōkyō; Kyōto National Museum, 1978. Der Katalog enthält zwei Aufsätze: „Caspar David Friedrich und sein Kreis“ von Hans Joachim Neidhardt; „Caspar David Friedrich: Struktur der Perspektive und die Gestaltung des poetischen Geistes“ von Imamichi Tomonobu. Veranstalter waren das National Museum of Modern Art Tōkyō, das Kyōto National Museum, die Zeitung Nihon Keizai Shimbun sowie die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. Die Ausstellung wurde unterstützt vom Außenministerium Japans, dem Staatssekretariat für kulturelle Angelegenheiten Japans, dem Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der DDR und dem Ministerium für Kultur der DDR.

²¹ Fünf Jahre vorher, 1973, hatten Japan und die DDR diplomatische Beziehung aufgenommen.

²² Senzoku Nobuyuki: Romanshugi geijutsu: Friedrich to sono keifu [Die Kunst der Romantik. Friedrich und seine Schule]. Tōkyō: Bijutsu shuppansha, 1978; Fujinawa Chigusa (Hrsg.): Doitsu romanha gashū [Malerei der deutschen Romantik]. Tōkyō: Kokusho kankōkai, 1985 (Doitsu romanha zenshū, Bessatsu); Ohara Mayumi (Hrsg.): Friedrich. Tōkyō: Asahi Shimbunsha, 1996 (Asahi bijutsukan, Seiyōhen 4).

²³ Von Einem, Herbert: Deutsche Malerei des Klassizismus und der Romantik.

einige Ausstellungen über die deutsche romantische Malerei in verschiedenen Städten in Japan statt.²⁴

Nun beschäftigten sich auch japanische Kunsthistoriker mit dem deutschen Maler. Im Jahre 1983 hat mit Ohara Mayumi erstmals eine Japanerin mit ihrer Dissertation „Demut, Individualität, Gefühl. Betrachtungen über C. D. Friedrichs kunsttheoretische Schriften und ihre Entstehungsumstände“ an der FU Berlin promoviert.²⁵ In Japan gibt es auch Untersuchungen zu Friedrich und die deutsche Philosophie und Ästhetik.

2000 bis heute

Am 2. Dezember 2001 wurde die alte Nationalgalerie Berlin wieder eröffnet, wo nun die in Berlin befindlichen Friedrich-Werke einschließlich der bis dahin in der Galerie der Romantik im Schloss Charlottenburg gezeigten Gemälde ausgestellt werden. 2006 gab es

1760 bis 1840. München: C. H. Beck, 1978. Japanische Ausg. übers. von Kambayashi Tsunemichi, Muto Michio. Tōkyō: Iwasaki bijutsusha, 1984; Neidhardt, Hans Joachim: Die Malerei der Romantik in Dresden. Leipzig: E. A. Seemann, 1976. Japanische Ausg. übers. von Sagara Kenichi. Tōkyō: Kōdansha, 1984; Von Einem, Herbert: Caspar David Friedrich. 3. Aufl. Berlin: Konrad Lemmer, 1950. Japanische Ausg. übers. von Fujinawa Chigusa. Tōkyō: Takashina shoten, 1991; Fiege, Gertrud: Caspar David Friedrich in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1977. Japanische Ausg. übers. von Matsushita Yuko. Tōkyō: Parco publishing, 1994; Rautmann, Peter: Das Eismeer: durch Tod zu neuem Leben. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch, 1991. Japanische Ausg. übers. von Hasegawa Yoshiko. Tōkyō: Sangensha, 2000.

²⁴ Ausst.-Kat., 19seiki doitsu kaiga meisakuten [Meisterwerke deutscher Malerei des 19. Jahrhunderts aus der Nationalgalerie Berlin – Staatliche Museen Stiftung Preußischer Kulturbesitz]. Hyōgo Prefectural Museum of Modern Art (Kōbe); National Museum of Modern Art Tōkyō, 1985–1986; Ausst.-Kat., Doitsu romanha kaigaten: Friedrich kara Böcklin made [Deutsche Malerei im Zeitalter der Romantik, von Friedrich zu Böcklin; Kunstmuseum Düsseldorf]. Navio Museum (Ōsaka); Asahikawa Museum of Art; Fukui Fine Arts Museum u. a., 1989–90; Ausst.-Kat.: Doitsu romanha kaigaten [Deutsche Malerei im Zeitalter der Romantik : Werke aus dem Besitz des Museums der bildenden Künste Leipzig und des Wallraf-Richartz-Museums Köln]. Kumamoto Prefectural Museum of Art; Shizuoka Prefectural Museum of Art u. a. 1998.

²⁵ Ohara Mayumi: Demut, Individualität, Gefühl. Betrachtungen über C. D. Friedrichs kunsttheoretische Schriften und ihre Entstehungsumstände. Berlin: Freie Universität Berlin, Diss., 1983.

eine große Friedrich-Retrospektive in Essen und Hamburg, wodurch man wieder auf diesen Maler aufmerksam wurde.²⁶

2005 gab es in Japan anlässlich von „Deutschland in Japan 2005–2006“ zwei große Ausstellungen, in denen insgesamt sechs Friedrich-Werke gezeigt wurden. In der Ausstellung *Meisterwerke von der Museumsinsel, Berlin* wurden drei Friedrich-Gemälde, „Frau am Fenster“, „Einsamer Baum“ und „Mondaufgang am Meer“ gezeigt.²⁷ Drei weitere Friedrich-Gemälde „Hünengrab im Schnee“, „Ausblick ins Elbtal“ und „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“ waren in der Ausstellung *Dresden-Spiegel der Welt: Die staatlichen Kunstsammlungen Dresden in Japan* zu sehen.²⁸ Ferner haben zwei Japanerinnen vor kurzem ihre Doktorarbeiten über Friedrich in Japan und Deutschland veröffentlicht²⁹ und zwei japanische Essays über den deutschen Maler wurden publiziert.³⁰ Neben Friedrich wurden auch andere deutsche Maler der Romantik, vor allem Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872), in Japan vorgestellt.³¹ 2009 wurden in Dresden und Berlin

²⁶ Ausst.-Kat.: Caspar David Friedrich: die Erfindung der Romantik. Museum Folkwang; Hamburger Kunsthalle, 2006; s. a. Hofmann, Werner: Caspar David Friedrich: Naturwirklichkeit und Kunstwahrheit. München: C. H. Beck, 2000; Busch, Werner: Caspar David Friedrich: Ästhetik und Religion. München: C. H. Beck, 2003.

²⁷ Ausst.-Kat., Berlinno shihōten [engl. Masterpieces of the Museum Island, Berlin: Visions of the Divine in Sanctuary of Art]. Tōkyō: Tōkyō National Museum; Kōbe: Kōbe City Museum, 2005.

²⁸ Ausst.-Kat.: Dresden kokuritsu bijutsukanten: Sekai no kagami [Dresden – Spiegel der Welt. Die staatlichen Kunstsammlungen Dresden in Japan]. Tōkyō, National Museum of Western Art; Kōbe, Hyōgo Prefectural Museum of Art, 2005.

²⁹ Nakama. Yuko: C. D. Friedrich „Gakano atoriekara no nagame“: Shikakuto shikō no kindai [C. D. Friedrichs „Blick aus dem Atelier des Künstlers“]. Tōkyō: Sangensha, 2007 (zugl.: Osaka University, Diss., 2006); Sugiyama Akene: Wanderer unter dem Regenbogen: Die Rückenfigur Caspar David Friedrichs. Berlin: Freie Universität Berlin, Diss., 2007.

³⁰ Shinpo Yuji. Friedrich: Sūkō no aria.[Caspar David Friedrich: Die Arie des Erhabenen]. Tōkyō: Kadokawa gakugei shuppan publishing, 2008; Ogawara, Yoko. Friedrich e no tabi. [Eine Reise zu Friedrich]. Tōkyō: Kadokawa gakugei shuppan publishing, 2009.

³¹ Ausst.Kat.: Doitsu romanshugi no fūkei sobyō. Dresden hangasobyōkan shozō [Deutsche Landschaftszeichnungen der Romantik aus dem Kupferstichkabinett Dresden]. Tōkyō: National Museum of Western Art, 2003.

Bilder eines Freundes von Friedrich, Carl Gustav Carus, gezeigt.³² Die japanische Übersetzung von „Neun Briefe über Landschaftsmalerei“ (1831) von Carus wurde 2006 publiziert.³³

4. Schluss

Heute ist Caspar David Friedrich einer der berühmtesten deutschen Maler in Japan, aber vor 80 Jahren war er noch kaum bekannt. Sein Name findet sich seit den 1920er Jahren in einigen japanischen Büchern über Kunstgeschichte und deutsche Romantik. 1937 wurde eine Zeichnung von Friedrich erstmals in Japan ausgestellt und ein erster Beitrag über Friedrich wurde von Higashiyama Kaii veröffentlicht. In den 70er Jahren erreichte die Friedrich-Forschung in Deutschland ihren Höhepunkt. Neben London, Hamburg und Dresden wurde 1978 auch in Tōkyō und Kyōto eine große Friedrich-Ausstellung gezeigt, die beim japanischen Publikum großes Interesse für den Maler weckte. Seit den 80er Jahren sind viele japanische Bücher über Friedrich sowie die Malerei der Romantik erschienen. 2005 wurden sechs Friedrich-Gemälde anlässlich von „Deutschland in Japan 2005–2006“ in Japan gezeigt. Caspar David Friedrich genießt in Japan große Popularität. Ein Grund dafür könnte die japanische Naturauffassung sein³⁴, aber ein genauer Vergleich zu diesem Aspekt steht noch aus.

³² Ausst.-Kat.: Carl Gustav Carus: Natur und Idee. Dresden: Gemäldegalerie Alte Meister; Berlin: Alte Nationalgalerie, 2009.

³³ Kambayashi Tsunemichi; Nakama Yuko (Hrsg.): Doitsu romanha fūkeigaron [Landschaftstheorie der Deutschen Romantik]. Tōkyō: Sangensha, 2006. Vgl. auch Kambayashi Tsunemichi: Doitsu romanha no geijutsuron: C. G. Carus no fūkeigaron no kenkyū [Kunsttheorie der Deutschen Romantik: Eine Untersuchung von „Neun Briefe über Landschaftsmalerei“ von Carl Gustav Carus]. 1986 (Report of Grant-in-Aid for Scientific Research 1984–85).

³⁴ Hans Joachim Neidhardt, der 1978 zur Friedrich-Ausstellung als Kustos der Gemäldegalerie Neue Meister Dresden nach Japan kam, verglich in einem Beitrag Friedrichs Landschaften mit dem japanischen Naturgefühl hinsichtlich. Neidhardt, Hans Joachim: Friedrich und Japan: Gedanken zur japanischen Naturauffassung anlässlich einer Ausstellung romantischer Malerei in Tōkyō und Kyōto. In: *Dresdener Kunstblätter* 22 (1978), S. 109–115. Siehe auch Kambayashi Tsunemichi: Über die Seinserfahrung in der Tuschemalerei und die künstlerische Naturauffassung in Ost und West. In: McCormick, Peter J. (Hrsg.): *The Reasons of Art: Artworks and the Transformations of Philosophy*. University of Ottawa Press, S. 56–61 (Philosophica 30).

Hölderlins Gedicht *Hälfte des Lebens* – Versuch einer Analyse nach der neurologischen Theorie von António R. Damásio

ONODERA Kenichi
 Freie Universität Berlin
 Waseda Universität, Tōkyō

Lyrik wird im Allgemeinen als ein Mittel betrachtet, subjektive Gefühle und spontane Gedanken auszudrücken. Bei der Interpretation bzw. Analyse von lyrischen Werken werden die sensorischen und die intellektuellen Momente nicht präzise getrennt behandelt. Das heißt Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen Gefühlen und Gedanken, die in solchen Texten zum Ausdruck kommen, werden meist nicht problematisiert. Ein Grund hierfür ist u. a. die Eigenschaft des Gedichts, beidem in einer Form Ausdruck zu verleihen. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, dass Gefühle und spontane Gedanken nur schwer begrifflich zu fassen sind und es daher bis heute kein Kriterium gibt, sie in einem Gedicht voneinander abzuheben. In der neurologischen Forschung wird jedoch gerade in den letzten Jahren an der neurobiologischen Grundlage für die Klassifikation von Emotion, Gefühl und den verschiedenen Ebenen des Bewusstseins gearbeitet. So weist etwa Antonio R. Damasio Zusammenhänge dieser drei Kategorien aus der Perspektive der Neurologie hypothetisch auf. Lassen sich mit Hilfe seiner neurologischen Theoreme auch für die Interpretation lyrischer Texte neue Möglichkeiten erschließen?

Im Folgenden wird unter Berücksichtigung von Kants Theorie über die ästhetische Erfahrung in der „Kritik der Urteilskraft“ (1790) der Versuch einer Anwendung von Theoremen der neurologischen Affektforschung auf die Analyse lyrischer Texte am Beispiel von Friedrich Hölderlins Gedicht *Hälfte des Lebens*¹ unternommen. Die Wahl des Textes erfolgt v. a. aus zwei Gründen. Zum einen übernimmt Hölderlin bei der Entwicklung seiner Poetik zentrale Ideen von

¹ Hölderlin vollendete *Hälfte des Lebens* im Herbst 1803 und veröffentlichte das Gedicht 1804 im Taschenbuch für das Jahr 1805. Der Liebe und Freundschaft gewidmet bei Friedrich WILMANS.

Spinozas „Ethik in geometrischer Ordnung“ (1677). Es ist anzunehmen, dass Hölderlin auch in seiner Dichtung die Affektlehre Spinozas berücksichtigt hat. Zudem beruft sich Damasio bei der philosophischen Begründung seiner neurologischen Theorie auf diesen Philosophen. Es liegt also nahe, einmal unter diesem Aspekt den Blick auf Hölderlins Werk zu richten. Damit stützt sich die vorliegende Arbeit auch auf die Erkenntnis des Neurologen Detlef B. Linke, Hölderlins philosophische Untersuchung der menschlichen kognitiv-emotionalen Fähigkeiten und ihre poetische Darstellung werde durch die gegenwärtige Gehirnforschung bestätigt.²

1. Emotion und Gefühl. Ihre Funktion als *conatus*

Wie bereits erwähnt, wird im Bereich der Neurologie zurzeit eine klare Differenzierung zwischen den bislang gewöhnlich fast synonym verwendeten Begriffen „Emotion“ und „Gefühl“ gefordert.³ So betrachtet Damasio das Wesen der Emotion als

“[...] the collection of changes in body state that are induced in myriad organs by nerve cell terminals, under the control of a dedicated brain system, which is responding to the content of thoughts relative to particular entity or event.”⁴

Eine Emotion besteht demnach aus einer Reihe von Veränderungen des Körperzustandes, welche durch eine komplexe Ansammlung von ein charakteristisches Muster bildenden chemischen und neuronalen Reaktionen hervorgerufen wird.⁵ Diese Reaktionen resultieren automatisch aus einem durch das Gehirn wahrgenommenen “emotionally competent stimulus,”⁶ nämlich einem Gegenstand bzw. einem Ereignis in der Vergangenheit oder Gegenwart. Kein bewusstes Selbst, sondern eine Reihe neuronaler Schaltkreise bestimmen dabei die

² LINKE, Detlef B.: Hölderlin als Hirnforscher. Frankfurt am Main 2005.

³ Der Begriff „Affekt“ wird im Folgenden als Oberbegriff für Emotionen und Gefühle verwendet. Vergleiche hierzu auch die Definition von Damasio in: DAMASIO, R. Antonio: Looking for Spinoza. Joy, Sorrow, and the Feeling Brain. London 2004, S. 133.

⁴ DAMASIO, R. Antonio: Descartes' Error. Emotion, Reason, and the Human Brain. New York 1994, S. 139.

⁵ Siehe auch DAMASIO: Looking for Spinoza, a. a. O., S. 53.

⁶ Ibid.

Reaktionsweise des Körpers.

Das Gefühl hingegen manifestiert sich in der sinnlichen Wahrnehmung des Körpers in einer bestimmten Verfassung.⁷ Dabei wird vorausgesetzt, dass die neuronalen Signale aus den Viscera, den Muskeln sowie den Gelenken und Neurotransmitter-Kernen, die während des emotionalen Prozesses aktiviert werden, bestimmte subkortikale Kerngebiete und die Großhirnrinde erreichen.⁸ Außer den Nervensignalen charakterisieren auch endokrine und andere chemische Signale, welche die Verarbeitung der Nervensignale modifizieren, die momentane „Körperlandschaft“.⁹ Dadurch konstruiert das Gehirn in „body-sensing brain regions“¹⁰ jene neuronalen „Karten“ von Körperveränderungen, die dann zu Vorstellungsbildern werden, welche die Inhalte der Gefühle ausmachen.

Des Weiteren unterscheidet Damasio von diesem unbewusst repräsentierten Gefühlszustand, an dem Emotionen sowie verschiedene homöostatische Reaktionen mitwirken,¹¹ einen weiteren, den bewussten Zustand. Dieser basiert auf dem Bewusstsein von der Beziehung zwischen dem Organismus und der Ursache von Veränderungen seines Körperzustandes. Das Bewusstsein ist die notwendige Grundlage nicht nur von “a correlation of the ongoing representation of the body with the neural representations constituting the self,”¹² sondern auch dafür, dass Gefühle vollständig und andauernd wirken können.

Damasio übernimmt zur Bezeichnung des emotionalen Antriebs, den Organismus zwecks Selbsterhaltung auf Einflüsse spontan reagieren zu lassen, einen Terminus Spinozas, *conatus*. Der Inhalt dieses Begriffs, den Spinoza vor allem im siebten und achten Lehrsatz des dritten Teil der Ethik verwendet, ist das „Streben, mit dem jedes Ding in seinem Sein zu verharren strebt.“¹³ Auch bei Damasio wird *conatus* als “the aggregate of disposition laid down in

⁷ Ibid., S. 85.

⁸ Siehe DAMASIO: Descartes' Error, a. a. O., S. 145.

⁹ Ibid., S. 144.

¹⁰ DAMASIO: Looking for Spinoza, a. a. O., S. 65. Zu diesen Regionen zählt er vor allem den Gyrus cinguli, die Insel, das SII, den Hypothalamus und mehrere Kerne im Tegmentum des Hirnstamms. Siehe S. 96.

¹¹ Siehe DAMASIO: Looking for Spinoza, a. a. O., S. 85.

¹² DAMASIO: Descartes' error, a. a. O., S. 147.

¹³ SPINOZA, Baruch de: Ethik in geometrischer Ordnung dargestellt. In: Ders.: Sämtliche Werke. Band 2. Neu übersetzt, herausgegeben, mit einer Einleitung versehen von Wolfgang Bartuschat. Lateinisch – Deutsch. Hamburg 2007, S. 239.

brain circuitry that, once engaged by internal or environmental conditions, seeks both survival and well-being”¹⁴ definiert. Darüber hinaus werden auch die Gefühle zu den Aktivitäten des *conatus* gerechnet. Er beruft sich dabei vor allem auf Spinozas Bestimmung im achtzehnten Lehrsatz des vierten Teils der Ethik. Demnach ist „die Grundlage von Tugend“ „genau dieses Streben [*conatus* O. K.], das eigene Sein zu erhalten.“¹⁵ Damit begründet dieser Gehirnforscher seine These, das Gefühl sei eine Erweiterung des emotionalen Bestrebens zur Selbsterhaltung, da es durch friedliche Übereinkunft mit anderen eine Sicherung des eigenen Überlebens und Wohlergehens ermögliche.¹⁶

Indem sich das Individuum der Beziehung zwischen bestimmten Objekten und Emotionen bewusst wird, kann es bewusst danach trachten, eigene automatische Emotionen zu kontrollieren.¹⁷ Dies bedeutet, dass ein nicht automatisch urteilender und bewusster Akt die emotionalen Reaktionen von den auslösenden Objekten trennt. Nach Damasio versucht jedes Individuum, “[...] to shape our natural emotional responses and bring them in line with the requirements of a given culture.”¹⁸ Natürlich müssten die Emotionen im Gefühl eines bewussten Subjekts zum Ausdruck kommen, damit dieses über seine durch Affekte ausgelösten Verhaltensweisen im gesellschaftlichen Kontext reflektieren könne. Dies helfe ihm, sein Verhalten zu regulieren bzw. die Art und Weise seines Handelns im Voraus zu bestimmen. Das Gefühl ermöglicht es demnach, den Prozess der Selbsterhaltung in der Gesellschaft effektiver und rationaler zu gestalten.

2. Die Aporie des Versuchs, den ursprünglichen Zustand des Organismus darzustellen

Hölderlins theoretisches Oeuvre weist eine eigene Terminologie der Affekttheorie auf, welche zu einem Vergleich mit den von Damasio verwendeten Begriffen geradezu herausfordert. Dort wird den Emotionen u. a. die Funktion des Selbsterhaltungstriebes zugeschrieben. Diese Facette zeigt sich auf ähnliche Weise in Hölderlins Begriff

¹⁴ DAMASIO: Looking for Spinoza, a. a. O., S. 36.

¹⁵ SPINOZA: Ethik, a. a. O., S. 411.

¹⁶ Siehe DAMASIO: Looking for Spinoza, a. a. O., S. 170

¹⁷ Ibid., S. 52.

¹⁸ Ibid., S. 54.

„Bestrebung“, seiner Übersetzung von Spinozas *conatus*.¹⁹ Das Konzept des *conatus* wird neben „Gefühl“ und „intellektueller Anschauung“ zum Hauptgegenstand von Hölderlins Poetologie.²⁰ Hölderlin unterscheidet zwischen Gefühl und Bestrebungen im Sinn von Emotionen, deren Funktion hauptsächlich jener Selbsterhaltungstrieb sei, der den Organismus auf Einflüsse spontan reagieren lasse.

Als „Dichtart“ der Bestrebungen wird von Hölderlin das Epische charakterisiert, das in seinem dreiteiligen poetischen System an zentraler Stelle steht.²¹ Dem Epischen zur Seite stehen das Lyrische als die Dichtart des Gefühls und das Tragische als die der intellektuellen Anschauung, welche für ihn das Vermögen des Menschen zur Auffassung des letzten ontologischen Grundes ist, der jenseits aller kognitiven Fähigkeiten des Menschen existiert. Die Bestrebungen wiederum sind zwischen dem Gefühl und der intellektuellen Anschauung platziert und gehen so in dem von Hölderlin entworfenen menschlichen Bewusstseinssystem dem Gefühl voran. Hölderlin arbeitet also bereits am Ende des 18. Jahrhunderts einen Unterschied zwischen Gefühl und Emotion heraus. Der wesentliche Unterschied zwischen Hölderlins Affekttheorie und der modernen neurologischen Konzeption besteht lediglich darin, dass Hölderlin das *conatus* auf den Bereich der Emotion begrenzt, während Damasio unter Berücksichtigung der oben zitierten Aussage Spinozas auch die Gefühle zu den

¹⁹ Zur Interpretation der „Bestrebungen“ bei Hölderlin im Sinne von Spinozas *conatus* siehe WEGENAST, Margarethe: Hölderlins Spinoza-Rezeption und ihre Bedeutung für die Konzeption des »Hyperion«. Tübingen 1990, S. 57. Bereits in Hölderlins Exzerpt aus Jakobis Spinoza-Buch (1791) ist der Einfluss des Spinozismus deutlich zu sehen. Siehe HÖLDERLIN, Friedrich: Zu Jakobis Briefen über die Lehre des Spinoza. In: Ders.: Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe. Band 4. Hg. von Friedrich Beißner. Stuttgart 1961, S. 207–210. Zitate aus dieser Ausgabe werden hier mit dem Kürzel StA sowie der Band- und Seitennummer angegeben. Vgl. zur Spinoza-Rezeption durch Hölderlin auch MIETH, Günter: Einige Thesen zu Hölderlins Spinoza-Rezeption. In: Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturtheorie 7, 1978, S. 175–180; REISINGER, Peter: Hölderlin zwischen Fichte und Spinoza. Der Weg zu Hegel. In: Poetische Autonomie? Zur Wechselwirkung von Dichtung und Philosophie in der Epoche Goethes und Hölderlins. Hg. von Helmut Bachmaier und Thomas Rentsch. Stuttgart 1987, S. 15–69; WEGENAST, Margarethe: Markstein Spinoza. Schönheit als „Nahme deß, das Eins ist und Alles“. In: Neue Wege zu Hölderlin. Hg. von Uwe Beyer. Würzburg 1994, S. 361–385.

²⁰ Siehe HÖLDERLIN: Über den Unterschied der Dichtarten, StA 4, S. 266–272, hier S. 266.

²¹ Ibid.

Aktivitäten des *conatus* zählt.

Hölderlins Poetologie ist ein Versuch, die inneren Zustände, die den eigentlichen Gegenstand der Lyrik bilden, nicht nur genau zu klassifizieren, sondern auch in jeweils angemessener Form darzustellen. Ein Mittel zur Klassifizierung ist die Hervorhebung eines Unterschieds zwischen Gefühlen und Emotionen sowie die Erkenntnis eines ursprünglichen Zustands des Organismus, der den beiden Affektformen vorangeht. Diesen ursprünglichen Zustand bezeichnet Hölderlin in seiner fragmentarischen Schrift *Urtheil und Seyn* (1795) als das „Sein schlechthin“ bzw. das „Ur-Ich“,²² in welchem Subjekt und Objekt noch nicht getrennt sind. Hölderlins Ur-Ich, das jenseits jeder sowohl sinnlichen als auch geistigen Auffassung liegt, entspricht in der modernen Neurologie dem Terminus „Proto-Selbst“.

Damasio geht davon aus, dass das Proto-Selbst aus den neuronalen Mustern, die ohne Unterbrechung den Zustand der physischen Struktur des Organismus abbilden, entsteht.²³ Das Proto-Selbst ist ein Produkt der Interaktion von neuronalen und chemischen Signalen zwischen einer Reihe von Gehirnregionen. Diese Signale stellen den Zustand der physischen Struktur, die einen „state of the internal milieu, viscera, vestibular system, and musculoskeletal frame“²⁴ bezeichnet, dar. Das Proto-Selbst liegt vor der Bewusstseinsbildung und verfügt somit über kein Erkenntnisvermögen. Das Bewusstsein entsteht erst dann als „Kernbewusstsein“, wenn eine kausale Beziehung zwischen dem in Veränderung begriffenen Proto-Selbst und der sensomotorischen „Karte“, die sich auf die Auslöser der Veränderung bezieht, innerlich und „wortlos“ mitgeteilt wird. Aus diesem Prozess, an dem augenscheinlich Emotionen großen Anteil haben, resultieren das „enhancement of the image of the causative object“²⁵ und die vage Empfindung eines „Wissens“, die das Wesen des „Kernselbst“ ausmacht.

Um den Unterschied zwischen dem temporären Kernbewusstsein und dem Bewusstsein herauszuarbeiten, schlägt Damasio vor, die herkömmliche Bezeichnung „Bewusstsein“, das als post-sprachliches Phänomen bezeichnet wird,²⁶ durch den Begriff „erweitertes Bewusst-

²² HÖLDERLIN: *Urtheil und Seyn*, StA 4, S. 216f.

²³ DAMASIO, R. Antonio: *The Feeling of What Happens. Body and Emotion in the Making of Consciousness*. Orlando u. a. 2000, S. 154.

²⁴ *Ibid.*, S. 170.

²⁵ *Ibid.*, S. 171.

²⁶ *Ibid.*, S. 188.

sein“ zu ersetzen. Das erweiterte Bewusstsein entsteht, wenn vor Augen stehende bestimmte Objekte und Gegenstände der personalen Geschichte den Puls des Kernbewusstseins hervorbringen. Dabei wird vorausgesetzt, dass die Lebenserfahrungen, die in der Vergangenheit vom Kernbewusstsein wahrgenommen und im Gehirn gespeichert sind, stets erinnert und zusammen mit der aktuellen Wahrnehmung neuer Objekte ins Kernbewusstsein einbezogen werden.²⁷ Aus diesem unablässigen Erinnern der personalen Geschichte wird die Empfindung eines „autobiographischen Selbst“, von der das erweiterte Bewusstsein abhängt, hervorgerufen. Dieses Bewusstsein eines höheren Standorts, das dem Organismus die Idee seiner Identität gewährleistet, ermöglicht es diesem, immer komplexere Aspekte der physischen und sozialen Umwelt zu erfassen und in Verbindung mit dem Wissen um eine lebendige Vergangenheit und eine antizipierte Zukunft sein Verhalten aus der individuellen Perspektive zu bestimmen.

Das erweiterte Bewusstsein verleiht somit dem Organismus einen Überblick über vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zustände, wogegen das Kernbewusstsein immer von einem kurzfristigen inneren Zustand, der sich jederzeit ändern kann, abhängig ist. Unter Mitwirkung des erweiterten Bewusstseins zeigt auch das Gefühl seine Funktion als ein Vermögen zur Selbsterhaltung. Während das Kernbewusstsein lediglich die Grundlage für das affektive „Wissen“ bildet, ist das Gefühl notwendig für eine kritische Auseinandersetzung mit den eigenen Affekten:

“In individuals who also have an autobiographical self—the sense of personal past and anticipated future also known as extended consciousness—the state of feeling prompts the brain to process emotion-related objects and situation saliently. The appraisal process that led to the isolation of the object and the onset of the emotion can be revisited and analyzed as need. Moreover, conscious feelings also call attention to the consequences of situation[...]. Occurring in an autobiographical setting, feelings generate a concern for the individual experiencing them. The past, the now, and the anticipated future are given the appropriate salencies and a better chance to influence the reasoning and decision-making process.”²⁸

²⁷ Ibid., S. 197f.

²⁸ DAMASIO: Looking for Spinoza, a. a. O., S. 177f.

Sowohl das Kernselbst als auch das autobiographische Selbst werden bereits von Hölderlin unterschieden. Er bezeichnet den Moment der Entstehung des Kernselbst als den Moment der „[t]heoretischen Urteilung“, in dem ein „unmittelbares Bewusstsein“ im Sinne des Kernbewusstseins dem Ich als Objekt gegenübersteht.²⁹ Dagegen ist das Ich in der „praktischen Urteilung“ dem „Nichtich“ entgegengesetzt.³⁰ Dies heißt, dass das „mittelbare Bewusstsein“³¹ von seinem höheren Standort aus das Ich als das autobiographische Selbst erfasst, das in moralischer Hinsicht über seine Handlungen reflektieren kann und somit bewusst auf seine Objekte (=Nicht-Ich) reagiert. Der Unterschied zwischen dem Kernbewusstsein und dem erweiterten Bewusstsein erscheint hier als eine Differenz, durch die das mittelbare Bewusstsein von dem unmittelbaren unterschieden wird. Das mittelbare Bewusstsein, dem das unmittelbare Bewusstsein vorhergeht, kann mit Damasio's Begriff des erweiterten Bewusstseins gleichgesetzt werden.

Des Weiteren stimmen Hölderlin und Damasio darin überein, dass man sich des Ur-Ich bzw. des Proto-Selbst nicht bewusst werden kann. Das einzige Vermögen zur Erfassung des Ur-Ichs, welches nicht als Gegenstand des Bewusstseins, sondern nur als dessen außerbegrifflicher ontologischer Grund denkbar ist, sieht Hölderlin auch hier in der „intellectualen Anschauung“.³² Durch die Verwendung dieser Terminologie unterstreicht Hölderlin die Unmöglichkeit einer direkten Auffassung des Ur-Ichs durch das menschliche Erkenntnisvermögen.³³

Wenn das Ur-Ich nicht einmal zum Objekt der Erkenntnis werden kann, geschweige denn zum Gegenstand künstlerischer Darstellung, dann erscheint dessen Außerbegrifflichkeit als Aporie, insbesondere wenn die innere Situation des Subjekts in die drei Kategorien „Gefühl“, „Emotion“ und „Ur-Ich“ geteilt werden. Auch wenn nach dieser theoretischen Betrachtung von einer Aporie ausgegangen wird, so schließt dies nicht die Möglichkeit eines Versuches durch den

²⁹ HÖLDERLIN: Urtheil und Seyn, StA 4, S. 216.

³⁰ Ibid.

³¹ Ibid.

³² Ibid.

³³ Die Substanz verweist also sowohl bei Hölderlin als auch bei Spinoza auf die universale immanente Kausalität als die Quelle des Denkens. Vgl. dazu WEGENAST: Hölderlins Spinoza-Rezeption, a. a. O., S. 35–88.

Dichter aus, diese trotzdem in Worte zu fassen. Im Folgenden wird vor allem die Weise des Ausdrucks von Emotionen und Gefühlen in Hölderlins Gedicht *Hälfte des Lebens* untersucht, um aufzuzeigen, dass hier konsequent darauf hingearbeitet wird, alle drei Zustände des Organismus poetisch zur Darstellung zu bringen.

3. Zur Darstellung von Emotionen und Gefühlen in *Hälfte des Lebens*

Das um 1800 entstandene Gedicht *Hälfte des Lebens* weist im Unterschied zu den im selben Zeitraum entstandenen Elegien, Oden und hymnischen Gedichten eine schlicht aufgebaute Gegensatzkonstruktion zweier verschiedener Szenerien auf. Es enthält auf den ersten Blick weder die für Hölderlin typischen komplizierten mythologischen Anspielungen noch ein anspruchsvolles, komplett antikes Silbenmaß.³⁴ Das in dieser Hinsicht schlicht wirkende Gedicht erlaubt eine präzise Analyse des Entfaltungsprozesses von Emotionen und Gefühlen beim lyrischen Subjekt. Das Ich konzentriert sich hier ausschließlich auf sein eigenes Leben und stellt die Veränderungen seiner inneren Situation dar, eine Tatsache, die dem Text laut literaturwissenschaftlicher Definition lyrischen Charakter schlechthin verleiht.³⁵

Unter der Voraussetzung einer Identifikation der Weltvorstellung des lyrischen Ichs mit der Selbstauffassung des Autors wird *Hälfte des Lebens* daher häufig als Hölderlins eigene Reflexion über sein verloren gegangenes kreatives Sprachvermögen gedeutet.³⁶ Peter Szondi betrachtet *Hälfte des Lebens* als ein Zeugnis für das Scheitern des

³⁴ Winfried MENNINGHAUS widerspricht dieser oberflächlichen Annahme und weist darauf hin, dass auch *Hälfte des Lebens* mythologische Anspielungen enthält. So spielt das Gedicht an einigen Stellen auf den göttlichen Jüngling Adonis an, indem das fünfsilbige metrische Schema Adonius, welches das sapphische Odenmaß abschließt, verwendet wird. Siehe MENNINGHAUS, Winfried: *Hälfte des Lebens. Versuch über Hölderlins Poetik*. Frankfurt am Main 2005, insbesondere S. 19–32.

³⁵ Zur detaillierten Erörterung der Bedeutung des „Innen“ beim lyrischen Ich siehe STAIGER, Emil: *Grundbegriffe der Poetik*. Sechste Auflage. Zürich und Freiburg i. Br., 1963, S. 59–69.

³⁶ In diesem Fall liegt der analytische Fokus auf der Dichter/Schwan-Metapher, auch wenn eine direkte Gleichsetzung der Schwäne mit dem lyrischen Ich vermieden wird. Siehe zu dieser Thematik JAKOB Michael: »Schwanengefahr«. *Das lyrische Ich im Zeichen des Schwans*. München/Wien 2000, S. 240–268; MENNINGHAUS: *Hälfte des Lebens*, a. a. O, S. 48–62; SCHMIDT, Jochen: *Sobria ebrietas. Hölderlins „Hälfte des Lebens“*. In: *Hölderlin-Jahrbuch 23 (1982/83)*, S. 182–190.

Hymnischen bei Hölderlin, der sich damals noch von allzu Persönlichem, das dem hymnischen Subjekt nicht erlaubt sei, betroffen gesehen habe.³⁷ Darüber hinaus gibt es Ansätze, die Gedichtform als Ausdruck der geistigen Umnachtung Hölderlins zu deuten³⁸ bzw. als eine im Gedicht zu beobachtende Tendenz zum schizophrenen Autismus.³⁹ *Hälfte des Lebens* wird also häufig als unmittelbarer Ausdruck der inneren Verfassung des dichterischen Daseins betrachtet, unabhängig von der Frage, ob dies dem Dichter selbst bewusst gewesen ist.

Ein neuer Ansatz zur Interpretation des Gedichtes scheint sich aus der oben ausgeführten Auslegung von Hölderlins theoretischen Schriften durch neurobiologische Erkenntnisse zu ergeben. Dies lässt die Frage zu, ob Hölderlin bei der Abfassung dieses auf den ersten Blick so schlichten lyrischen Gebildes von seiner auf einer Art „Affektlehre“ basierenden Kenntnis des organischen Mechanismus inspiriert worden ist.⁴⁰ Doch geben wir zunächst das Gedicht selbst wieder.

³⁷ Siehe SZONDI, Peter: Einführung in die literarische Hermeneutik. Studienausgabe der Vorlesungen. Band 5. Hg. von Jean Bollack und Helen Stierlin. Frankfurt am Main 1975, S. 315–323. *Hälfte des Lebens* entstand aus den unvollendeten Schlusszeilen des Entwurfs der Hymne *Wie wenn am Feiertage ...* Siehe HÖLDERLIN Friedrich: Sämtliche Werke. Frankfurter Ausgabe. Band 7. Hg. von D. E. Sattler. Frankfurt am Main 2000, S. 108f.

³⁸ Siehe BORCHARDT, Rudolf: Hölderlin und endlich ein Ende. An den Herausgeber der Neuen Zürcher Zeitung. In: Gesammelte Werke in Einzelbänden. Hg. von Marie Luise Borchardt, Ulrich Ott und Herbert Steiner. Mit einem Geleitwort von Rudolf Alexander Schröder. Stuttgart 1957, Band 5, S. 469–471. Vgl. dazu NEUMANN, Gerhard: Rudolf Borchardt. Der unwürdige Liebhaber. In: *Zeit der Moderne. Zur deutschen Literatur von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart*. Hg. von Hans-Henrik Krummacher, Fritz Martini und Walter Müller-Seidel. Stuttgart 1984. S. 89–118.

³⁹ Siehe SCHNEIDER, Hans: Hölderlins „Hälfte des Lebens“. Ein daseinsanalytischer Versuch. In: *Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie* 111 (1946), S. 292–301. Vgl. dazu auch KERKHOFF, Emmy: Friedrich Hölderlins „Hälfte des Lebens“. In: *Neophilologus* 35 (1951), S. 97–107, hier 103–105.

⁴⁰ Zwar berücksichtigt Emmy Kerkhoff, inwieweit Zeitwechsel, Gefühlsverlauf, die allmähliche Steigerung des Bewusstseins und die radikale Veränderung der Ich-Welt-Beziehung im Gedicht synchronisiert sind, vermischt aber den „emotionale[n] Vorgang“ mit dem „Gefühlsablauf“. Dies verleitet sie zu der vorschnellen Deutung, *Hälfte des Lebens* stelle die fortgehende Metapher *Eines Gefühls* dar. KERKHOFF: Hölderlins „Hälfte des Lebens“, a. a. O., S. 100f. Vgl. dazu auch Fußnote 52.

Hälfte des Lebens
Mit gelben Birnen hängen
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.⁴¹

Das lyrische Ich äußert sich zuerst nicht direkt, überträgt aber sein „Daseins-Gefühl“ völlig in die „Symbolik von Natur-Erscheinungen“.⁴² Die Bühne seiner Schilderung der wechselnden inneren Zustände ist eine Landzunge, die in voller botanischer Pracht steht. Obwohl bei „wilden Rosen“ kein Farbwort steht, rufen sie jedoch, da das Gelb der Birnen genannt wird, eine Assoziation von lebendiger Röte hervor. Die beiden warmen Farben kennzeichnen die Üppigkeit und Erfülltheit des äußeren Umstandes der Spätsommerzeit, in dem sich der innere Zustand des Akteurs widerspiegelt. Die ersten drei Zeilen des Gedichts handeln also von der Emotion des Subjekts, das, völlig hingerissen von der äußeren Wirklichkeit, sein Selbstbewusstsein nicht artikuliert. Der Begriff „Ich“ ist nicht verwendet.

Das auf diese Weise zum Ausdruck gebrachte Innenleben ist jedoch nicht mit dem rein biologischen emotionalen Zustand identisch. In diesem Zustand unterscheidet der Organismus Gegenstände spontan danach, ob sie für seine weitere Lebenshaltung und sein Wohlbefinden nützlich oder schädlich sind bzw. ihm Lust oder Unlust bereiten. Wenn die Außenwelt durch die Schilderung der äußeren Gegenstände emotional als positiv angesehen wird, ist die Tatsache der Realität dieser Objekte weniger wichtig als deren Abbildung, die

⁴¹ HÖLDERLIN: Hälfte des Lebens, StA 2, 117.

⁴² SCHMIDT: *Sobria ebrietas*, a. a. O., S. 182.

durch das ästhetische Bewusstsein nachträglich konstruiert wird.⁴³

Die mit wenigen Strichen entworfene Naturszenerie selbst enthält noch keine Artikulation bewussten Beobachtens. Sie beginnt erst im vierten Vers. Durch die direkte Anrede der Schwäne („Ihr holden Schwäne“) wird die Stelle einer Lösung des Subjekts von der vorherigen Einheit mit der Außenwelt ganz leise markiert.⁴⁴ Das Ich, das hier zwar noch nicht direkt genannt wird, sondern allein an seiner bewussten Beziehung zu den hervorgehobenen Objektvorstellungen spürbar ist, bleibt das „Kernselbst“. Es handelt sich also um einen Zustand, der von Damasio so beschrieben wird: “[...] the sense of self arises in the subtle, fleeting feeling of knowing, constructed anew in each pulse.”⁴⁵ Augenscheinlich ist in dieser Situation nur das „Kernbewusstsein“ aktiv, welches zwar eine notwendige Grundlage der Wahrnehmung von Gefühlen, aber noch nicht stark genug ist, über deren Bedeutung zu reflektieren. Seine Tätigkeit ist noch auf das Hier und Jetzt begrenzt.

Die Anrede der Schwäne, welche in der grammatischen Form vom bisherigen direkten Nennen der Gegenstände abweicht, apostrophiert eine besonders innige Beziehung zwischen der Umwelt und dem lyrischen Subjekt, dessen Zustand auf den der Figuren der sich küssenden, „trunkenen“ „liebende[n] Schwäne“⁴⁶ übertragen ist.⁴⁷ Doch wird hier der Moment, wo das lyrische Subjekt als bewusstes „Ich“ in den Vordergrund tritt, bereits angekündigt. Der Prozess des Bewusstwerdens findet bildhaften Ausdruck: Die Schwäne tauchen ihr Haupt ins „heilig-nüchterne Wasser“. In diesem Augenblick wird die Begeisterung des lyrischen Ichs, das seinen poetisch kreativen Zustand mit den „trunkenen“ Schwänen vergleicht⁴⁸, durch sein nüchternes Bewusstsein ausgeglichen.⁴⁹ So erreicht sein Allmacht-Gefühl, für das

⁴³ Vgl. DEGNER, Uta: Bilder im Wechsel der Töne. Hölderlins Elegien und „Nachtgesänge“, Heidelberg 2008, S. 253f.

⁴⁴ Vgl. JAKOB: „Schwanengefahr“, a. a. O., S. 248; KERKHOFF: Hölderlins „Hälfte des Lebens“, a. a. O., S. 101.

⁴⁵ DAMASIO: The feeling of what happens, a. a. O., S. 196.

⁴⁶ HÖLDERLIN: Menons Klagen um Diotima, StA 2, S. 75–79, hier 76.

⁴⁷ Vgl. STRAUSS, Ludwig: Friedrich Hölderlin: Hälfte des Lebens. In: Interpretationen. Band I. Hg. von Jost Schillemeit. Frankfurt am Main 1965, S. 113–134, hier 114–117.

⁴⁸ Zur Dichter/Schwan-Metaphorik vgl. Fußnote 33.

⁴⁹ Bei Hölderlin bedeutet die Nüchternheit das „Maaß der Begeisterung“ (StA 4, S. 233). Zum „Heilig-nüchternen“ im Sinne des idealen Zustandes der dichterischen Existenz siehe SCHMIDT: Sobria ebrietas, a. a. O., S. 183–186.

Welt und Ich harmonisch verbunden sind, seinen Höhepunkt, um dann sofort wieder zu verschwinden.

In der zweiten Gedichthälfte wird die euphorisch emotionale Einfühlung in schöne Natur abrupt abgelöst von der allzu nüchternen Erkenntnis der Gegenwart und der bitteren Aussicht auf die Zukunft. Der spätsommerliche Höhepunkt des Lebens ist überschritten und die karge Ödnis des Winters steht an. Das lyrische Ich hat sich von seiner naiv emotionalen Regung gelöst und beginnt, über sie zu reflektieren. Im Kontrast zur Landschaft der ersten Strophe, wo alles wie „in einer Momentaufnahme festgehalten“ und „auf einen Augenblick konzentriert“ ist,⁵⁰ wird dem isolierten Ich nun der Wandel der Jahreszeiten und somit ihre Vergänglichkeit bewusst. Der Klageruf zu Beginn resultiert aus diesem Reflexionsakt, der jetzt nicht mehr nur das flüchtige Kernbewusstsein, sondern ein höheres Bewusstsein, das „erweiterte Bewusstsein“ voraussetzt.

Ein Zeichen dafür, dass im ersten Teil der zweiten Strophe das erweiterte Bewusstsein dominant wird, ist das Auftreten des „Ich“. Dieses kann nun Ort und Zeit aus einer bestimmten Perspektive problematisieren („Weh mir, wo nehm’ ich, wenn / Es Winter ist, die Blumen, und wo / Den Sonnenschein, / Und Schatten der Erde?“). Statt einer „zeitentrückte[n] Gegenwart“⁵¹ tritt die Zukunft ins Blickfeld. Die beiden letzten Sätze sind aufgrund weiterer Aktivierung kognitiver Fähigkeiten syntaktisch prosanah gegliedert.⁵²

Die Entwicklung des Gedichts reflektiert also genau den Wandel von unbewussten emotionalen Bewegungen (v. 1–3) durch den Einsatz des Kernbewusstseins (v. 4–7) zum voll bewussten Gefühl, welches durch das erweiterte Bewusstsein hervorgerufen wird (v. 8–11). Die unkritische Naivität einer emotionalen Auffassung des Gegenwärtigen wird nun in der Sicht des „autobiographischen Selbst“ als solche enthüllt.⁵³ Seine Wehklage gilt also nicht den zuvor erfahre-

⁵⁰ DEGNER: Bilder im Wechsel der Töne, a. a. O., S. 252. Zur unterschiedlichen Zeitlichkeit der beiden Strophen vgl. BINDER, Wolfgang: Hölderlin: „Der Winkel von Hardt“, „Lebensalter“, „Hälfte des Lebens“. In: Ders.: Hölderlin-Aufsätze. Frankfurt am Main 1970, S. 350–361, insbesondere 359f.

⁵¹ KERKHOFF: Hölderlins „Hälfte des Lebens“, a. a. O., S. 100.

⁵² Vgl. dazu auch MENNINGHAUS: Hälfte des Lebens, a. a. O., S. 70–73.

⁵³ Hölderlin betont den naiven Schein von Bestrebungen im Sinne der Emotion in der folgenden Formulierung: „Das epische dem Schein nach naive Gedicht ist in seiner Bedeutung heroisch. Es ist die Metapher großer Bestrebungen.“ (StA 4, S. 266) Zum Scheincharakter des idyllischen Landschaftsbilds in der ersten Strophe siehe JAKOB: „Schwanengefahr“, a. a. O., 247f., 262.

nen positiven Emotionen, sondern ist Ausdruck eines negativen Gefühls, das durch die Vorahnung kommender Ödnis hervorgerufen wird.

Der Hauptton der zweiten Strophe ist die Trauer über das Verlorene, die sich in den drei letzten Versen in schiere Hoffnungslosigkeit wandelt. Eine selektive Aufmerksamkeit und Wahrnehmungen, die von Affekteinflüssen abhängen, richten sich hier auf bestimmte kognitive Inhalte, die das Subjekt in einen Zustand der Verdüsterung versetzen. Die wahrgenommene Hoffnungslosigkeit und geistig-affektive Verwüstung zwingen so den Beobachter, die zuvor durch Freude und heitere Gestimmtheit poetisch verklärte Landschaft des gegenwärtigen Spätsommers zu verlassen und sich die kommende Winterszene vorstellen.⁵⁴ Durch diese Denk- und Gefühlsbewegung wird nun eine Vision ohne organisches Naturphänomen konstruiert: Die eisernen „Fahnen“ klirren im Wind auf „Mauern“. Die „Sprachlosigkeit“ des Gegenstandes deutet auf einen Abbruch der Kommunikation des lyrischen Ichs mit seiner Umgebung und kann – eine mögliche Interpretation – das „Ende des Dichtertums“⁵⁵ selbst signalisieren. Der Mangel an konkretisierenden Attributen und die abstrahierende Pluralform der Substantive „Mauern“ und „Fahnen“ weisen das Geschaute als Vorstellung der Imagination aus und markieren zugleich die Überlegenheit des Verstandes, der die Gegenstände nicht ästhetisch darstellt, sondern wie im „Maschinengang“⁵⁶ begrifflich bestimmt.

Da der Fokus der Welt-Darstellung also nicht direkt auf das Innenleben des Subjekts, sondern nach Außen, auf die äußeren Objekte, gerichtet ist, ist die hier dargestellte innere Situation als Emotion zu definieren. So kehrt das Gedicht zu seinem „Anfangston“ zurück, genauso, wie es in Hölderlins Lehre vom „Wechsel der Töne“

⁵⁴ Nach Luc CIOMPI besitzen Affekte Operatorwirkungen auf die Kognition. Je nachdem, welche Art und Weise des Affekts gerade dominant ist, wird eine Prioritätenordnung im Denken und in der Wahrnehmung hergestellt, die dem gesamten emotionalen Kontext entspricht. Siehe CIOMPI, Luc: Die emotionale Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik. 2., durchgesehene Auflage. Göttingen 1999, S. 93–128. Zur Operatorwirkungen der Trauer auf die Kognition siehe S. 187–190.

⁵⁵ SCHMIDT: *Sobria ebrietas*, a. a. O., S. 187. Vgl. dazu auch JAKOB: „Schwanengefahr“, a. a. O., S. 261–266; MENNINGHAUS: *Hälfte des Lebens*, a. a. O., S. 49–51.

⁵⁶ HÖLDERLIN: *Über Religion*, StA 4, S. 275–281, hier 278. Vgl. dazu auch STRAUSS: *Friedrich Hölderlin*, a. a. O., S. 114f., 121.

gefordert wird.⁵⁷ Diese allzu nüchterne Emotion einer Unlust, die im Hintergrund der Aktivität des Verstandes auf diesen zurückwirkt, ist ein Erzeugnis des erweiterten Bewusstseins, zumal beim erwachsenen Individuum gerade die antizipierte Zukunft für das autobiographische Selbst in jedem Moment von eminenter Bedeutung ist.⁵⁸ Der Prozess der emotionalen Abkühlung, den die erste Strophe in Abstufung von den warmen Farben des Landes bis zur Kühle des Wassers veranschaulicht, erreicht in der zweiten Strophe den Höhepunkt, wo allein noch die Kälte der Steinmauer und der unschöne Ton des Klirrens wahrgenommen werden.

4. Zur Darstellung des „Proto-Selbst“ bzw. des „Ur-Ich“

Die bisher durchgeführte Interpretation von *Hälfte des Lebens* zeigt zwar den Wechsel der inneren Zustände und deren Zusammenhang mit verschiedenen Bewusstseinsstufen auf, wir haben aber noch nicht nach dem „Proto-Selbst“ gefragt. Da die Neurologie keine theoretische Begründung für die künstlerische Gestaltung des Proto-Selbst bietet, wird hier zunächst ein anderer Ansatz gewählt. Das innige Verhältnis des Betrachters zu verschiedenen Naturphänomenen in *Hälfte des Lebens* setzt offensichtlich die Fähigkeit des Menschen zum unvermittelten Wohlgefallen an der Schönheit der Natur voraus.⁵⁹ Diese Grundannahme ermöglicht uns eine Einbeziehung von Kants ästhetischer Theorie in der „Kritik der Urteilskraft“. Das ist nach unserer Kenntnis die erste philosophische Schrift, die terminologisch Naturschönheit nicht nur von Kunstschönheit unterscheidet, sondern auch als die Grundlage jeglicher Schönheit definiert.

Hölderlin macht in der ersten Strophe die Naturschönheit zum zentralen Motiv. Die Art und Weise der Bezugnahme auf die Natur, v. a. in der emphatischen Anrede in Vers 4, stimmt mit der Kantschen Bestimmung der ästhetischen Erfahrung überein. Demnach ist das ästhetische Urteil eine „wahre Auslegung der Chiffreschrift, wodurch die Natur in ihren schönen Formen figürlich zu uns

⁵⁷ HÖLDERLIN: Wechsel der Töne, StA 4, S. 238–240, hier 238.

⁵⁸ DAMASIO: Looking for Spinoza, a. a. O., S. 225.

⁵⁹ SCHNEIDER, Gerhard: „Naturschönheit und Kritik: Kant und Hölderlin“, In: Hölderlin: Philosophie und Dichtung. Turm-Vorträge 5. 1992–1998. Hg. von Valérie Lawitschka. Tübingen 2001, S. 48–71, hier 50.

spricht.“⁶⁰ Beim „Geschmacksurteil“ ist es daher erforderlich, die Begrifflichkeit, die der Verstand dem wahrgenommenen Bild zur Definition der Gegenstände verleiht, herabzusetzen. Dies führt den Beobachter zu einer fortdauernden Reflexion über die Gegenstände, wobei diese nicht mehr durch Begriffe bestimmt, sondern in Bilder gefasst werden. Somit spielt die Einbildungskraft mit dem Verstand zusammen.⁶¹ Durch diesen „Zustand eines freien Spiels der Erkenntnisvermögen“⁶² wird die Natur vom leblosen Gegenstand der Erkenntnis zum organischen Dialogpartner.⁶³

Im Fall der in der ersten Strophe des Gedichts so lebendig erscheinenden Naturdinge bedeutet dies, dass sie keine stummen Gegenstände mehr sind, sondern als eine lebhaftes „Chiffreschrift“ fungieren, welche ihren Betrachter zu weiterer Interpretation und zur Reflexion über sie veranlasst. In der zweiten Strophe jedoch kommt eine mechanisierte Vorgehensweise, die Hölderlin mit einem „Maschinengang“ vergleicht, zum Tragen; denn hier werden die Dinge nicht bildhaft gekennzeichnet, z. B. ohne Adjektivattribute (die Adjektive „sprachlos“ und „kalt“ sind adverbial verwendet). Das harmonische Verhältnis ist zerstört, stattdessen sortiert das begrifflich urteilende Subjekt die imaginierten Gegenstände nach allgemeinen Begriffen und verbindet diese in einem lakonisch formulierten trockenen Satz.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf eine mögliche Verortung des Proto-Selbst. In unseren bisherigen Ausführungen zur ästhetischen Erfahrung der Naturschönheit war davon nicht die Rede. Folgt man Hölderlins Entwurf, so ist das Proto-Selbst, von ihm als „Ur-Ich“ oder schlichtweg als „Sein schlechthin“ bezeichnet, eine absolute, untrennbare Einheit von Ich (=Kernbewusstsein) und Selbst

⁶⁰ KANT, Immanuel: Kritik der Urteilskraft [im Folgenden KdU] In: Ders.: Werke in zwölf Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel. Band X. Frankfurt am Main 1968, S. 234.

⁶¹ In seinem theoretischen Fragment Über das Gesetz der Freiheit (1794) bezeichnet Hölderlin diesen Zustand als „Naturzustand der Einbildungskraft“. Er unterscheidet diesen von einem „anarchischen“ Zustand, wo das Mannigfaltige der sinnlichen Empfindungen zwar in einem Bild zusammengefasst wird, jedoch vom Verstandesurteil noch völlig frei bleibt (StA 4, S. 211f.). Auf die Emotionswissenschaft übertragen, bedeutet dies, dass Emotionen im anarchischen Zustand der Einbildungskraft erzeugt werden. Sie werden dann in deren Naturzustand zu Gegenständen der ästhetischen Reflexion. Zur Differenzierung der zwei verschiedenen Aktivitäten der Einbildungskraft siehe KdU, S. 224.

⁶² KdU, S. 132.

⁶³ Siehe SCHNEIDER: Naturschönheit und Kritik, a. a. O., S. 60f.

(=Kernselbst), wobei sich der Organismus in einem völlig neutralen Zustand sowohl vor der Affekt- als auch der Bewusstseinsbildung befinden muss. In diesem Sinn ist das Proto-Selbst über-sinnlich. In Hälfte des Lebens jedoch werden Gegenstände begrifflich, emotional oder durch das Gefühl wiedergegeben, was eigentlich im Widerspruch zu Hölderlinscher Definition des Ur-Ich steht.

Wird diese Tatsache noch einmal zu Kants ästhetischer Theorie in Bezug gesetzt, so wird deutlich, dass hier nicht auf das Schöne, sondern auf das Erhabene verwiesen wird, bei dem das Subjekt affektlos mit dem Angeschauten verbunden ist, ohne sich dieses symbolhaft vorzustellen.⁶⁴ Diese affektlose Wahrnehmung ist eine Funktionsstörung der Einbildungskraft, die eigentlich unter Mitwirkung des Verstandes die Reflektion über Gegenstände ermöglicht. Wenn die Größe und Macht der Gegenstände die Einbildungskraft übertreffen, muss das Subjekt darauf verzichten, diese anschaulich darzustellen. Genauer gesagt: Das Erhabene lässt das Zusammenwirken von Einbildungskraft und Verstand scheitern. So entsteht eine Diskrepanz zwischen der Sinnlichkeit und der Geistigkeit des ästhetisch reflektierenden Subjekts. Da in diesem Moment jede Verinnerlichung des Angeschauten unmöglich ist, erfasst das Subjekt dieses in einem affekt-begrifflosen Bild, das Paul de Man eine „material vision“⁶⁵ nennt.

Wie gezeigt wurde, thematisiert Hölderlin in seinem Gedicht sowohl das Kernselbst als auch das autobiographische Selbst. Nun stellt sich die Frage, ob er durch die Erzeugung eines dem Gefühl des Erhabenen bei Kant ähnlichen Effekts auch den Zustand des Proto-Selbst künstlich erzeugt. Eine Stelle für die Darstellung des Proto-Selbst ist die Leerstelle des Gedichts zwischen seinen beiden Hälften. Zwischen den beiden Strophen verläuft der Prozess von einer kognitiven Verarbeitung negativer Emotionen bis zu deren Ausdruck im Gefühl. Versucht man, diesen Verlauf nachzuvollziehen, so stößt man auf ein Moment der Apathie, indem die bisher so euphorisch betrachtete Szenerie mit jenem durch das erweiterte Bewusstsein ermöglichten Blick auf die Zukunft in Konflikt gerät.

Durch die Entmachtung der Emotionen werden sowohl die

⁶⁴ Siehe DE MAN, Paul: Kants' Materialism. In: Ders.: Aesthetic Ideology. Edited with an Introduction by Andrzej Warminski. Zweite Auflage. Minneapolis / London 1997, S. 119–128, insbesondere S. 121–128.

⁶⁵ DE MAN, Paul: Phenomenality and Materiality in Kant. In: Ders.: Aesthetic Ideology, a. a. O., S. 70–90, hier 82.

symbolische Darstellung als auch der affektive Bezug dem Angeschauten entzogen. Dabei erblickt man die Gegenstände, „wie die Dichter es tun, nach dem, was der Augenschein zeigt“.⁶⁶ Indem die gedankliche Zäsur, von dem Prozess der Entstehung eines affektlosen und begriffsfreien Bildes „erfüllt“, Apathie hervorruft, wird das „Unlust“-Gefühl der zweiten Strophe umso stärker empfunden. Dieser Effekt entspricht der These Kants, dass das Erhabene eine eigentümlich stärkere Lust sei, welche „[...] durch das Gefühl einer augenblicklichen Hemmung der Lebenskräfte und [einer] darauf sogleich folgenden desto stärkeren Ergießung derselben“⁶⁷ erzeugt werde.

Diese These über die eventuelle Ausdrucksstelle des Proto-Selbst wird gestützt durch die Interpretation, dass die Oberfläche des „heilig-nüchternen“ Wassers eine Metapher für die „undurchdringlich[e] Oberfläche der Dinge“ in der Erscheinung sei, hinter der sich die „Welt der Dinge an sich“ im Sinne einer „Quelle der Inspiration“ und des „Geistes“ verberge.⁶⁸ Da diese Welt nicht „durch die kategorialen Eingriffe des menschlichen Verstandes“ konstruiert wird, stößt das Dasein, das zum Auffassen des Absoluten sein „Haupt“, das „Totum aller Erkenntniskräfte“, ins Wasser „tunkt“ in diesem Augenblick mit dem „Nichts“ zusammen.⁶⁹ So gesehen, ist der Weh-Schrei eine direkte Reaktion des dichterischen Daseins auf sein Erkennen der Unmöglichkeit der poetischen Darstellung des Proto-Selbst. Der direkte Anlass für das Ende des Dichtertums, das von einigen Interpreten daran abgelesen wird, bildet also sein Wissen von einer Unfähigkeit zur dichterischen Ausdrucksform, was den Dichter dazu führt, ein trostloses Bild der Zukunft zu entwerfen.

Fazit

Die vorliegende Arbeit unternimmt es exemplarisch, Hölderlins Dichtungstheorie, welche am Ende des 18. Jahrhunderts entstanden ist, mit Hilfe neurologischer Begriffe im Hinblick auf eine aktuelle

⁶⁶ KdU, S. 196.

⁶⁷ KdU, S. 165.

⁶⁸ EIBL, Karl: Der Blick hinter den Spiegel. Sinnbild und gedankliche Bewegung in Hölderlins *Hälfte des Lebens*. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 27 (1983), S. 222–234, hier S. 230 f.

⁶⁹ *Ibid.*, S. 231.

Relevanz ihrer Aspekte zu untersuchen. Es wurde gezeigt, dass Hölderlin hinsichtlich der inneren Verfassung des lyrischen Ichs drei Hauptzustände des Organismus unterscheidet, nämlich den ursprünglichen Körperzustand, die emotionalen Regungen und das Gefühl, und dass er in seinem Gedicht deren Zusammenhang mit den verschiedenen Bewusstseinsstufen aufscheinen lässt. Es ist dies ein Versuch, zu zeigen, wie kunsttheoretische Texte mit Hilfe naturwissenschaftlicher Definitionen interpretierbar sind. Eine Antwort auf die Frage, ob man daraus allgemeine Regeln für die Hölderlin-Interpretation insgesamt ableiten könnte, erforderte freilich eine weitere Analyse von dessen poetologischem Konzept, v. a. des Fragments vom „Wechsel der Töne“ und seiner Tragödien-Theorie.

あなたは人を裁けますか？
Können Sie ein Urteil über einen Menschen fällen?

Michael PFEIFER
Bucerius Law School, Hamburg
Waseda Universität, Tōkyō

Am Ende des Schultages fehlt einer der Schüler beim alltäglichen Saubermachen wegen einer (leichten) Verletzung – in der Klasse kommt es darauf zu einer hitzigen Diskussion, ob dies sein Fernbleiben von der Arbeit wirklich rechtfertige. Von den Meldungen der Schüler blendet die Kamera über in das Innere eines Beratungsraums und schließt mit einem Appell an den Zuschauer: Ihre Stimme hat Gewicht, die Gesellschaft zu ändern. Der einminütige Werbespot¹ ist nur ein Beispiel für die breite Medienkampagne, mit der die japanischen Gerichte und das Justizministerium die Bevölkerung für die Veränderungen im Strafprozess zu sensibilisieren versuchte. Denn bei Kapitalverbrechen urteilen nunmehr ausgebildete Richter und zufällig ausgewählte Bürger, sogenannte *saiban-in* (裁判員), gemeinsam über das Schicksal des Beklagten. Mehr als fünf Jahre nach Verabschiedung der tiefgreifenden Reform² wurde erstmals am 6. August diesen Jahres ein Mordprozess vor dem Landgericht Tōkyō unter dem Saiban-in-System (*saiban-in seido*) entschieden. Es handelt sich dabei um die erste Beteiligung der Öffentlichkeit an einem Gerichtsprozess seit Ende des Zweiten Weltkrieges. Ausgehend von den Herausforderungen, die sich der japanischen Strafjustiz stellen, soll im Folgenden das neue System im Kontext der Justizreform vorgestellt werden. Unter Berücksichtigung der ersten Fälle werden danach die Erwartungen dargestellt.

¹ 「あの頃の気持ちのまま」 Abrufbar auf der Website des japanischen Supreme Court unter <http://www.saibanin.courts.go.jp/news/video3.htm>.

² 裁判員の参加する刑事裁判に関する法律v. 21.5.2004.

1. Die japanische Strafjustiz zu Beginn des 21. Jahrhunderts

In den letzten Jahren sah sich die japanische Strafkultur, wie auch das gesamte Strafsystem, zunehmendem Druck ausgesetzt.

a) Generelle Tendenzen

Die Bevölkerung hatte den Eindruck, das für westliche Verhältnisse doch sehr sichere Land werde zunehmend gefährlicher; ein Trend, der sich freilich mehr in einer gestiegenen Aufmerksamkeit der Medien widerspiegelt, obwohl die tatsächliche Anzahl von Verbrechen stabil blieb.³ Opfer von Gewaltverbrechen fanden mehr Gelegenheit, gehört zu werden, was nicht ohne Einfluss auf Politik und Justiz blieb (*penal populism*).⁴ Dies zeigt sich nicht zuletzt an der gesunkenen Hemmschwelle, Gebrauch vom schärfsten Schwert der Strafzumessung zu machen. Vor mehr als 20 Jahren hatte der Nagayama-Fall⁵ hohe Hürden für die Verhängung der Todesstrafe aufgestellt und eine Gesamtabwägung von Schwere des Verbrechens und öffentlicher Meinung gefordert. In jüngster Zeit hingegen wurde bei besonderer Grausamkeit sowohl in „einfachen“ Mordfällen als auch gegenüber zum Tatzeitpunkt minderjährigen Tätern die Todesstrafe ausgesprochen.⁶ Das Festhalten daran sowie die Art und Weise des Vollzugs brachten Japan im letzten Jahr scharfe Kritik im Menschenrechtsbericht der Vereinten Nationen ein.⁷ Der Häftling bleibt für ungewisse Zeit (bis zu 10 Jahre) in Einzelhaft und wird weniger als eine Stunde vor seinem bevorstehenden Tod über den Vollzug in Kenntnis gesetzt, was eine erhebliche psychische Belastung bedeutet.⁸ Auch wiederholte Fälle zu Unrecht Verurteilter⁹ vermochten bislang die mehrheitliche Unterstützung der Todesstrafe in der Bevölkerung nicht

³ Hamai, Koichi/Ellis, Thomas: Japanese Criminal Justice, Was Reintegrative Shaming a Chimera?, *Punishment & Society*, Vol. 10, Nr. 1, 2007, S. 25–46, (27–28); Miyazawa Setsuo: The Politics of Increasing Punitiveness and the Rising Populism in Japanese Criminal Justice Policy, *Punishment & Society*, Vol. 10, No. 1, 2007, S. 47–77 (69).

⁴ Hamai/Ellis (Fn.3), S. 25 (29–33); Miyazawa (Fn. 3), S. 47 (72–74).

⁵ Supreme Court v. 08.07.1983, 37 Keishu 609.

⁶ Für Beispiele: Miyazawa (Fn. 3), S. 47 (60–62).

⁷ UN Human Rights Committee v. 30.10.2008, CCPR/C/JPN/CO/5, Rn. 16.

⁸ Yomiuri Shimbun v. 07.10.2008; Amnesty International Report v. 07.07.2006, ASA 22/006/2006.

⁹ Z. B. Yomiuri Shimbun v. 5.10.2008.

beseitigen. Zumindest scheint das Justizministerium von seiner strengen Geheimhaltungsdoktrin abgerückt zu sein und veröffentlicht nunmehr die Namen der Getöteten – nach der Hinrichtung, um öffentlichen Protest aus dem Weg zu gehen.¹⁰ Wurden in den Jahren 1993 bis 2006 im Durchschnitt 3,6 Exekutionen im Jahr durchgeführt, autorisierte das Justizministerium allein 2008 die Hinrichtung durch Hängen von 15 Menschen.

b) Charakteristika des Strafprozesses

Zumindest nach außen wirkte der japanische Strafprozess für den deutschen Beobachter bisher sehr vertraut, entsprach dieser doch trotz einiger Reformen während der amerikanischen Besatzung im Wesentlichen der kontinentaleuropäischen Rechtstradition.¹¹ In der Praxis lag der Schwerpunkt bislang jedoch (noch) weniger auf der mündlichen Verhandlung, die sich in mehreren Vorbereitungen leicht über ein Jahr erstrecken konnte, als auf der schriftlichen Vorbereitung.¹² Ein besonderes Charakteristikum fällt ins Auge: Die Chance des Beklagten auf eine erfolgreiche Verteidigung sind minimal: 99 % aller Verfahren enden mit dessen Verurteilung. Wiederholt wurde daher der übermäßige Einfluss der Staatskanzlei auf den Ausgang des Verfahrens und die Zwecklosigkeit der Verteidigung kritisiert.¹³ Bevorzugtes Beweismittel ist das Geständnis, rechtsstaatliche Grauzonen wie eine exzessive Ausdehnung der Untersuchungshaft sind dabei nicht ausgeschlossen.¹⁴

¹⁰ Yomiuri Shimbun v. 17.10.2008; vgl. *Johnson, David T.*: Where the State Kills in Public: Capital Punishment in Japan, *Punishment & Society*, Vol. 8, 2006, S. 251–284, (254).

¹¹ *Oda Hiroshi*: *Japanese Law*, 2. Aufl., Oxford, 1999, S. 423.

¹² *Oda*, Fn. 11, S. 427–429.

¹³ *Johnson, David T.*: *The Japanese Way of Justice, Prosecuting Crime in Japan*, Oxford, 2001, S. (222–224); *Murayama Masayuki*: *The Role of the Defense Lawyer in the Japanese Criminal Process*, in: *Feeley, Malcolm M./Miyasawa Setsuo* (eds.): *The Japanese Adversary System in Context, Controversies and Comparisons*, New York, 2002, S. 42 (49–52); *Weber, Ingram*: *The New Japanese Jury System: Empowering the Public, Preserving Continental Justice*, *East Asia Law Review* Vol. 4, 2009, S. 125–176 (142, 145–147).

¹⁴ Vgl. Supreme Court v. 09.04.1964, 18 Keishu, 217; filmisch eindrucksvoll in Szene gesetzt nach einer wahren Begebenheit: *Shuo Masayuki*: 「それでも僕はやってない」、東宝、2007.

2. Das Saiban-in-System als Teil des Reformprozesses

Die Einführung des Saiban-in-Systems ist Teil einer groß angelegten Reform des juristischen Systems in Japan. Gegenstand dieser Reform ist kein Einzelgesetz, wie etwa das ebenfalls neue Gesellschaftsrecht von 2006¹⁵, sondern beabsichtigt war nicht weniger als die Modernisierung der Fundamente: Das System soll vereinfacht und verlässlicher, gleichzeitig der Juristenstand als dessen Träger qualitativ und quantitativ ausgebaut werden.¹⁶ Traditionell wurde die Zahl zugelassener Juristen in Japan trotz der Bedeutung der japanischen Wirtschaft durch das extrem schwierige Staatsexamen niedrig gehalten, was den Zugang zum Recht erschwerte.¹⁷ Im Zentrum der Reform stand daher die Neuordnung der Juristenausbildung durch Einführung von landesweit mehr als 70 Law Schools auf Graduiertenniveau nach amerikanischem Vorbild. Im fünften Jahr nach ihrer Gründung müssen die Law Schools derzeit angesichts weiterhin niedriger Erfolgsquoten¹⁸ eine erste Feuerprobe bestehen. Drittes Standbein der Reformbemühungen ist die stärkere Einbindung der Bevölkerung in den Strafprozess. Urteile sollen so nicht nur eine direktere Legitimation und demokratischen Rückhalt erfahren, sondern in diesen soll sich auch vermehrt Common Sense widerspiegeln.¹⁹

3. Prozessuale Ausgestaltung des Saiban-in-Systems

Im Folgenden sollen die Grundzüge des Saiban-in-Systems kurz vorgestellt werden.

¹⁵ 会社法 v. 01.05.2001.

¹⁶ Bericht der Reformkommission v. 12.06.2001, <http://www.kantei.go.jp/jp/sihouseido/report/ikensyo/index.html>; Nakamura Hideo, Jüngste Justizreform in Japan, in: Lorenz, Stephan (Hrsg.): Festschrift für Andreas Heldrich zum 70. Geburtstag, München, 2005, S. 359–375 (361–362).

¹⁷ So gab es 1998 in Japan gerade einmal um 16.400 Anwälte, im Vergleich zu etwa 850.000 Anwälten in Deutschland; Oda (Fn. 11), S. 92–95.

¹⁸ Siehe für ein Ranking der einzelnen Law Schools: <http://houkadaigakuin.kenkyukai.net> mit Daten von 12.09.2009: gerade einmal 56 % der Absolventen der Law School der Universität Tōkyō als erfolgreichste Fakultät bestehen das neue Examen auf Anhieb.

¹⁹ Bericht der Reformkommission v. 12.06.2001 (Fn. 16), Kapitel 4; Weber (Fn. 13), S. 125 (128–129).

a) Einsatzfälle

Eingesetzt werden Laienrichter, oder Saiban-in, in Fällen schwerster Verbrechen. Dies betrifft zum einen solche Prozesse, in denen die Todesstrafe oder lebenslängliche Gefängnishaft drohen (etwa bei (versuchtem) Mord, Landesverrat oder schweren Fällen von Vergewaltigung), und Verbrechen, bei denen ein Mensch ums Leben kam (z. B. Raub mit Todesfolge). Nur Fälle, in denen Saiban-in oder deren Angehörige gefährdet sind, etwa solche im Kontext zur Unterwelt, werden weiterhin vor einer ausschließlich aus Berufsrichtern gebildeten Kammer verhandelt. Die hohe Praxisrelevanz der Neuerungen zeigt sich an der erwarteten Zahl von 2000 Prozessen im Jahr.²⁰

b) Auswahlprozess

Anders als die Werbekampagnen suggerieren mögen handelt es sich nicht um eine bloße Einwirkungsmöglichkeit auf die Justiz, sondern um eine Mitwirkungspflicht. Aus der Gesamtheit aller Wahlberechtigten, d. h. japanische Staatsbürger älter 20 Jahre, wird im Oktober jeden Jahres durch Zufall eine Liste der für den Einsatz als Saiban-in in Frage kommenden Personen erstellt, denen ein Fragenkatalog zugestellt wird, um die Eignung festzustellen. Vorverurteilte Personen und Schulabbrecher werden als ungeeignet angesehen, bestimmte Berufsgruppen, wie Parlamentarier oder Juristen, sind von der Berufung ausgeschlossen. Davon abgesehen sieht das Gesetz nur wenige Gründe vor, mit denen man sich der Auswahl zum Saiban-in entziehen kann, etwa hohes Alter, vorherige Tätigkeit als Saiban-in oder schwere Krankheit. Die Chance, tatsächlich zu einem Prozess berufen zu werden liegt bei 1:5.600. Um dem Vorwurf der Parteilichkeit vorzubeugen kann jede Partei bis zu 4 Saiban-in im Prozess ohne Angabe eines Grundes durch Zufall durch Los ersetzen lassen. Eine Verweigerung der Mitwirkung kann teuer werden – unentschuldigtes Fernbleiben vom Prozess wird mit einem Bußgeld bis zu 100.000 Yen (ca. 806 Euro) geahndet, auf falsche Angaben im Fragebogen kann

²⁰ 裁判員選任手続パンフレット, Veröffentlichung des Supreme Courts v. August 2009, S. 36–41, abrufbar unter http://www.saibanin.courts.go.jp/news/08_09_sennin_pamphlet.html.

sogar ein Bußgeld bis zu 300.000 Yen und ein Strafprozess mit einer Geldstrafe bis zu 500.000 Yen folgen.²¹

c) Gemischtes Tribunal

Im Regelprozess entscheiden drei professionelle Richter zusammen mit sechs Saiban-in, wobei die korrekte Interpretation juristischer Fragen natürlich den Richtern obliegt. Daneben wird in einfachen Fällen eine kleinere Kammer mit 4 Saiban-in und einem Richter gebildet. Geurteilt wird durch Mehrheitsentscheidung, die sowohl von mindestens einem Richter als auch von einem *saiban-in* unterstützt werden muss. Soweit besteht nur eine geringe Missbrauchsgefahr. Während Einsatzbereich und Auswahl der Laienrichter also eher dem amerikanischen Vorbild folgen, orientiert sich die prozessuale Ausgestaltung mehr am deutschen Schöffengericht.²² Um die Belastungen der „Freiwilligen“ so niedrig wie möglich zu halten, soll die Verfahrensdauer erheblich reduziert werden und über 70 % der Prozesse sollen innerhalb von drei Tagen beendet sein.²³ Dies macht eine gute Vorbereitung des Prozesses und tiefgreifende Änderungen in der Prozesskultur unabdinglich. Um das Durchsickern von Informationen zu verhindern, wird ein entsprechendes Vergehen mit einer Strafe bis zu 500.000 Yen (ca. 4030 Euro) belegt.

4. Kritische Betrachtung

Die Frage nach dem Sinn der Laienbeteiligung am Strafprozess berührt unmittelbar das Verständnis vom Rechtsstaat. Die aus anderen Demokratien, etwa den USA oder Deutschland, bekannten Debatten lassen sich demnach auf das Saiban-in-System übertragen. In der faktischen Ausgestaltung wird sie jedoch durch prozessuale Spezifikationen der japanischen Strafjustiz ergänzt.

²¹ Im Detail zum Auswahlverfahren: 裁判員制度ナビゲーション (Fn. 22), S. 36-42.

²² Im Detail: *Weber* (Fn. 13), S. 125 (160–165); für einen tabellarischen Rechtsvergleich siehe 裁判員制度ナビゲーション, Veröffentlichung des Supreme Court v. Juni 2009, S. 55, abrufbar unter <http://www.saibanin.courts.go.jp/news/navigation.html>.

²³ 裁判員選任手続パンフレット (Fn. 20).

a) Legitimation durch Laienbeteiligung

In der modernen postindustriellen Gesellschaft wird die Partizipation am Gerichtsverfahren verbreitet als Ausfluss des Demokratieprinzips verstanden. Die Rechtsprechung erfährt so eine Realitätskontrolle durch den Common Sense, die der Entfremdung der Gesellschaft vom Recht vorbeugt. Sie dient der Legitimation einer Rechtsprechung im Namen des Volkes.²⁴ Die sich auftuende Diskrepanz zwischen Justiz und Bürgern zu schließen war auch das maßgebliche Anliegen der japanischen Reformkommission.²⁵ Ferner zeigt sich eine gewisse volkspädagogische Wirkung der Prozesse, indem die Laien durch Berichte über ihre Tätigkeit als Multiplikatoren fungieren und so ihr Umfeld (unbewusst)²⁶ für die Arbeitsweise der Justiz sensibilisieren. Demgegenüber steht der Verlust an Rechtssicherheit durch den irrationalen Faktor Mensch im Strafprozess.

b) Kritik an der konkreten Ausgestaltung

Angesichts des hohen Respekts, den Autoritäten in Japan genießen, wurde dem im Saiban-in-System verwirklichten Konzept des gemischten Tribunals nach Vorbild des deutschen Schöffengerichts im Vorfeld die kulturelle Übertragbarkeit abgesprochen. So wurde vorgebracht, dass in der um Konsens bemühten, auf Hierarchien beruhenden japanischen Kultur, die Urteilfindung weiterhin durch die Berufsrichter dominiert würden.²⁷ Der Effekt der Reform wäre folglich merklich eingeschränkt. Ob die Debatte durch das Bemühen wenig zeitgemäßer kultureller Stereotypen tatsächlich vorwärts gebracht wird,²⁸ soll hier dahinstehen. Im Gegenteil drohen bei spektakulären Prozessen die Massenmedien durch tendenziöse Berichterstattung (s. o.) Einfluss auf die Saiban-in und damit auf den Ausgang des Verfah-

²⁴ Darstellung des Meinungsstandes in Deutschland: *Linkenheil, Beate*: Laienbeteiligung in der Strafjustiz, Berlin, 2003, S. 179–202.

²⁵ *Weber* (Fn. 13), S. 125 (151–155).

²⁶ *Machura, Stefan*: Fairneß und Legitimität, Baden-Baden, 2001, S. 277.

²⁷ Z. B. *Kiss, Lester W.*: Reviving the Criminal Jury in Japan, in: *Vidmar, Neil* (ed.): World Jury Systems, Oxford, 2000, S. 355 (378).

²⁸ Vgl. *Weber* (Fn. 13), S. 125 (157–160) wider den “enduring myth of the immature Japanese public;” der Gedanke von der rechtsstaatlichen Unmündigkeit der Japaner basiert weitestgehend auf *Kawashima Takeshino*: 「日本人の法意識」 Tōkyō, 1967.

rens zu nehmen.²⁹ Ein entsprechendes Phänomen ist aus den USA wohlbekannt.³⁰ Besonders kritisch zu bewerten ist die Ausgestaltung des Saiban-in-Systems als Bürgerpflicht, deren Verweigerung empfindliche Sanktionen nach sich zieht.³¹ So wird mittels Auswahl und Durchführung in Privatsphäre wie Freiheitsrechte der potentiellen Saiban-in eingegriffen.³² Ferner kann gerade bei der Beurteilung von schwerwiegenden Fällen der Sexualdelikte oder des Mordes, bei denen die Laienbeteiligung ja gerade fruchtbar gemacht werden soll, eine psychische Belastung der Auserwählten nicht ausgeschlossen werden. Davon losgelöst ist das aufwendige Auswahlverfahren nicht gerade preiswert. Da auch dem japanischen Verfassungsrecht das Gebot der Verhältnismäßigkeit zugrunde liegt,³³ bedarf es zur Rechtfertigung guter Gründe.

c) Einfluss des Saiban-in-Systems auf die Prozesskultur

Vor dem Hintergrund der bislang in Japan beobachtbaren Prozessrealität wird die Abwägung von Für und Wider jedoch um eine entscheidende Komponente ergänzt. Denn nicht zuletzt wegen der oben geschilderten Intransparenz sind in die Reform hohe Erwartungen gesetzt worden.³⁴ Durch das größere Gewicht der mündlichen Verhandlung werden die Parteien gezwungen, weniger auf vorgefertigte Schriftsätze und mehr auf mündliche Argumentation zu vertrauen. Für den Strafverteidiger sind ehrenamtliche Richter wegen ihrer emotionalen Beeinflussbarkeit Chance und Gefahr zugleich.³⁵ Demgegenüber muss die Staatsanwaltschaft bereit sein, gerade im Hinblick auf die Glaubwürdigkeit von Geständnissen vermehrt Rechenschaft abzulegen.³⁶ Dies steht auch im Zusammenhang mit

²⁹ *Takayama Shunkichi*: 「裁判員制度はいらない」 Tōkyō, 2006, S. 165–167.

³⁰ *Widmeier, Uli*: Jury und Medien – zu einem elementaren verfassungsrechtlichen Problem in den USA, NJW 2004, S. 407–410.

³¹ Z. B. *Susuki Muneo*: 「裁判員制度の問題点に関する再質問主意書」 Stellungnahme im Unterhaus v. 24.10.2009.

³² *Nishino Kūichi*: 「裁判員制度の正体」, Tokyo, 2007, S. 148–150.

³³ Methodisch orientiert sich der Supreme Court indes eher an den Leitentscheidungen seines amerikanischen Gegenstücks und weniger an kontinentaleuropäischer Dogmatik; vgl. *Oda* (Fn.11), S. 106–110.

³⁴ Z. B. *Shinomiya Satoru*: 「裁判員は刑事実務の現場に何をもたらしているか」 *Hogaku Semina*, Nr. 644 (2008), S. 1–3.

³⁵ *Dabs, Hans*: Handbuch des Strafverteidigers, 7. Aufl., Köln 2007, Rn. 191.

³⁶ *Johnson* (Fn. 41), S. 1 (9–14).

dem überragenden Wahlsieg der Minshūtō (Democratic Party) bei der 45. Wahl des Unterhauses vom 30. August 2009, die in ihrem Programm die Aufzeichnung der gesamten Vernehmung durch die Polizei forderte. Eine Überprüfung des kostspieligen Experiments ist nach drei Jahren vorgesehen. Nur die Praxis vermag den Vorwurf³⁷ zu entkräften, die Beteiligung von Laien am Strafprozess geschehe weniger zum Wohle der Gesellschaft, als um ihrer selbst willen.

5. Erste Erfahrungen

In der Bevölkerung stieß die neue, erzwungene Beteiligung zunächst auf wenig Gegenliebe. Noch im April ergab eine Umfrage eine Ablehnung von 79 %.³⁸ Entsprechend wurde der erste Fall, verhandelt zwischen dem 3. und 6. August diesen Jahres, von Demonstrationen vor dem Landgericht Tōkyō in Kazumigaseki begleitet.³⁹ Gleichzeitig war das öffentliche Interesse enorm, mehr als 3000 Menschen bemühten sich vergeblich um Beobachterplätze in dem relativ unspektakulären Prozess um den Mord eines 72-jährigen an seiner 66-jährigen Nachbarin. Auslöser für die Tat war ein belangloser Streit über Wasserflaschen, dem ein seit Jahren grollender Konflikt vorausging. Einstimmig entschied das Gericht auf eine Haftstrafe von 15 Jahren, was mit ähnlichen Fällen in Übereinstimmung steht. Interessanter als das Ergebnis ist jedoch der Verlauf des Verfahrens. War vorher befürchtet worden, die ausgebildeten Richter würden die Diskussion monopolisieren, so waren die Saiban-in durchaus zufrieden mit dem Gewicht, das ihre Stimme erhalten hatte. Alle machten von ihrem Recht gebrauch, den Angeklagten zu befragen, um etwa der Intention des Vorsatzes nachzugehen.⁴⁰ Gleichzeitig zeigen die Kommentare der Saiban-in nach Ende des Verfahrens, die Mitgefühl für den Täter und Zweifel an der Richtigkeit der Entscheidung offenbarten, mit wie viel Ernst und Sorgfalt diese ihre Entscheidung über das Schicksal eines anderen Menschen trafen.⁴¹ Auf ähnlich positive

³⁷ *Gōbara Nobuo*: 「裁判員制度が刑事司法を崩壊させる」 in: Nikkei Business online v. 20.09.2008, <http://business.nikkeibp.co.jp/article/manage/20080819/168233/>

³⁸ Daily Yomiuri v. 21.05.2009.

³⁹ Asahi Shimbun v. 03.08.2009.

⁴⁰ Asahi Shimbun v. 06.08.2009; The New York Times v. 07.08.2009.

⁴¹ *Johnson, David T.*: Early Returns from Japan's New Criminal Trials, Asia Pacific Law Review, Vol. 11, 2009 (noch unveröffentlicht), S. 1 (7–9); Vgl. Asahi Shimbun v. 07.08.2009; Mainichi Shimbun v. 07.08.2009.

Resonanz stieß das zweite Verfahren vor dem Landgericht Saitama (10.08.-12.08.2009). Dennoch wurde von akademischer Seite zum Teil vor der Verwässerung der Prozesskultur gewarnt, da die Anwälte beider Seiten nun versuchen, mit der Gestaltung ihrer Argumente das Interesse und die Emotionen der Saiban-in zu gewinnen.⁴² Andere etwa hielten die Anzahl von 6 Saiban-in für zu gering, um demoskopisch repräsentativ zu sein. In weiteren Verfahren wurde von einzelnen Laienrichtern teils scharfe Kritik auch an der Gerichtsorganisation geäußert.⁴³ Zu welchen Folgen die Einbeziehung von Laien in die Urteilsfindung führen kann, zeigt indes ein Beispiel aus Aomori im Norden Japans: Quasi als Spiegelbild der öffentlichen Ächtung der Tat dort ein Mann wegen zweimaliger Vergewaltigung zu 15 Jahren Haft verurteilt – die Höhe der Strafe bewegt sich damit im Bereich eines Mordfalles.⁴⁴ In vergleichbaren Fällen haben Gerichte zuweilen Strafen im Rahmen von fünf bis sechs Jahren verhängt. Auch wenn die Empörung gerade über Sexualdelikte menschlich nachvollziehbar und verständlich ist, vor dem Hintergrund der Rechtssicherheit und dem damit verbundenen allgemeinen Gleichheitssatz scheint eine zu freie Diskretion bei der Strafzumessung bedenklich. In der Tat kann nur die Zeit und eine entsprechende Anzahl an Verfahren ein Urteil über die Praktikabilität und Gerechtigkeit des Saiban-in-Systems sprechen. Exemplarisch steht sechs Monate nach der Prozessumstellung eine Umfrage der Asahi Shimbun, in der immerhin 65 von 100 befragten Saiban-in-Kandidaten ihre Unterstützung beteuerten, für einen zumindest vorsichtigen Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung.⁴⁵

6. Ausblick

Die Hoffnung besteht, dass das neue System des Strafprozesses als Experiment auf indirekte und unorthodoxe Weise spezifische Gerechtigkeitsprobleme in der japanischen Justiz löst oder zumindest

⁴² *Tsuchimoto Takeshi*, in: Mainichi Shimbun v. 12.08.2009.

⁴³ Asahi Shimbun v. 5.12.2009: da man den Angeklagten kaum verstehen könne, seien Mikrophone notwendig.

⁴⁴ Yomiuri Shimbun v. 10.09.2009.

⁴⁵ Asahi Shimbun v. 23.11.2009: 100 befragte Kandidaten, darunter gaben 34 an sich „unbedingt“ am Saiban-in-System beteiligen zu wollen, 31 antworteten mit „da es verpflichtend ist, bleibt mir keine Wahl“, demgegenüber stehen nur 5 Kandidaten, die sich eine Beteiligung „auf keinen Fall“ vorstellen können.

verringert.⁴⁶ Gerade im Hinblick auf die zuletzt gestiegenen Exekutionszahlen mag der Einfluss des Common Sense dazu führen, dass die Todesstrafe seltener verhängt wird. Denn anders als Berufsrichter folgen die Saiban-in weniger den Vorgaben vergleichbarer Fälle als ihrem Gewissen. Inwiefern sich das System bewährt oder sogar eine Vorbildwirkung für andere Länder haben kann, bleibt abzuwarten. Zumindest Südkorea scheint bereit, wie schon bei der Reform der Juristenausbildung, aus japanischen (Miss-)Erfolgen Lehren zu ziehen.

⁴⁶ *Johnson* (Fn. 41), S. 1 (17-18); *Weber* (Fn. 13), S. 124 (171–176).

Mit dem Fahrrad durch Südkorea

Conrad PHILIPP
Friedrich Schiller Universität Jena
Pai Chai Universität Daegon

Durch den Großstadtdschungel

Heute sollte es nun losgehen. 7 Uhr klingelte der Wecker, die Zähne geputzt und das Rad bepackt. Draußen war Sonnenschein. Wie gewohnt, waren die ersten Meter auf dem mit 25 Kilogramm Gepäck vollgepackten Rad ein wenig wacklig. Die Steigerung von einem „Westeuropäer in Südkorea“ ist wohl die eines „Westeuropäers auf einem Fahrrad in Südkorea“ und so zog ich alle Blicke auf mich, als ich zu dem Treffpunkt mit meinem neuen koreanischen Kumpel Min fuhr. Nach zwei Kilometern hatten wir den Han-River von Seoul erreicht. Von dort konnten wir einen Radweg benutzen, der direkt neben dem Fluss aus der Stadt führte. Das war auch die Jogging bzw. Radfahrstrecke vieler Koreaner. Sie schauten sehr interessiert auf mich und mein Fahrrad. Es war warm und trocken. Min traf dann noch zufällig fünf Arbeitskollegen, die ihm kaum glauben wollten, dass ich allein durch Korea fahren will. Seongwan war unsere erste Station. Der 500.000 Einwohner zählende Vorort von Seoul besteht fast ausschließlich aus Wohnhochhäusern. Während unserer Mittagspause zeichnete mir Min in meine Karten den weiteren Streckenverlauf auf verkehrsarmen Straßen. Ich fühlte mich bisher sicher, aber das mag auch daran gelegen haben, dass ich bisher nur auf Radwegen gefahren war. Jetzt sollte es das erste Mal auf einer normalen Autostraße weiter gehen. Der Highway 1 war stark befahren und mittlerweile zeigte das Thermometer mehr als 27° C im Schatten. Nach 60 Kilometern machten wir eine weitere Pause und aßen ein Eis. Min rief seinen Freund an, der ganz in der Nähe wohnte und an der Westküste ein paar Tage mit seinem Wohnmobil Urlaub machte. Ich sollte dann gleich morgen bei ihm vorbei schauen. Das waren noch 270 Kilometer! Ich hatte ein Ziel und war guten Mutes. Das war auch wichtig, denn jetzt verließ mich Min. Er wollte wieder zurück nach Seoul fahren, um nicht in der Dunkelheit fahren zu müssen.

Die Kirche von Chochiwon

Als erstes Ziel erreichte ich Osan, wobei eine direkte Ortsdurchfahrt unumgehbar war. Die Straßen waren völlig verstopft und sechsspurig. Ich bahnte mir den Weg mit Hilfe meiner sechs koreanischen Straßenkarten. Nächstes Ziel war Pyeongtaek auf der Bundesstraße 1. Der Verkehr war extrem. Ich musste mich sehr konzentrieren und stärkte mich mit Powerriegel und Keksen. Am Ende des Tages hatte ich mehr als fünf Liter Wasser auf dem Rad getrunken; am Nachmittag waren es mehr als 30° C. Der Verkehr ließ auch hinter Pyeongtaek nicht nach, obwohl ich schon mehr als 100 Kilometer am späten Nachmittag geschafft hatte. Ich war beunruhigt, ob ich einen geeigneten Zeltplatz finden würde. Nirgends sah ich eine freie Wiese, alles war mit Reis bepflanzt. Meine Hoffnung war die Straße 691, eine kleine Straße, welche von der Bundesstraße wegführte. Bis Cheonam wurde es auch nicht besser – nur hügeliger. Ich fuhr langsam an meine Grenzen. Trotzdem musste ich es vor Sonnenuntergang schaffen. Einige Autos hupten mich an. Ich überholte eine Gruppe von Marathonläufern, die unter Polizeieskorte auf der sechsspurigen Straße ihren Wettkampf ausübten. 20 Kilometer vor der 691 und eine Stunde vor Sonnenuntergang hatte ich Cheonam hinter mir gelassen. Nach einer weiteren Powerstunde zum Abend hin schaffte ich es rechtzeitig zum Abzweig. Die Sonne verschwand gerade hinter den Bergen. Auf der 691 war kein Verkehr und zum ersten Mal (nach 130 km) war die Fahrt entspannend. In dieser Region gab es viele Reisfelder, die bis an den Wald auf den Hängen reichten, d. h., einen Platz, wo ich hätte mein Zelt aufstellen können, konnte ich nicht ausmachen. Noch zwanzig Minuten, dann würde es dunkel sein. Ich erreichte ein Dorf mit einer Kirche (25 % der Koreaner sind Christen). „Man bekommt doch sicherlich auch in einer koreanischen Kirche ein Dach über den Kopf“, dachte ich mir und schellte an der Kirchentür. Doch niemand machte auf. Ich fand einen ungenutzten Gemeinderaum mit einer Tischtennis-Platte und einem Schlagzeug. Eine Stunde später klingelte ich erneut und nun öffnete eine sichtlich überraschte Pfarrersfrau die Tür. Sie verstand mich vielleicht nicht so recht, aber sie gab ihr Einverständnis, dass ich diese Nacht bleiben durfte. Ich war glücklich und rollte meinen Schlafsack aus. Während ich an der Tischtennis-Platte saß und Abendbrot aß, kam der Pfarrer mit seinem 12-jährigen Sohn. Ich zeigte ihnen meine Photos, die ich extra für solche Gelegenheiten mitgenommen hatte. Sichtlich erfreut schauten die zwei sich meine

etwa 200 Bilder an. Ich schenkte dem Kleinen eine europäische Münze, die er voller Stolz in seine Sparbüchse steckte. Es folgte eine Einladung zum Abendessen. Dabei wurden mir zahlreiche Schüsseln mit teils scharfen Gerichten gereicht. Wir saßen auf dem Boden und es schmeckte lecker! Die Frau des Pfarrers hielt sich im Hintergrund. Der Pfarrer verstand etwas Englisch und so konnten wir uns ein bisschen unterhalten.

Hitzeschlacht und eine Fischsuppe

Am folgenden Tage stand eine nicht minder anstrengende Etappe auf dem Programm. Mein Ziel war immer noch der Freund von Min, der sich mit seinem Wohnwagen am Meer aufhielt. Auf dem direktesten Wege waren es etwa 130 Kilometer. Kurz nach 8 Uhr klopfte es an meiner Tür und der Pfarrersjunge brachte mir Eier und Speck mit viel Ketchup. Eine sehr nette Geste, denn das Essen traf genau meinen Geschmack. Der Morgennebel hatte sich verzogen und schon bald schien die Sonne von einem tiefblauen Himmel. Ich verabschiedete mich von meinen herzlichen Gastgebern und startete gegen 9:15 Uhr. Im Nachhinein ärgerte ich mich, dass ich nicht am Sonntagsgottesdienst teilgenommen hatte, aber ich hatte einfach große Lust gehabt, loszuradeln. Die Fahrt machte auch gleich richtigen Spaß, denn anders als gestern fuhr ich auf einer Nebenstraße ohne nennenswerten Verkehr. Mittags schien die Sonne bis in die letzten Winkel des mit Reisterrassen gefüllten Beckens und ich musste eine Pause einlegen. Mein Fahrradcomputer zeigte mehr als 35° C im Schatten, und davon gab es leider nur wenig. Selbst in den ländlicheren Gebieten sind alle Straßenschilder auch mit lateinischen Buchstaben geschrieben, sodass ich meistens keine Probleme hatte, den richtigen Weg zu finden. Nur am Nachmittag wurde es etwas knifflig, denn in einer Ortschaft gab es gar keine Schilder, weshalb den örtlichen Streifenpolizisten um Rat fragte. Leider wusste er auch nur die ungefähre Richtung. Nachdem ich ein paar Minuten gefahren war, überholte mich ein Streifenwagen, dann fuhr er Schrittempo und ließ mich wieder näher kommen. Das ging dann etwa fünf Kilometer so weiter, bis wir eine größere Kreuzung erreichten, wo der Fahrer auf mich wartete. Breit lächelnd grüßte mich der Polizist. Er hatte mich bis zur richtigen Straßenkreuzung gelotst. Nun konnte ich weiter in Richtung Südwesten bis zum Gelben Meer fahren. Die Straße war relativ eben, die Flora bestand aus

Strauchgewächsen und in der Ferne gab einige Hügel. Bis zum Abend hatte ich acht Liter Wasser getrunken. In Ikson profitierte ich wieder einmal von meinem „exotischen Status“. Ich sprach einen Mann auf dem örtlichen Markt an und machte ihm verständlich, dass ich nach Buan fahren wollte. Er beendete seinen Einkauf und führte mich zu der richtigen Straße. Ich hatte nun mehr als 100 Kilometer geschafft, allerdings waren es nur noch 1,5 Stunden bis zum Sonnenuntergang und ich hatte noch ein gutes Stück vor mir. Der nun folgende Streckenabschnitt war der Schlimmste des gesamten Tages. Ich musste auf einer vierspurigen Straße fahren. Mir blieb zum Fahren nur der Randstreifen und der starke Wunsch, das Meer vor Sonnenuntergang zu erreichen. Nach 150 Kilometern kam ich an meine Grenzen und musste mir eingestehen, dass ich es an diesem Tag nicht mehr zu Mins Freund schaffen würde.

Bis dahin hatte ich mir noch keine Sorgen um eine Schlafstelle gemacht. Aber als ich mich nun umsah, gab es wie gestern nur Reisfelder und keine freie Flächen. Ich hatte noch eine Stunde Zeit bis zum Sonnenuntergang. Entlang der Küstenstraße fuhr ich weiter nach Süden. Leider gab es keinen Sandstrand. Links führten steile Berge an die Straße heran, sodass mir klar wurde, dass ich nur in einem Minback (kostengünstige Unterkunft) oder in einem Hostel unterkommen konnte. Entsprechende touristische Infrastruktur fehlte jedoch, sodass ich nur bei den wenigen Fischerhäusern um einen Übernachtungsplatz bitten konnte. Bei dem dritten Haus öffnete man mir die Tür. Die älteren Leute konnten zwar kein Englisch, verstanden aber mein Problem und boten mir sofort einen freien Raum an. Ich durfte duschen und mit ihnen Abendbrot essen. Es gab Krabbensuppe mit Muscheln und Kimchi. Die Krabbe musste noch geknackt werden, kein leichtes Unterfangen mit Stäbchen, aber mit einem freundlichen Lächeln wurden meine Versuche quittiert und weiterer Reiswein nachgeschenkt.

Neue Erlebnisse

Am folgenden Tag war ich gegen 7 Uhr aufgestanden und da meine Gastgeber draußen beschäftigt waren, schaute ich mir ihr Haus etwas genauer an. Man kam durch eine reich verzierte Holztür in einen größeren Raum, auf dessen Boden zahlreiche Kissen lagen, auf die man sich zum Tee oder Fernsehen hinsetzte. Über der großen HiFi-

Anlage hing ein Bild der gesamten Familie. Die vier Kinder, drei davon Töchter, lebten jetzt sicherlich in der Stadt, denn die meisten jungen Leute ziehen vom Land in die Stadt. Der Raum, in dem ich geschlafen hatte, war sicherlich früher das Zimmer eins der Kinder gewesen. Ich aß eine Scheibe Toast mit Nutella von meinen Vorräten und bepackte gegen 8:30 Uhr mein Rad. Mein Gastgeber hatte gerade seine Kuh versorgt und reinigte nun den Hof mit einem Wasserschlauch. Ich schenkte ihm zum Abschied ein Bild von einer früheren Reise. Bei strahlendem Sonnenschein folgte ich der Küstenstraße. Auf der Karte war ein Nationalpark ganz in meiner Nähe verzeichnet. Da ich schon immer einen koreanischen Nationalpark sehen wollen, nahm ich einen 20 Kilometer langen Umweg gerne in Kauf. Zu meiner Freude lag er direkt im hügeligen Gelände und es gab keine Autos. Da Montag war, waren außer mir kaum Besucher da. Ich konnte an jeder erdenklichen Stelle – auch in uneinsichtigen Kurven – halten und Bilder machen. Nach dem ersten Anstieg befand ich mich auf einem welligen Hochgelände, umgeben von teils bewaldeten Hängen, dazwischen ein kleiner See. Über ein fast ausgetrocknetes Flussbett führte eine Stahlbrücke, die jedoch mit ihrer massiven Bauweise nicht so recht in die Umgebung passte. Als ich über einen Sattel wieder zum Meer fahren wollte, endete die Straße allerdings in einer Schotterpiste. Da waren die Kartographen ihrer Zeit voraus gewesen und hatten eine Straße eingezeichnet, die in dieser Form nicht existierte. Ich musste also einen größeren Bogen zurückfahren. Rechts von mir lagen die Bvon-Gun-Berge und auf ebener Straße fuhr ich bis Gulpo. Zum Mittagessen ging ich in Restaurant, das man landesüblich nicht mit Schuhen betreten durfte. Die Tische sind etwa 50 cm hoch, d. h. man sitzt im Schneidersitz auf dem Boden. Wenn ich was bestellte, zeigte ich meist auf etwas, das ein anderer Gast aß oder suchte per Zufall etwas aus. Nach wenigen Minuten kommen eine große Suppe und zahlreiche Schälchen. Je nach lokaler Ausrichtung gab es verschiedene Spezialitäten – zumeist Meeresfrüchte in Schalen. Zudem erhielt ich Mungobohnen und Käferlarven. Und Kimchi ist immer dabei. Erstmals probierte ich feurige Sardinen. Diese waren klein aber sehr scharf und zwangen mich zum häufigen Griff nach dem Tafelwasser, das kostenlos ist und ebenso wie das Essen immer wieder nachgereicht wird. Auf dem Lande ist das Essen wesentlich preisgünstiger als in der Stadt. Leider ist koreanisches Essen nicht sehr kalorienreich, und so bekam ich schon nach zwei Stunden auf dem Rad erneut Hunger.

Am Nachmittag nahm ich die Überquerung zweier kleinerer Gebirgszüge in Kauf, um nicht auf einer stark befahrenen Hauptstraße fahren zu müssen. Im örtlichen Supermarkt von Ponjeong kaufte ich mir Wasser und ein Eis. Als ich aus dem Laden kam, fragte mich ein Polizist, ob ich immer auf mein Geld aufpassen würde. Ich nickte freundlich und radelte weiter. Nun ging es das erste Mal über einen Höhenzug von mehr als 200 Meter. Neben der Straße sah ich sogar einige Wiesen mit kleinen Hügeln, einige von ihnen mit Steinen besetzt. Wie ich später erfuhr, befanden sich unter den Grasflächen die sterblichen Überreste von wohlhabenden Koreanern, deren Familien sich neben einem Grabstein aus Granit auch die Bodenpreise leisten konnten. Auf kleineren Umwegen konnte ich dann die fünftgrößte Stadt des Landes Gwangju (1,5 Millionen Einwohner) zügig umfahren. Nun waren es noch 1,5 Stunden bis zum Sonnenuntergang. Ich konnte keine billigen Privatunterkünfte (Minback) finden. Als ich leicht nervös am Ende des Ortes angekommen war, kam gerade eine Frau in einem weißen Transporter. Ich erzähle ihr von meinem Problem und bat sie um Hilfe. Sie führte mich zu einem Pavillon, den die Senioren gern an heißen Sommertagen aufsuchen, da er überdacht aber offen ist. Eine ideale Liegefläche von 20 qm! Das einzige Problem war jedoch ein Bach in der Nähe des Pavillons und die dadurch zahlreich schwirrenden Mücken. Deshalb führte mich die Frau zu einem Bauernhaus. Die Besitzerin sei vor wenigen Tagen gestorben. Der Strom war bereits abgestellt. Ich war zwar müde, aber ob ich dort Schlaf finden würde ... Da nahm mich die Frau mit zu sich nach Hause. Die Familie waren Bauern, ihr einziger Sohn hatte zehn Tage Urlaub vom Militär und war nach Hause gekommen, um bei der Ernte zu helfen. Der Vater empfing mich überschwänglich und als ich noch eine halbe Stunde beim Verpacken half, war er ganz begeistert. Der Sohn war 21 und sprach recht gut English; auch er freute sich über die Abwechslung auf dem elterlichen Anwesen. Er entschuldigte sich dafür, dass er anfangs etwas ruhig gewesen sei, aber hinter ihm lag einen lange Zug- und Busfahrt, seine Kaserne war im Norden des Landes und die Reise nach Hause nahm fast einen ganzen Tag in Anspruch. Ich durfte mich duschen und anschließend gab es Essen: Kürbis, Fleisch, Fisch. Der Vater zeigte mir noch die Firmenwebsite, auf die er sehr stolz war. Er war der elftgrößte Birnenproduzent Koreas und der größte seiner Provinz

Immer weiter in den Süden

Auf dem Sofa der Farmerfamilie hatte ich sehr angenehm geschlafen. Gegen 6:30 Uhr war ich aufgestanden, weil die Feldarbeit begann und sowieso alle wach waren. Nun hatte ich auch etwas Zeit, mir das Haus im Hellen anzuschauen. Es war schlicht eingerichtet. Nachdem man eingetreten war, befand man sich im Wohnzimmer. Die Küche und der Esstisch waren im hinteren Teil des Wohnraums. Das Bad war sauber und von dort konnte ich auch die Birnenplantage sehen. Vor dem Etappenstart aß ich noch Krabbe mit meinem Gastgeber auf der Veranda. Es war leider bedeckt und die Farmer hatten mir spätestens bis zum Abend Regen prophezeit. Nach wenigen Kilometern hatte ich ordentlichen Gegenwind. Dafür war es mit 30° C im Schatten deutlich erträglicher als die letzten Tage. Zu meiner Linken erhoben sich die rund 800 Meter hohen Berge, welche zum Wolchlsan National Park gehören. Am Horizont sah ich bereits dunkle Wolken und entschloss mich, Mittag zu essen. Ich fuhr also in ein kleines Dorf und wählte das erstbeste Lokal. Außer mir war kein anderer Gast da. Wie üblich wurden mir zahlreiche Schälchen gereicht. Ein Highlight war Peperoni mit Fisch; danach war mein Gesicht für fünf Minuten taub. Während des Essens kam ich mit der Tochter der Köchin ins Gespräch. Han-na studierte Zahntechnik und weil ihre Uni gerade für mehr Leistungen streikte, war sie zu ihrer Mutter nach Hause gefahren. Sie konnte sehr gut Englisch, so dass wir uns richtig unterhalten konnten. Ich zeigte ihr auch meine Reisebilder und wie immer verschenkte ich auch ein paar Fotos. Sie half mir dann auch noch, die Fährverbindungen nach Jeju ausfindig zu machen. Nach über einer Stunde bei den netten Leuten wollte ich bezahlen. Sie gaben mir aber zu verstehen, dass sie mein Geld nicht nehmen würden, denn ich sei ihr Gast. Ich fuhr weiter nach Süden in Richtung Meer. Bald schon wurde mir die Fahrt durch kräftigen Gegenwind erschwert. Ein Blick nach Osten verriet nichts Gutes, denn dunkle Wolken waren aufgezogen. In absehbarer Zeit würden sie Regen bringen. Es wurde spürbar kühler und der Wind wurde noch stärker. Bald regnete es ziemlich heftig und ich hatte Probleme, auf der Straße zu bleiben, zum Glück waren kaum Autos unterwegs. An einem Militärposten winkten mir ein paar Soldaten zu, scheinbar hatten sie Mitleid mit mir. Drei Kilometer vor der Hafenstadt Wando begann ich, nach Unterkünften Ausschau zu halten. Heute wollte ich unbedingt warm duschen. Leider gab es keine Minbacks, sodass ich bei einigen Häusern anklopfte und mich nach

einer Unterkunft erkundigte. Es zeigte sich einmal mehr, dass jene, die wohlhabender waren, weniger bereit sind zu teilen. Je prächtiger das Anwesen, umso abweisender die Leute. Kurz vor der Stadt gab es ein Hotel, das allerdings ziemlich teuer war. Ich wollte einfach nur noch Duschen und mich aufwärmen, so checkte ich ein und konnte das Rad in dem riesigen Speisesaal abstellen. In meinem Zimmer gab kein Bett, sondern nur eine Decke, die ausgerollt den halben Raum füllte, einen Fernseher und einen Ventilator auf einer Kommode. Den Abend verbrachte ich damit, meine nassen Sachen nach und nach über dem Ventilator zu trocknen.

Zur Insel Jeju

Am kommenden Morgen zeigte sich die Sonne von einem wolkenlosen Himmel. Nach zwei Kilometern hatte ich die Hafenstadt Wando erreicht, von wo aus ich zur Insel Jeju übersetzen wollte. Am Hafen gab es etliche Stände mit frischem Fisch. Unzählige bunte Fischerboote lagen vor Anker und bildeten einen sehr schönen Kontrast zum türkisfarbenen Wasser. Nachdem das Fährschiff abgelegt hatte, konnte man noch für einige Zeit die bewaldete Küstenlandschaft sehen. Der heutige Ruhetag tat mir sehr gut, denn in den letzten vier Tagen war ich fast 600 Kilometer gefahren. Kurz vor Sonnenuntergang zog eine Armada von Fischerbooten auf das offene Meer. Im Schein der Lampen gingen sie ihrer immer weniger lukrativen Arbeit nach. Kurz bevor es finster war, erreichten wir Jeju und unsere Fähre ging in der gleichnamigen Inselhauptstadt vor Anker. Mit einem freundlichen Lächeln oder einem anerkennenden nach oben zeigenden Daumen begrüßte man mich auf der Insel. Die Stadt Jeju ist sehr kompakt, da gleich hinter dem Stadtkern alle Wege zum Vulkankegel Hallasan ansteigen. Ich überlegte nicht lange und bezog ein Minback in Hafennähe; mein Zimmer war lediglich 6 qm groß und zeigte auf eine Seitenstraße. Ein Zimmer mit Meerblick hätte das Doppelte gekostet. Mein Rad konnte ich im Hausflur der Vermieter abstellen. Morgen stand eine harte Etappe auf dem Programm, denn ich wollte zum 1700 Meter hohen Hallasan Vulkankegel – zugleich der höchste Berg der Republik Korea - fahren. Ich stellte mir den Wecker auf 6 Uhr um ausreichend Zeit für den Aufstieg zu haben.

Auf den höchsten Berg Koreas

Intensiver Sonnenschein begleitete mich auf meiner knackigen Berg-
etappe. Doch erst einmal suchte ich den Fährhafen auf, um die Details
meiner Rückfahrt zu klären. Die Verkaufsstellen hatten noch ge-
schlossen, aber zu meiner Beruhigung las ich, dass die Fähren jeden
Tag zurück zum Festland fahren. Dann fuhr ich los und erreichte
schon bald ein erstes Waldgebiet. Die dazwischen liegenden Flächen
wurden kaum landwirtschaftlich genutzt. Nur einzelne Pferdekoppeln
konnte ich ausmachen. Die vorbeifahrenden Autofahrer schauten
ganz ungläubig, doch teilweise applaudiert sie mir. Da es ein Wo-
chentag war, gab es nur wenige Touristen. Bei 1250 Metern Höhe
hatte ich einen Parkplatz erreicht, der die Endstation für Autos war.
Ein freundlicher älterer Mann aus Seoul, der mit seiner Tochter und
ihrem französischen Mann ein paar Tage Urlaub auf der Insel machte,
versprach, auf mein Rad aufzupassen. Der Weg führte durch Dickicht
mit vielen Lianen und einem kleinen Bach, der in dem satten Grün
fast unterging, mich aber mit seinem stetigen Plätschern begleitete.
Nach einiger Zeit hörte der Wald auf und in 1600 Metern Höhe hatte
ich eine Art Hochplateau erreicht, und über eine mit Stegen ausgelegte
Wiese ging es ohne merklichen Anstieg gut voran. Nun konnte ich
auch den Gipfel des Hallasan sehen. An einem Bergbach lagen etliche
Schöpfkellen, sodass ich meinen Durst löschen konnte. Bis zu einer
Berghütte war es nicht mehr weit. Hier gab es Postkarten und in der
kleinen Küche wurden bis vor zwei Stunden noch traditionelle
Gerichte angeboten. Leider war auf 1700 Meter Höhe auch das Ende
meiner Wanderung erreicht, denn aus Sicherheitsgründen war der
letzte Teilabschnitt für Wanderer gesperrt. Als letzter Gast bekam ich
die Nudelreste des Tages kostenlos und konnte mich auf den Rück-
weg machen. Mit dem Rad rollte ich zum Pazifik auf die Südseite der
Insel. Nach 40 Minuten war ich auf Meeresebene angekommen. In
den ersten urbanen Gebieten gab es leider nur Hotels, aber keiner
wollte mich privat aufnehmen. So bin ich zu einem Minback in einer
Seitenstraße. Meine Wohnung war mit einer kleinen Küchenzeile
versehen, die ich am Abend noch nutzen konnte.

Inselumrundung

Am folgenden Tage radelte ich einmal um die Insel. Die Vegetation auf Jeju wird durch vereinzelt auftretende Baumgruppen und Palmen bestimmt und unterscheidet sich sehr von der auf dem Festland. Es gibt auch deutlich weniger Reisfelder, dafür mehr touristische Anlagen, aber auch hier kaum freie Wiesen, wo man zelten könnte. In Seogwipo (der zweitgrößten Inselstadt) gibt es in einem Park zwei Wasserfälle, umgeben von einer üppigen Vegetation. Ein anderer Wasserfall im Süden von Seogwipo stürzt direkt ins Meer. An der Küste sieht man immer wieder Stangen mit Tintenfischen, die von Sonne und Wind getrocknet werden. An kleineren Imbissständen konnte man fangfrische Fische bekommen. Außerdem hatte ich das Glück, drei Perlen-Taucherinnen zu treffen, deren Gilde seit Jahrhunderten existiert. Während meiner Mittagspause gesellte sich ein Rennradler zu mir. Er kam aus den USA und war für zwei Jahre als Grundschul-Englischlehrer auf der Insel.



Tintenfische aufgehängt zum Trocknen

Entspannende Schifffahrten

Am kommenden Tag wollte ich Jeju verlassen, doch beide Fähren waren komplett ausgebucht, sodass ich mich nur auf eine Warteliste setzen lassen konnte. Ich sollte später wieder kommen und erneut nachfragen. Ich setzte mich in den Wartraum. Nach einer Stunde kam es zu einer Durchsage, die ich nicht verstand. Ein neben mir sitzender Koreaner stupste mich an und erklärte mir, dass ich soeben aufgerufen worden sei und mein Ticket am Schalter abholen könne. Ich freute mich sehr, schnappte mein Rad und fuhr zum Sicherheitscheck. Nachdem ich diesen passiert hatte, radelte ich zum Schiff. Die Bordklappe war bereits geschlossen, sodass ich nur noch die Treppe hoch zum Schiff nehmen konnte. Diese war aber so schmal, dass ich mein Gepäck abbauen musste. Als ich damit anfang, wurde ich zurückgerufen und ans Ende des Schiffes geführt. Der Kapitän hatte die Bordklappe noch einmal öffnen lassen; er erzählte mir, dass er als Seemann öfters in Europa gewesen war. Nachdem mein Rad verstaut war, setzte ich mich aufs Deck und genoss die Sonne. Ich kam mit zwei Schülerinnen ins Gespräch, die für die Ferien zu Verwandten fuhren. Sie lebten auf Jeju und schwärmten von der Insel. Als ich gerade meine Urlaubsbilder zeigte, gesellte sich noch ein koreanischer Tourradler zu uns, der gerade eine mehrtägige Radtour mit seiner Tochter beendet hatte. Sie war Stewardess, so konnte er kostengünstig fliegen und hatte auch schon das Oktoberfest in München besucht. Nachdem es draußen sehr heiß geworden war, setzten wir unser Gespräch unter Deck fort. Dort gab es keine Sitze, sondern wie in einem koreanischen Zimmer zog man die Schuhe aus und setzte oder legte sich dann auf den Teppichboden.

Ich setzte meine Tour in Mavyuang fort. Das Terrain wurde hügelig und ich kam ordentlich ins Schwitzen. Von der Straße aus konnte ich viele Reisfelder sehen. Ich entschied mich, zu dem auf der Karte eingezeichneten Strand zu fahren. Dort angekommen, war ich enttäuscht. Der schmale Strandstreifen lag direkt an der Straße und war alles andere als reizvoll. So fand ich einmal mehr im Gemeindesaal einer Kirche Unterkunft. Am nächsten Morgen wurde ich vom Pfarrer geweckt und durfte mit ihm und seinen Kindern (seine Frau blieb im Hintergrund) essen. Es gab Fisch, Kimchi, Äpfel und noch viele andere Leckereien. Zum Abschied bekam ich noch ein Paket mit Essen. In diesen Tagen war Chuseok (koreanisches Erntedankfest) und alle Koreaner waren unterwegs und fuhren zu Verwandten,

vor allem junge Leute aus der Stadt. Für mich bedeutete dies überfüllte Straßen und überraschend viele junge Leute auf dem Land. Aber nicht nur die älteren Menschen werden an diesem Tag geehrt, alle Familienmitglieder besuchen die Grabhügel ihrer Ahnen, essen zu Mittag und verbringen den Nachmittag hier.

Bei Bodgo begann es wieder heftig zu regnen und ich musste mich in ein Bushäuschen retten. Kurz vor Sancheon regnete es noch einmal heftig. Ich konnte mich noch unter eine Brücke retten. Nachdem ich dort 30 Minuten gewartet hatte, kam ein Koreaner zu mir gelaufen. Er lud mich in seinen Blumenladen ein, wo er mir Kaffee servierte seine Pflanzen zeigte. Anschließend schauten wir uns meine Reisebilder an. Einmal mehr halfen sie über sprachliche Verständigungsprobleme hinweg. Er war 2004 durch Japan geradelt und plante eine Tour durch die Vereinigten Staaten. Im Zentrum von Gwang-Yang bezog ich ein Hotelzimmer und trocknete meine Sachen über dem Zimmerventilator.

Die erste Wiese

Für heute suchte ich mir eine Strecke am Meer entlang und über eine große Brücke vom Festland zu einer Inselgruppe. Von Namhaedagyo fuhr ich auf der 77 und hielt bei einem kleinen Tempel in Secho, um zu fotografieren. Ein paar ältere Herren, die unter einem Baum saßen und mir dabei zusahen, winkten mich zu sich herüber. Sie bieten sich gerade Fisch und luden mich ein. Die einzige Frau in der Runde schenkte Soju (koreanischen Wodka) aus. Die Stimmung war gut und man forderte mich mehrmals auf, die kleinen Tassen mit Wodka auszutrinken. Ich blieb eine halbe Stunden bei den netten Leuten, ehe ich mich wieder auf mein Rad schwang und (mit etwas wackligen Beinen) weiterfuhr. Am Abend verließ ich die größere Straße und rollte ins Stadtzentrum von Chojon. Zuerst suchte ich die örtliche Kirche auf, wo ich um Asyl für die Nacht bitten wollte. Ich fand jedoch keine Klingel und ging deshalb zum Nachbarhaus. Ein junger Mann und seine Schwester bemühten sich, eine Bleibe für mich zu finden, sie telefonierte mit Verwandten und Freunden, hatten aber keinen Erfolg. So durfte ich erst einmal mein Fahrrad im Innenhof ihres Grundstückes abstellen, und sie servierte mir Kimchi, Fisch, Reis und natürlich eine leckeren Suppe. In gespannter Erwartung unterhielten wir uns eine halbe Stunde bis ihre Eltern kamen. Nach

einer kurzen Unterhaltung kam die junge Frau strahlend zurück. Ich durfte bleiben. Man machte mir sofort ein Bett zurecht und ich konnte meine Sachen in dem Zimmer ihres Bruders ablegen. Bis in die späten Abendstunden schauten wir uns Urlaubsbilder an. Die Tochter war schon zweimal in Europa gewesen, einmal in der Türkei und bei ihrem zweiten Besuch auf Städtetour in Westeuropa.

Am folgenden Tag war der Himmel verhangen, es regnete immer wieder und die Steigungen schienen kein Ende zu nehmen. Als es dämmerig wurde, musste ich mich in einem relativ dünn besiedelten Gebiet nach einer Unterkunft umschauchen. Zu meinem großen Glück sah ich neben einer Apotheke noch eine freie Wiese. Um dem Apotheker, der nicht Englisch konnte, mein Vorhaben zu erklären, zeigte ich ihm ein Bild mit meinem Zelt auf Irland. Er verstand und bat mich, auf die Besitzer zu warten. Wenig später kam das Ehepaar und erlaubte mir, auf ihrer Wiese zu zelten. Ein paar Minuten später klopfte der Besitzer an meinem Zelt und bat mich zu sich herein. Ich durfte duschen und meine E-Mails beantworten. Das Ehepaar lud mich zum Fernsehen ein und zeigte mir anschließend drei dicke Familienalben. Meine Gastgeberin brachte immer wieder Nachschub an geschälten Äpfeln und Weintrauben und wir hatten einen sehr unterhaltsamen Abend.

Der nächste Tag war ohne Regen und die Straßen waren fast ohne Verkehr, sodass die Fahrt wieder viel Spaß machte. Neben der Straße gab es keine Möglichkeit, das Rad abzustellen und für ein paar Minuten gemütlich zu essen. Also hielt ich auf dem Gelände eines Hotels und aß an einer Holzhütte Toast mit Pflaumenmus. Den Pflaumenmus hatte mir meine letzte Gastgeberin zusammen mit 10.000 Won geschenkt. Plötzlich schaute eine Frau, in ein Handtuch gewickelt, heraus. Sie war höchst überrascht und machte die Tür schnell wieder zu. Da erst wurde mir klar, dass ich genau neben der Frauensauna saß.

Ich wollte noch nach Gyeongju – der historischen Hauptstadt des Silla-Reiches – radeln, doch bis dorthin waren es noch 39 Kilometer, es regnete wieder und ich war völlig durchnässt, als ich dort ankam. Ich befand mich in einer anderen Welt. Die historischen Häuser und die Abendstimmung mit dem Regen hatten einen ganz eigenen Reiz. Ich fuhr in die Stadt, nahm mir ein Zimmer in einem Hotel, und weil für morgen auch noch Regen angesagt war, entschied ich mich, gleich zwei Nächte zu bleiben.

In Gyeongju

Nach dem Frühstück machte ich mich auf den Weg in die Stadt. Zuerst besuchte ich die Anlage des Gulgulsa-Tempels. Gyeongju war unter dem Namen Seorabol die Hauptstadt des alten Silla-Königreichs, das zu Beginn des ersten Jahrhunderts entstand und vom siebten bis neunten Jahrhundert den größten Teil der koreanischen Halbinsel beherrschte. Nach dem Fall des Königreichs büßte Gyeongju seine Bedeutung ein. Heute ist Gyeongju eine typische mittelgroße Stadt, hat aber auch ihre eigene Identität bewahrt und ist es eine der bekanntesten Attraktionen Südkoreas.

Ich besuchte noch den neun Meter hohen Grabhügel eines bedeutenden Herrschers und das Nationalmuseum. Viele Schulkinder waren dort und grüßten mich mit „hello mister“, „my name is ...“ oder „I love you“.



Tempelanlage in Gyeongju

Durch dichten Verkehr und Regen

Gleich zu Beginn der neuen Etappe musste ich auf einer achtspurigen Straße durch einen 2000 Meter langen Tunnel. Der Lärm und die Enge auf meinen Randstreifen, ließen mir die Fahrt ewig vorkommen.

Am Strand nahe Pohang sah ich einige Spaziergänger, aber keine Schwimmer. Ich ließ noch ein Bild von mir und meinem Fahrrad am koreanischen Strand machen. „Mein Fotograf“ schüttelte nur den Kopf, als ich ihm von meiner Tour berichtete. Im hügeligen Terrain hatte ich immer wieder reizvolle Ausblicke auf das unruhige Meer und die dunkeln Wolken am Horizont, die erneuten Niederschlag ankündigten. Wenige Minuten später war es soweit und es regnete so stark, dass ich mich zuerst in einem Bushäuschen und später in der Garage eines Hotels unterstellen musste. An einem Imbiss holte ich mir Kaffee und getrockneten Tintenfisch, der aber recht zäh war. Ich beobachtete eine Reisegruppe von Kriegsveteranen aus dem Koreakrieg, welche mit ihren Uniformen noch im hohen Alter ein respektinflößend wirkten. Als der Regen aufhörte, radelte ich weiter und entdeckte kurz vor Sonnenuntergang eine Parkanlage, in der ich mein Zelt aufbaute.

Am nächsten Morgen zeigte sich die Sonne zaghaft und die Straße führte am Meer entlang. Bei Gangu beeindruckten mich die zahlreichen Fischrestaurants. Wie ich später erfuhr, ist die Stadt das Mekka für alle Liebhaber von Meeresfrüchten. Für einen Vegetarier wäre die Fahrt problematisch gewesen, es gab unzählige Aquarien mit lebenden Krabben und der Tintenfisch trocknete mehrere Kilometer, aufgereiht auf Stangen, entlang der Straße in der Sonne. Im Sonnenschein, rechts das blaue Meer mit teilweise hohen Wellen, fuhr ich weiter. Entlang der Straße sah ich mit farbenfrohen Bildern bemalte Militärhäuschen, eingezäunt von Stacheldraht Ein schweres Geschütz war direkt auf das Meer gerichtet. Später traf ich einen Koreaner mit Rucksack und Wanderkarte und erfuhr, dass es üblich ist, dass Studenten ein paar Wochen durchs Land wandern und billige oder kostenlose Unterkünfte bekommen. Ich traf auch noch einige Radfahrer mit Rucksack entgegen, wir grüßten uns herzlich und so hatte ich zumindest am Ende der Tour noch Gleichgesinnte getroffen. Wieder am Meer sah ich ein kleines Kieferwäldchen mit einer Wiese! Auf meiner Isomatte liegend lauschte ich vor dem Einschlafen der Brandung.

Abschied von dem interessanten Land

Bei herrlichem Sonnenschein konnte ich meinen letzten Tourtag beginnen. Ich freute mich, als mich einige Autofahrer grüßten und mir etwas Motivierendes zuriefen. Einer machte ein Bild mit seiner Handykamera und deutete auf meine profillosen Reifen. In der Tat waren sie fast völlig abgefahren, aber sie hatten ja schon fast 2000 Kilometer hinter sich. Für diese Nacht nahm ich mir ein Hotelzimmer, denn die Strände waren vom koreanischen Militär abgesperrt.

Am nächsten Morgen fuhr ich zum Busbahnhof von Samcheok. Als ich mir die Zeiten notierte, kam gleich eine englisch sprechende Angestellte zu mir und half bei dem Ticketkauf (damals kostete die Busfahrt von Ost nach West rund 18 Euro). Der Bus war voll klimatisiert und sehr gut gepolstert (im Gegensatz zu einem Fahrradsattel). Nach knapp vierstündiger Fahrt hatten wir Seoul erreicht. Am gigantischen Busbahnhof in Seoul bepackte ich mein Rad und kämpfte mich durch den Großstadtdschungel zum Hang-River. Als ich den Namsan mit seinem Fernsehturm sah, war ich „zu Hause“, denn von hier aus kannte ich den Weg zu meiner Unterkunft. Es ging noch einmal sieben Kilometer am Stadtfluss entlang, gemeinsam mit vielen Joggern und Fahrradfahrern. Jeder Radler grüßte mich und nach wenigen Minuten hatte sich eine Gruppe gefunden, die mit mir zusammen fuhr. Ich steuerte das Hostel an, in dem ich bereits vor meiner Tour für eine Woche gewohnt hatte. Die Besitzerin war glücklich, mich wiederzusehen. Ich erzählte ihr ausführlich, wo ich gewesen war und sie schrieb alles mit, um meine Geschichte später weiter erzählen zu können.



Bei einem der vielen leckeren Abendessen

Korea, wer bist Du und wenn ja wie viele? Eine Beobachtung zum allgemeinen Kenntnisstand über Korea

Hedwig POTTAG
Humboldt Universität zu Berlin
Ewha Womans University Seoul

Was wissen wir eigentlich über Südkorea? Über das kleine Land zwischen China und Japan, angrenzend an einen der letzten realsozialistischen Staaten, den Bruder und Feind Nordkorea?

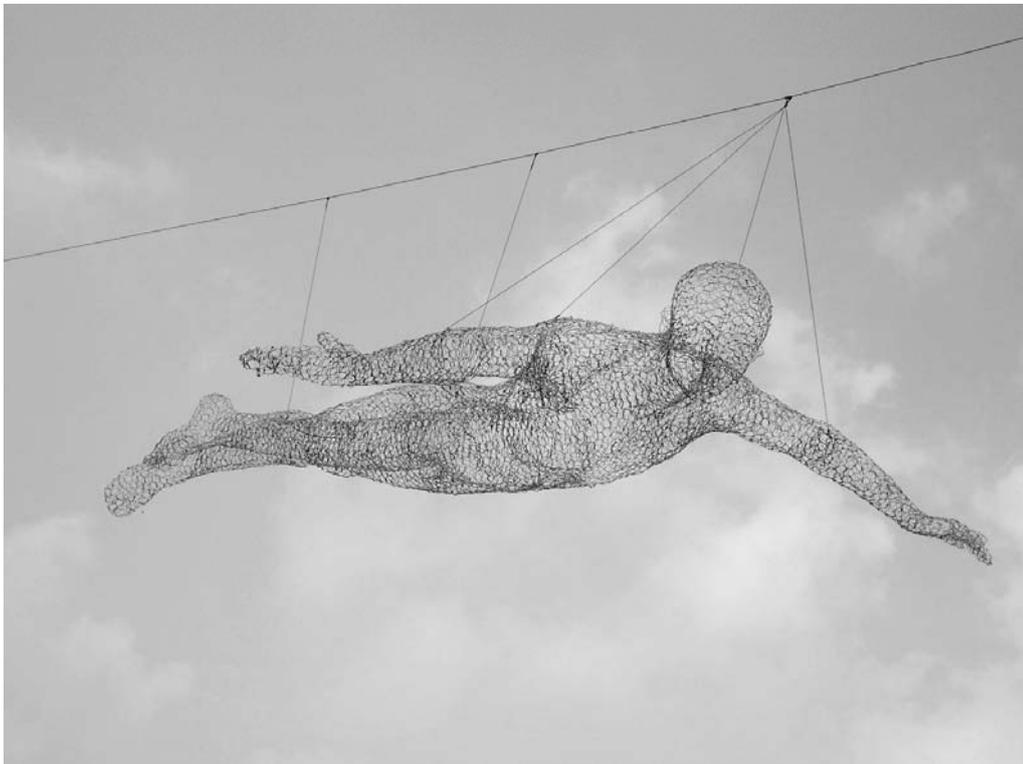
In Vorbereitung auf das 10. Treffen der DAAD-Stipendiaten begab ich mich auf die Strassen der Berlins und fragte einmal nach: „Berlin, was fällt Dir zu Korea ein? Was weißt Du über das Land, das zwar keine Mauer hat, aber doch ähnlich wie Du es früher warst geteilt ist? Was weißt Du eigentlich über die Menschen, die tagtäglich über Deine Straßen spazieren, die in Deinen Klaviermeisterklassen sitzen oder in Elektronik-Chefetagen?“ – Nun „Würschtl-Bier-Image-Belastete“ sprachen, wie ich feststellen konnte, sehr offen über „Kimchi-Samsung-Images“ hinaus über das Land, das wir in vielen Menschen sehen und doch oft nicht erkennen.

Doch zunächst möchte ich mit mir anfangen, mit meinem persönlichen Halbwissen, meinen Halbvorstellungen vor und nach meiner eigenen Entdeckungsreise.

Als ich 2007 beschloss in diesem ziemlich unbekanntem Land zu studieren und davon erzählte, legte mir ein Bekannter ans Herz, ich solle, falls ich in Seoul einem Herrn Kim begegnete, diesen doch herzlich von ihm grüßen, sie seien Arbeitskollegen gewesen. Nun hat Südkorea bei einer Bevölkerung von knapp 50 Millionen Menschen allerdings schätzungsweise 10 Millionen mit Namen „Kim“ zu verzeichnen. Diesen Auftrag konnte ich daher leider nie erfüllen.

Es waren Kim Ki’duks Filme, die ich – zugegebenermaßen zufällig – sah und die mir das Bild eines komplexen Landes nahe (näher) brachten. Da erzählt Kim in „Bin-Jip“ die Geschichte eines

jungen Mannes, der in Häuser einbricht und in Abwesenheit der Bewohner eine Identität als Familienmitglied annimmt, sich um die Wohnung, die ungewaschene Wäsche oder Verstorbene kümmert. Durch ihn wurden die Behausungen und das Leben der Bürger von Seoul, in teils winzigen Appartements, die einen schäbig die anderen hochmodern, oder in koreanischen Hanokhäuser, fast fühlbar. Der Protagonist als anonymes Individuum vermittelte mir damals das Bild einer gewissen Haltlosigkeit in der Millionenstadt. In „Frühling, Sommer, Herbst, Winter und Frühling“ präsentiert Kim buddhistisches Leben abseits der Städte: Ruhe und Unruhe im Zyklus religiöser Erziehung. Die Bühne, eine auf einem See beinahe schwebende Hütte. – Wer oder was ist denn jetzt Korea?



Namsan Park 2008 © Hedwig Pottag

Korea, springt Laura auf Kleidungsschildern entgegen: „Made in Korea“ steht bei H&M, sagt sie. Als sportliche junge Frau fällt ihr noch die Olympiade ein, Taekwondo und das neue Eislaufsternchen Kim Yun’Na. Forever Young ergänzt besserwisserisch, dass die Olympiade 1988 die Demokratiebewegung Südkoreas erheblich beein-

flusst hat, gar als Auslöser für den politischen Wechsel gilt. Uri (koreanisch für „unsere“) Kim gibt den Koreanern in diesen Tagen mit ihren grandiosen Erfolgen Halt durch die schwere Rezession zu gleiten. Laura ist begeistert von dieser „Menschenfixiertheit“ der Koreaner. „Ich denke immer, Asiaten sind so mechanisch.“ Ach nein, erklären wir, Koreaner sind sehr emotional, sehr musikalisch und einzelne Menschen haben in diesem Land so manchem Wechsel eingeleitet.

Markus fällt zu Korea Silvester Stallone in „Rambo“ ein, obwohl der in Vietnam gespielt hat. Und er denkt an leckere Nudeln in Kokosmilch und ihm fällt jetzt auf, dass er viel zu wenig über dieses geteilte Land weiß!

Beates Korea definiert sich über einen guten Freund, der seit Jahr(zehnten) mit einer Koreanerin verheiratet ist und ihr Korea über den Magen näher bringt. „Er erzählte mal von einer Grillen-Jagd in den Feldern und dem anschließenden Verspeisen der gegrillten Insekten.“ Alle Koreaner seien immer beeindruckt von seinem Bart, dank dessen er schon in noch jungen Jahren als weise galt. Praktisch sei auch das Reisen mit kleinen Kindern, weil alles auf dem Boden stattfindet und überwältigend findet Beate die Heilerfolge der Kräutermedizin. Ginseng ist unser gemeinsames Rezept um Forever Young zu bleiben!

Lea denkt bei dem Wort Korea an weite und bunte Kleider der Frauen. Klar denkt sie an Nord- und Südkorea und dass dieses Land ihrem Heimatland, Deutschland, gar nicht so unähnlich ist. „Schließlich waren wir auch mal zwei getrennte Länder, eines kapitalistisch, das andere kommunistisch. Obwohl der asiatische mit dem sowjetischen Kommunismus wohl kaum vergleichbar ist.“ Jetzt wird sie nachdenklich und denkt „natürlich an meinen koreanischen Taekwon-Do-Meister, der mich mit seiner Weisheit, seiner Perfektion, seiner ganzen Lebensweise sehr beeindruckt hat.“

Martin trägt sein Wissen über Korea vor mit den Worten: „Korea ist ein asiatischer Staat, der in den letzten zwei Jahrzehnten eine rasante wirtschaftliche Entwicklung erfahren hat“ und weiß noch was ganz Neues: Korea sei auch ein interessantes Getränk, bestehend aus 3 Teilen kalter Coca-Cola und einem Teil schwerem Rotwein. So vom Typ „Pennerglück“ schwärmt er, „geht sofort in die Blutbahn und lässt alles vergessen!“ Prost und hicks und unser Wissen über Korea hat sich soeben erweitert.

Wir haben uns bis jetzt auf Berliner, vielmehr auf „deutsch aussehende“ Berliner mit unseren Fragen konzentriert. Unser Korea-aufklärungsfinale soll jedoch mit jemandem geschehen, dem dieses vielseitige Land nicht aus Geschichtsbüchern, den Tagesthemen oder der Sporthalle bekannt ist, sondern der oder die es tagtäglich mit sich herumträgt. Und da treffen wir Nadin. Nadin, die Berlinerin, Nadin, die Halbkoreanerin. Nadin, was ist für Dich Korea?

„Korea ist meine Mama! Mein halbes Ich. Korea schaut mich jeden Morgen aus dem Spiegel an und dieses Spiegelbild schaut anderen ins Gesicht. ‚Woher kommst Du denn?‘ – ‚Meine Mama kommt aus Korea.‘ – ‚Aus Nord- oder aus Südkorea?‘ – ‚Aus Südkorea!‘“

„Korea klingt lecker! Da läuft mir schon bei der ersten Silbe das Wasser im Mund zusammen! Kimchi, Reiskuchen, Bibimbab, Bulgogi, Kimbab, Wasserreis, getrocknete Fischchen. Für mich die beste Küche der Welt!“

„Korea ist Wehmut! Nein, die Sprache spreche ich leider nicht, immerhin kann ich die Schriftzeichen lesen, auch wenn ich nichts verstehe ist das ein wunderbares Gefühl.“

„Korea: Sehnsucht! Sehnsucht, wieder dorthin zu reisen. So viele Kilometer von Deutschland Richtung Osten, ich habe das Gefühl, in ‚meine‘ Richtung.“

Korea ruht wie wir festgestellt haben, für viele in derselben Schublade wie China, Japan, ja sogar Vietnam. Über Korea wusste auch ich vor meinem Aufenthalt nicht viel mehr, als dass es Familien trennt, den UN Generalsekretär Moon und den Pionier der Videokunst Paik hervorgebracht hat. Korea ist komplex. Korea ist Taekwondo, ist Kimchi, ist Kräutermedizin, buddhistische Ruhe, ist Elektrowonderland und politischer Wandel.

Wenige reisen nach Korea, das geschichtlich und kulturell sehr spannend ist. Korea wird, wie auch im Anschluss an den Vortrag deutliche wurde, vielfach mit nostalgischen Projektionen versehen und ist nur aus Unwissenheit nicht im kollektiven Gedächtnis angelangt. Dieses Land übt einen ungewöhnlichen Reiz auf all jene aus, die dort waren oder jemanden kennen, der Korea einmal betreten hat. Korea kann auf so vielen Ebenen lieb gewonnen werden, die Gastfreundschaft besticht und das dynamische Leben in der Millionenmetropole ist mit wenig vergleichbar.

Am Ende des 10. DAAD-Stipendiatenseminars wurde eine klare Botschaft gesendet, Korea zu promoten, als Botschafter zu fun-

gieren und das Land in das Bewusstsein aller Studierenden und Forschenden zu katapultieren. Dieser Auftrag ging an die ehemaligen Stipendiaten in Korea und an alle, die sich für Korea interessieren. Konsequenz war die Gründung des KoreaNetzWerk durch Teilnehmer des 10. Stipendiatenseminars. Was wir wollen, ist keine Revolution. Wir wünschen uns lediglich ein wenig mehr Bewusstsein und Neugierde diesem vielfältigen Land gegenüber. Wir werden dafür arbeiten, dass dieser Ansatz erfolgreich umgesetzt wird und sind für Anregungen und Ideen, Projektvorschläge und Kontakte offen.

Freuen wir uns also auf das nächste Stipendiatenseminar, bei dem Korea einen etablierten und zeitgemäßen Platz im Programm haben wird.

„Jüdische Motive“? Das finanzpolitische Engagement des Bankiers Jacob Schiff für Japan im Russisch-Japanischen Krieg

Mansur SEDDIQZAI
 Universität Bonn
 Waseda University, Tōkyō

1. Einleitung

Das Judentum ist vor der erzwungenen Öffnung Japans im 19. Jahrhundert in der Japanischen Geschichte nahezu irrelevant gewesen. Es gab keine soziokulturellen noch soziopolitischen Verbindungen, auch ein Kulturtransfer über die vielen weitreichenden Handelsrouten blieb so gut wie aus. Als sich Japan nun Mitte des 19. Jahrhunderts dem internationalen Handel anschloss, zog es auch jüdische Kaufleute aus Europa, Irak, Indien und Syrien in die Hafenstädte Japans; vor allem nach Nagasaki, Kōbe und Yokohama.¹

Ende der 1860er wurde Yokohama das wichtigste Zentrum jüdischen Lebens in Japan. Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges stieg die Zahl von Juden, die nach Japan zogen, zwar in beschränktem Umfang, aber konstant an. Die revolutionären Ereignisse in Russland der Jahre 1905 und 1917 waren jeweils Höhepunkte der Einwanderung von Juden nach Japan. Das Gros der jüdischen Flüchtlinge siedelte in Nordchina und in der Mandschurei, jedoch lag das Zentrum der jüdischen Hilfsorganisationen des Fernen Ostens in Japan, von wo aus die Flüchtlinge in die USA und nach Lateinamerika weitergeleitet wurde.²

Für die meisten Japaner und auch für japanische Regierungskreise waren diese jüdischen Einwanderer Ausländer, die sich nicht von anderen fremden Geschäftsleuten unterschieden. Die geringe Zahl dieser Flüchtlinge machte sie irrelevant für die öffentliche Meinung, sie gingen unter in der Masse der Ausländer.

¹ Vgl. KREISSLER (1994): S. 187.

² Vgl. ebd.

1.1 Zäsur durch Russisch-Japanischen Krieg

Der Russisch-Japanische Krieg sollte einen bedeutenden Wegpunkt für die gegenseitige Wahrnehmung von Japanern und Juden bedeuten. Die Situation der Juden in Russland vor dem russisch-japanischen Waffengang ist ein entscheidender Aspekt, um die Wahrnehmung Japans durch intellektuelle jüdische Kreise verstehen zu können.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten fast fünf Millionen Juden im Zarenreich, das war damals rund die Hälfte der jüdischen Bevölkerung weltweit.³ Die jüdische Bevölkerung Russlands machte ungefähr fünf Prozent der Gesamtbevölkerung aus, die meisten lebten im westlichen, europäischen Teil des Russischen Reiches. Ben-Ami Shillony beschreibt ihre soziale Situation im Kontext von Antisemitismus und vorrevolutionärer Spannung folgendermaßen:

“Most of them were restricted to the western ‘pale’, but university graduates, businessmen, and professionals managed to get permission to reside in the big cities. Frustrated and radicalized Jewish youth joined the revolutionary movements which promised racial equality, while those who could afford it flocked abroad to find a better life in Western Europe or America. Others, awakened by the Zionist movement, turned to the old Jewish homeland in Palestine.”⁴

Im Vorfeld des Russisch-Japanischen Krieges war das gesellschaftliche Leben für Juden in Russland geprägt von Anfeindungen und Misstrauen. Der Staat hat diese Ressentiments durch eigene Propaganda geschürt und legitimiert. Er hat sich mitschuldig gemacht an der Erdichtung und Verbreitung einer perfiden Lüge über Juden, die sich weltweit verbreitete und bis zum heutigen Tage gegen Juden ins Feld geführt wird:

“The entrance of Jews into Russian society produced an anti-Semitic backlash that was encouraged by the authorities. In the early years of the century, the Russian secret police (*okhrana*) concocted and circulated the notorious anti-Semitic forgery, The Protocols of the Elders of Zion, which portrayed a Jewish plot to control the world. Tsar Nicholas II continued the anti-

³ Vgl. SHILLONY (2007): S. 393.

⁴ Ebd.

Semitic policies of his father Tsar Alexander III. He blamed the Jews for the social unrest in his country and condoned the anti-Jewish pogroms.”⁵

Obgleich tausende Juden auf Seiten Russlands gegen Japan kämpften, konnte sich die japanische Seite der Sympathien von Juden weltweit sicher sein. Die Pogrome gegen Juden in Russland, die maßgeblich von staatlicher Seite durch Propaganda vorbereitet und geduldet wurden, haben Japan vielen Juden als „gerechter Vollstrecker höherer Hand“ gegen das „böse Russenreich“ erscheinen lassen.⁶ In Russland selbst konnten Juden selbstverständlich nur verdeckt und in Anspielungen Unterstützung für den japanischen Kriegsopponenten zeigen.

1.2 Amerikanische und britische Kredite für Japans Sieg

In den späten Jahren des 19. Jahrhunderts investierten maßgeblich jüdische Financiers, darunter auch die Bankiersfamilie Rothschild⁷, enorme Geldmengen in den Bau der transsibirischen Eisenbahn.⁸ Mit Beginn des Krieges stoppten diese Investoren weitere Kredite an Russland. Zur gleichen Zeit entwickelte sich fernab in den USA unter jüdischen Immigranten aus Russland eine projapanische Haltung. Diese gewann an Kontur, als Juden aus Atlanta, Georgia, im Februar 1904 eine Kampagne initiierten, die das Ziel hatte, drei Millionen Dollar zu sammeln, um ein Panzerschiff für Japan, das „Kishinev“⁹ heißen sollte, zu finanzieren.¹⁰ Dieses ehrgeizige Projekt scheiterte; jedoch nahmen sich jüdische Finanzkreise in den USA der japanischen Sache an. Die führende Figur dabei war Jacob H. Schiff, Präsident der Bank Kuhn-Loeb und Co. Seine Bank war eine der Investmentbanken führenden – wenn nicht gar *die* führende – der Vereinigten Staaten zu jener Zeit.

⁵ Ebd.

⁶ Vgl. ebd.: S. 395.

⁷ Das Haus Rothschild fast während des gesamten 19. Jahrhunderts bis 1914 im Besitz der weltgrößten Bank.

⁸ Vgl. SHILLONY (2007): S. 397.

⁹ Anspielung auf den ersten Pogrom in Kishinev, einer Stadt in Bessarabien. Von staatlicher Seite wurde der Pogrom zumindest geduldet, dabei starben 47 Juden, mehrere hundert wurden verletzt und knapp 700 Häuser in Brand gesteckt.

¹⁰ Vgl. SHILLONY (2007).

1.3 Schiffs Beweggründe

Rund um Schiffs finanzpolitische Aktivität für Japan im Krieg gegen Russland hat sich ein den Diskurs dominierendes und ein weniger etabliertes, dafür differenzierteres, Narrativ gebildet. Das traditionelle verklärt dabei Schiff zum unnachgiebigen Verfechter der „jüdischen Sache“. So soll sein Hauptmotiv bei der Mitfinanzierung des japanischen Krieges vor allem anderen der Schutz der Juden in Russland und ein politischer Wandel der russischen Verhältnisse gewesen sein. Die zweite, weitaus differenzierte Version geht dagegen von einem pragmatischen und realpolitischen Engagement für Japan aus, wobei ex post das Motiv der schützenden Hand über die Juden Russlands, auch von Schiff selbst, hervorgehoben und politisch genutzt wurde.

2. Der Mythos um den jüdischen Bankier Schiff

2.1 Traditionelles Narrativ

Einige Monate nach dem Ausbruch des Krieges sandte die japanische Regierung den stellvertretenden Leiter der japanischen Zentralbank, Baron Takahashi Korekiyo¹¹, nach London und New York, um Kredite für die Kriegführung zu beschaffen. Takahashi gibt uns in seinen Memoiren Auskunft über seinen Auftrag und den Modus seiner Erfüllung. Demnach sollte er in New York und in London Kriegsanleihen im Wert von 10 Millionen Pfund beschaffen.¹² Nachdem er sich keinen Zugang zu Kontakten an der Wallstreet verschaffen konnte, reiste er nach London. Dort schien das japanische Unterfangen zunächst zu scheitern, denn die einhellige Meinung bei den potenziellen Gläubigern – die Gespräche wurden mit Lord Revelstoke von Baring Brothers & Co., Sir Ernest Cassel und den Rothschilds geführt – lautete, dass Japan den Krieg verlieren würde. Die japanische Regierung lehnte die drückenden Konditionen nach mehreren Verhandlungsrunden ab. Takahashi konnte einen Durchbruch erzielen, der zu einem annehmbareren Vertrag führte. Für Japan stellte dieser Vertrag immerhin die Hälfte der Summe, also fünf Millionen

¹¹ Takahashi war später siebenfacher Finanzminister Japans und wurde 1921 zum Premierminister ernannt. Er wurde 1936 ermordet.

¹² Vgl. GUTWEIN (2007): S. 124.

Pfund, sicher.¹³ Die japanische Regierung zögerte diesen Vertrag zu ratifizieren, was mit den harschen und unbefriedigenden Konditionen zu erklären ist, die auch dieser Vertrag beinhaltete.

Takahashi traf bei der Festveranstaltung des von ihm unterschriebenen, aber von Tōkyō noch nicht ratifizierten, Vertrages in London auf Schiff. Takahashi nahm Schiffs ungewöhnliches Interesse an japanischen Belangen wahr und versuchte sein möglichstes dieses Interesse zu befriedigen – ohne von Schiffs besonderer Stellung an der Wall Street zu ahnen.¹⁴ Am folgenden Tag wurde ein überraschter Takahashi über folgende Tatsache gewahr:

„Schiff was willing to float the other £5 million that the British bankers had intended to postpone. Schiff's consent paved the way to a new agreement, according to which the British group committed itself to issuing a war loan of £10 million, while Kuhn, Loeb & Co., committed itself to purchase half of this amount and to float it in the United States.“¹⁵

Schiff hatte bereits im Februar 1904 bei einem Treffen mit jüdischen Gemeindevorstehern aus seinen Gedanken, Japan finanziell zu unterstützen, kein Geheimnis gemacht:

“Within 72 hours war will break out between Japan and Russia. The question has been presented to me of undertaking a loan for Japan. I would like to get your views as to what effect my undertaking of this would have upon the Jewish people in Russia.“¹⁶

Er machte aus seiner Antipathie gegen das damalige politische System Russlands keinen Hehl. Insbesondere die blutigen Pogrome gegen Juden zu Anfang des Jahrhunderts, die von offizieller russischer Seite geduldet und sogar begrüßt wurden, bestimmten Schiffs Abneigung.¹⁷ Dieses „jüdische“ Motiv für Japans Unterstützung ist am deutlichsten in einem Brief an Lord Rothschild vom April 1904. Dort schreibt Schiff:

¹³ Zwei Banken gewährten die Kredite: die Parr's Bank und die Honk Kong & Shanghai Banking Cooperation.

¹⁴ Vgl. GUTWEIN (2007): S. 125.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ COHEN (1999): S. 134.

¹⁷ SMETHURST (2007): S. 70–71.

“I am afraid troubled times are still in store for our unfortunate coreligionists in the tsar’s dominion, and it can only be hoped for their sake as well as for the good of Russia itself, that the conflict between Russia and Japan will in its consequences lead to such an upheaval in the basic conditions upon which Russia is now governed that the elements in Russia which seek to bring their country under constitutional government shall at last triumph. Until that day arrives, and come it must, I fear the Russian Jewish question will be impossible of any real solution.”¹⁸

Schiff überzeugte seine eigene Bank, außerdem die First National Bank sowie die National City Bank japanische Kriegsanleihen aufzunehmen.¹⁹ Die öffentliche Meinung in den USA musste Schiff ebenfalls nicht fürchten, da diese Japan favorisierte. So konnte Japan nahezu 200 Millionen Dollar aus Amerika und Europa akquirieren, um den Krieg zu finanzieren. Der japanische Chefunterhändler Takahashi, überrascht über Schiffs großzügige Hilfe, verstand dessen Motivation erst, als dieser ihm über die Unterdrückung von Juden im zaristischen Russland und seinem Wunsch diesen zu helfen, erzählte. Er bestätigt Schiffs Motive durch folgende sehr lesenswerte Passage:

“He was justly indignant at the unfair treatment of the Jewish population by the Russian government, which had culminated in the notorious persecutions. He harbored no ill-will towards the Russian people; but he thought the Imperial regime of Russia was utterly antiquated. A system of government which was capable of such cruelties and outrages at home as well as in foreign relations must be overhauled from the foundations in the interest of the oppressed race, the Russian people themselves, and the world at large. For this purpose, it was deemed desirable to admonish the ruling class of Russia by an objective lesson. Happening to be in Europe, Mr. Schiff saw in the war callously embarked on by the Russian government a welcome opportunity for giving effect to cherished idea. He felt that if defeated, Russia would be led in the path of betterment, whether it be revolution or reformation and he decided to exercise whatever influence or playing the weight of American resources on the side of Japan.”²⁰

¹⁸ ADLER (1928, Bd. 2): S. 121–122.

¹⁹ Vgl. SHILLONY (2007): S. 397.

²⁰ ADLER (1928, Bd. 1): S. 217–218.

Im März 1906, sechs Monate nach Kriegsende, besuchte Schiff gemeinsam mit seiner Familie Japan. Kaiser Meiji gab ihm zu Ehren ein Festmahl und verlieh ihm als erstem Ausländer den Orden der Aufgehenden Sonne. Schiff, wahrscheinlich ergriffen von den Ehrungen, stieß – entgegen dem peniblen Protokoll – auf des Kaisers Wohl an und verglich ihn dabei mit George Washington, „first in war, first in peace, first in the hearts of his countrymen“.²¹ Damit waren jedoch die Ehrungen noch nicht beendet, die Schiff in Japan widerfuhren, denn er wurde daraufhin von der japanischen Zentralbank eingeladen und von vielen weiteren Mächtigen der japanischen Gesellschaft. In Russland stieß Schiffs Besuch dagegen auf starke Ablehnung und noch 1911 sprach der russische Finanzminister von „dem Juden Schiff“, dem die russische Regierung nie vergäße und nie vergäbe.²²

Das Interesse an „Juden“ in Kreisen der japanischen Elite stieg im Angesicht der finanziellen Vorteile, die durch die lukrativen Verbindungen mit Schiff zustande kamen. Dies war womöglich das erste Mal, dass man in Japan Kenntnis nahm von einem jüdischen Einfluss auf zentrale Kreise in Politik und Wirtschaft.²³

2.2 Neue Erklärung für Schiffs Verhalten

Das finanzpolitische Verhalten der Familie Rothschild ist im Gegensatz zu dem Jacob H. Schiffs im wissenschaftlichen Diskurs nie einseitig auf das Motiv „jüdischer Solidarität“ oder „jüdischem Nutzen“ reduziert worden.²⁴ Das liegt besonders an dem höheren Maß an Forschung, das betrieben wurde, um die Aktivitäten der Rothschildfamilie in ihrer Komplexität, Länder umspannenden und historischen Tiefe zu schildern. Auf diesem faktenreichen Fundament konnte im Fall der Kreditvergabe an Russland gefolgert werden, dass Solidarität mit den jüdischen Glaubensgeschwistern auch bei den Rothschilds eine Rolle spielte, jedoch nicht ausschlaggebend war und kaum als monokausaler Grund für finanzielle Sanktionen gegen Russland, die den finanziellen Interessen abträglich wären, herhalten konnten.²⁵

²¹ SHILLONY (2007): S. 398.

²² Vgl. COHEN (1999): S. 134. “Our government will never forgive or forget what that Jew, Schiff, did to us [...] He alone made it possible for Japan to secure a loan in America. He was one of the most dangerous men we had against us abroad.”

²³ Vgl. KREISSLER (1994): S. 188.

²⁴ Vgl. FERGUSON (1998): S. 905–910 und S. 922–923.

Auch Schiff hatte neben seinem unbestrittenen Interesse am Schutz für die russischen Juden und seiner daraus resultierenden projapanischen Haltung durchaus finanzielle Interessen bei der Kreditvergabe im Auge.

Die traditionelle Lesart über die Umstände der Kreditvergabe, das zufällige Aufeinandertreffen von Takahashi Korekiyo mit Schiff und dessen überraschende augenblickliche Bereitschaft dem japanischen Anliegen nachzukommen, ist auf der Basis von Takahashis retrospektiver Betrachtung anzuzweifeln. So schreibt er in seinen Memoiren über die Begegnung mit Schiff:

“How Mr. Schiff became interested in Japan, I did not know fully at the time [...] It was later in my increasingly friendly intercourse with him and Sir Ernest Cassel, that I gathered the motives and circumstances that led to Mr. Schiff’s participation in the Japanese financial operation. By reason of his connection to Sir Ernest, Mr. Schiff must have been especially well posted in all aspects and bearings of Japan’s conflict with the Northern power. He must have been aware that American participation in the Japanese loan was already desired in England.”²⁵

Der Haushistoriker der Baringbank, Philip Ziegler, bestätigt, dass Schiff keineswegs zufällig auf Takahashi stieß – im Gegenteil wurde er doch von der Barings überzeugt, die Hälfte des Kredits durch Schiffs Bank Kuhn-Loeb decken zu lassen.²⁶ So tauchte der Name der Baringbank nicht im Kreditvertrag auf und den Japanern wurde geholfen. Baring konnte durch diesen Schachzug einen delikaten Interessenkonflikt verdecken, denn die Baringbank hat sowohl mit Japanern als auch mit Russen vor dem Krieg Geschäfte gemacht. Die Verantwortlichen der Baringbank fürchteten Vergeltungsakte durch Russland, daher war die Hinzunahme von Kuhn-Loeb vertreten durch Schiff begrüßt und gewollt.

Dass gerade Kuhn-Loeb einspringen sollte, ist dem Umstand zu schulden, dass zwischen Baring und Kuhn-Loeb bereits eine enge Kooperation auf internationalem Geschäftsfeld bestand.²⁷ Der Einsatz der Baringbank für die japanische Seite dagegen war sowohl ein politi-

²⁵ ADLER (1928, Bd. 1): S. 216–217.

²⁶ Vgl. ZIEGLER (1988): S. 311–312.

²⁷ Vgl. GUTWEIN (2007): S. 126.

sches als auch ein finanzielles Manöver.²⁸ Denn Teile des britischen Kabinetts einschließlich König Edward betrachteten einen japanischen Sieg als nützlich für die Interessen des Empire.²⁹

Das Ende des Krieges brachte den ehemaligen Finanzminister des Russischen Reiches, Sergei Witte, an die Spitze der Regierung. Dieser war ein exponiertes Mitglied der russischen Bourgeoisie, Befürworter von Industrialisierung, Konstitutionalismus statt absoluter Monarchie und friedlichen Beziehungen zu den Nachbarn des Russischen Reiches. Was ihn für Schiff zur hoffnungsvollen Figur machte, war seine Sympathie für Juden und ihrem Streben nach gleichen Bürgerrechten. Genau wie im Brief Schiffs an Lord Rothschild erhofft (weiter oben zitiert) scheint der Plan für ein neues Russland durch die Unterstützung Japans gelungen zu sein. Nachdem Schiff und Witte sich bei der Russisch-Japanischen Friedenskonferenz trafen, wünschte Schiff diesem Kraft

“[...] in body and in mind [...] so that you may be able to carry through successfully the task of the regeneration of Russia and its passing from medieval conditions [...] into a modern state.”³⁰

Schiffs Zuneigung für Witte auf politischer Ebene setzte sich bereits Ende 1905 in finanzielle Unterstützung um. Schiff hatte im Sommer 1905 noch in geschlossener Runde vor Bankiers in New York seinen unbedingten Willen kundgetan, Russland keine Kredite gewähren zu wollen, bis dieses seine Politik gegen die eigene jüdische Bevölkerung revidierte.³¹ Trotz dieses klaren Bekenntnisses verblassten Schiffs Einwände gegen die Unterstützung Russland schon Ende 1905 – und das obwohl sich gerade zu dieser Zeit neue Wellen von Judenpogromen in Russland Bahn schlugen. Diese antijüdischen Gewaltproteste fanden *nach* Wittes Einsetzung als Premierminister statt. Dieser kämpfte schon zu dieser Zeit um sein politisches Überleben und benötigte dringend finanzielle Unterstützung aus dem Ausland. Schiff

²⁸ Vgl. SUSSMAN u. YAFEH (2007): S. 116–121.

²⁹ Vgl. GUTWEIN (2007): S. 128–131.

³⁰ ADLER (1928, Bd. 2): S. 134–135. Übrigens konnte Witte die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen. Sein Wirtschaftskonzept scheiterte und die Lage der Juden in Russland verschlechterte sich auch deswegen unter seiner Regierungszeit.

³¹ Vgl. GUTWEIN (2007): S. 133.

schrieb an einen Partner der J.P. Morgan & Co. über die russischen Wünsche zustimmend und hoffnungsvoll:

“Recalling what I have said to you when we recently discussed Russian financing, I deem it proper to say now that if the new order of things in Russia will work out properly, as I hope and believe, it will entirely change our own attitude. In such an event we should not hesitate to give your firm any support it might wish to have from us in any endeavor to open the American market to Russian loans.”³²

Kurze Zeit später im selben Jahr schaltete Schiff sich erneut ein, als es um ein weiteres Darlehensgeschäft für Russland ging, jedoch war es nun die Baringbank, die Russland bedienen sollte. Nach einigem Abwägen Schiffs – es ging um die Frage, ob dieser Kredit, der Russland letztlich finanziell auf die Beine half, der Sache der russischen Juden schaden könnte – stimmte er mit der Baringbank überein. Das Geschäft war nämlich für Baring profitträchtig und Schiff hatte erneut gezeigt, dass er kein Fundamentalist der jüdischen Sache war, sondern sich mehr der Logik seines Berufes als professioneller Bankier verpflichtet fühlte. Auch politisch verfolgte er mit seinem Einsatz für Japan die Linie Theodor Roosevelts, der das zaristische Russland ebenfalls für antiquiert hielt und den Reformen Sergei Witte unterstützte.

3. Fazit

Das immer wieder kolportierte „jüdische Motiv“ Schiffs erscheint in diesem Licht schwächer als in der traditionellen Lesart. Schiffs Einsatz für die unterprivilegierten Juden Russlands war sicherlich nicht nur ein Nebenprodukt des internationalen finanzpolitischen Geschäftslebens. Die politischen Implikationen eines japanischen Sieges sollten die Vertreter eines expansionistischen Zarenreiches schwächen und gleichzeitig die Reformen um Witte stärken; dies war Anliegen sowohl der amerikanischen als auch der britischen Regierung. Ferner wurden Kuhn-Loebs geschäftliche Interessen durch Schiffs Aktivität nicht geschädigt, als er sich angeblich eigenwillig und in der vermeintlichen Art eines Vabanquespielers für einen japanischen Kredit einsetzte. Im

³² ADLER (1928, Bd. 2): S. 133.

Gegenteil lag er doch mit seinem Schritt auf einer Linie mit der Geschäftspolitik des strategischen Verbündeten seiner Bank, der britischen Baring Brothers & Co.

Was hat Schiff dann dazu gebracht gegenüber Lord Rothschild, Takahashi und anderen Zeitgenossen das „jüdische Motiv“ für seinen Einsatz für Japan zu betonen? Daniel Gutwein deutet die Motive für diesen etablierten und wiederkehrenden Topos über Schiffs Absicht folgendermaßen:

“The reasons for this should be sought in a different area: that of Jewish communal politics. Since the second half of the nineteenth century, with the gradual democratization of Western societies, the traditional plutocratic control of Jewish communities in the West had also been challenged. In these circumstances, exerting political and financial power in favor of distressed communities – or the impression of doing so – had become one of the main factors by which the Jewish economic elites retained the communities’ sense of dependency and secured the perpetuation of their control. The public statements by Schiff, as well as those of his relatives and associates, regarding his ‘Jewish motive’ attest, then, not to his considerations in assisting the Japanese, but to the challenge to his plutocratic leadership.”³³

³³ GUTWEIN (2007): S. 136.

Literatur

- ADLER, Cyrus (1928): *Jacob H. Schiff. His Life and Letters*. 2 vols. Garden City, New York: Doubleday, Doran.
- COHEN, Naomi Wiener (1999): *Jacob H. Schiff. A Study in American Jewish Leadership*. Hanover: Brandeis (= Brandeis Series in American Jewish History, Culture, and Life).
- FERGUSON, Niall (1998): *The World's Banker. The history of the House of Rothschild*. London: Weidenfeld & Nicolson.
- GUTWEIN, Daniel (2007): *Realpolitik or Jewish Solidarity? Jacob Schiff's Financial Support for Japan Revisited*. In: KOWNER, Rotem (ed.): *Rethinking the Russo-Japanese War, 1904–05. Volume 1: Centennial Perspectives*. Folkestone: Global Oriental, 123–138.
- KREISSLER, Françoise (1994): *Japans Judenpolitik (1931-1945)*. In: KREBS, Gerhard u. Bernd MARTIN (Hg.): *Formierung und Fall der Achse Berlin-Tōkyō*. München: Iudicium (= Monographien aus dem Deutschen Institut f. Japanstudien der Philipp-Franz-von-Siebold-Stiftung; 8), S. 187–210.
- SHILLONY, Ben-Ami (2007): *The Jewish Response to the War*. In: KOWNER, Rotem (ed.): *Rethinking the Russo-Japanese War, 1904–05. Volume 1: Centennial Perspectives*. Folkestone: Global Oriental, 393–400.
- SMETHURST, Richard (2007): *American Capital and Japan's Victory in the Russo-Japanese War*. In: KOWNER, Rotem (ed.): *Rethinking the Russo-Japanese War, 1904–05. Volume 2: The Nichinan Papers*. Folkestone: Global Oriental, 63–72.
- SUSSMAN, Nathan a. YISHAY Yafeh (2007): *The War and the Perception of Japan by British Investors*. In: KOWNER, Rotem (ed.): *Rethinking the Russo-Japanese War, 1904–05. Volume 1: Centennial Perspectives*. Folkestone: Global Oriental, 109–122.
- ZIEGLER, Philip (1988): *The Sixth Great Power. A History of One of the Greatest of All Banking Families, the House of Barings*. London: Knopf.

HIV in Korea – Besonderheiten der Epidemiologie durch den kulturellen Umgang mit Sexualität und mögliche Präventionsmaßnahmen

Andrea Zo-Rong WUCHERPFENNIG
Universität Hamburg

Die Ausbreitung von HIV (Human Immunodeficiency Virus) und der daraus resultierenden AIDS-Erkrankung (Acquired Immunodeficiency Syndrom) ist ein globales Problem. 2008 gab es ca. 33,4 Millionen Menschen (geschätzt), die mit HIV infiziert waren, und 2 Millionen Menschen starben weltweit an den Folgen von HIV-Infektionen (UNAIDS, 2009). Die HIV-Erkrankung zeichnet sich neben ihren medizinischen Komponenten durch ihre soziologischen bzw. epidemiologischen Dimensionen aus. Der Hauptübertragungsweg für HIViren ist der durch sexuelle Kontakte mit bereits Infizierten. Die Gefahr der Infektion ist am größten bei ungeschützten sexuellen Aktivitäten, die einfachste und kostengünstigste Methode der Prävention ist die Nutzung von Kondomen. Durch den unterschiedlichen Umgang mit Sexualität in den jeweiligen Ländern ergeben sich kulturelle Besonderheiten bezüglich der Prävalenz, des gesellschaftlichen Umgangs mit der Erkrankung sowie Möglichkeiten der Prävention. Auch Südkorea als Land mit konfuzianischer Tradition hat seine kulturellen Besonderheiten: Sexualität und somit auch sexuell übertragbare Krankheiten (STDs) wie das HI-Virus sind Tabuthemen. Die tödliche Bedrohung der AIDS-Erkrankung erfordert jedoch Präventionsmaßnahmen wie Informationskampagnen und gezielte psychosexuelle Edukation, wie sie z. B. in Deutschland großflächig stattfindet. Es muss jedoch untersucht werden, ob und wie Elemente z. B. der deutschen Präventionsstrategie auf andere Kulturkreise übertragen werden können.

I Die medizinische Komponente von HIV/AIDS

HIV bezeichnet das humane Immundefekt Virus. Die HI-Viren sind in unterschiedlicher Konzentration in menschlichen Körperflüssigkeiten wie Blut, Sperma, Speichel, Vaginalsekret, Liquor cerebrospinalis oder Muttermilch vorhanden. Eine Übertragung des Virus entsteht bei Kontakt mit Körperflüssigkeiten, in denen eine hohe Virenkonzentration vorliegt, bzw. bei ihrem Austausch. Häufige Infektionswege sind daher ungeschützter vaginaler, analer und oraler Geschlechtsverkehr, der Spritzentausch mit Infizierten bei intravenösem Drogenkonsum, Bluttransfusionen mit HIV-belastetem Blut sowie der Kontakt mit HI-Viren bei offenen Wunden. Das HI-Virus befällt Zellen des Immunsystems, vermehrt sich in ihnen und zerstört sie.

Die durch den HI-Virus ausgelöste Infektion untergliedert sich in vier Phasen, an deren Ende die AIDS-Erkrankung steht. AIDS (Acquired Immune Deficiency Syndrom, erworbenes Immundefektsyndrom) bezeichnet eine spezifische Kombination von lebensbedrohlichen Symptomen, die aus der HIV-Infektion folgt. Es handelt sich dabei um opportunistische und maligne Erkrankungen, d. h. Erkrankungen, die sich aufgrund der Schwächung des Immunsystems entwickeln können, wie Lungenentzündung, Tuberkulose, Kaposi-Sarkom oder Herpes-Zoster. Als maligne gelten diese Erkrankungen, weil sie fortschreitend zerstörerisch wirken und zum Tod des Erkrankten führen.

Die AIDS-Erkrankung wurde zwar bereits 1959 nachgewiesen, größere Aufmerksamkeit erlangte die Krankheit ab 1981, als in den USA gehäuft Erkrankungen bei Homosexuellen, Drogenabhängigen und Bluterkranken festgestellt wurden. In der Folge wurde der Name AIDS definiert und die Ursache, der HI-Virus, dokumentiert. Außerdem begann die systematische Forschung über Infektionswege, Krankheitsverläufe, Behandlungsmöglichkeiten und Präventionskonzepte. 2008, 27 Jahre nach den ersten Häufungen von HIV-Infektionen, gab es weltweit etwa 33,4 Millionen HIV-Erkrankte (geschätzt), 2,7 Millionen waren Neuerkrankungen, und 2 Millionen Tote durch die Erkrankung an AIDS.

Schlüsselerkenntnisse der AIDS-Forschung sind, dass AIDS nach wie vor eins der größten globalen Gesundheitsprobleme ist, da AIDS bezogene Erkrankungen eine führende Todesursache weltweit ist. Gleichzeitig bestätigt die Forschung, dass es bedeutende nationale und regionale Varianz bezüglich der HIV Prävalenz und den epide-

miologischen Mustern gibt. Die grundlegende Unterschiedlichkeit in der nationalen Epidemiologie unterstreicht die Notwendigkeit von maßgeschneiderten Präventionsstrategien. Die Wirksamkeit von AIDS-Prävention ist sicher belegt (UNAIDS, 2009).

II HIV und AIDS in Südkorea

Südkorea und z. B. Deutschland haben zwar eine identische Erkrankungswahrscheinlichkeit von 0,1 %, aber in beiden Ländern herrscht ein stark unterschiedlicher gesellschaftlicher Umgang mit Sexualität. Daraus ergeben sich unterschiedliche Infektionsverläufe. Die Erkrankungszahlen sind zwar identisch, setzen sich aber soziologische unterschiedlich zusammen und unterscheiden sich in ihrer Epidemiologie.

2007 gab es in Südkorea insgesamt geschätzte 17.000 HIV-Infizierte, und geschätzte 450 Todesfälle durch HIV-assoziierte Erkrankungen. Südkorea hat eine identische HIV-Prävalenz wie Deutschland von 0,1 % bei Erwachsenen (im Alter von 15 bis 49 Jahren), beide Länder liegen somit unter der globalen HIV Prävalenz von 1 %. Insgesamt lässt sich in Südkorea ein steigender Trend von HIV-Infektionen feststellen, in Deutschland ein sinkender Trend.

Während der Großteil von Infektionen in Deutschland traditionell bei Hochrisikogruppen auftritt, wie z. B. bei homosexuellen Männern (MSM = Men who have sex with men) oder Injektions-Drogennutzern (IDU = Injection drug user), sind in Südkorea andere Gruppen betroffen. Hier ist der heterosexuelle Geschlechtsverkehr der vorherrschende Übertragungsweg, besonders für Frauen. In Korea finden 82 % der Übertragungen durch Geschlechtsverkehr statt, davon 72 % durch heterosexuellen und 28 % durch homosexuellen Geschlechtsverkehr, andere Studien geben Anteile von 97,5 % bzw. 98 % der Übertragungen durch heterosexuellen Geschlechtsverkehr an (Yoo, Lee, Kwon, Chung, Kim, 2005; Kwon, Yeun, Kim, Youn, Cho, Lee, 2008; UNAIDS, 2008). Andere Übertragungswege wie Bluttransfusionen oder perinatale Infektion sind in Korea als Ursache für HIV-Infektion zu vernachlässigen. Vergleicht man Korea mit Deutschland, so wird der Unterschied in der Epidemiologie besonders deutlich. In Deutschland war 2007 die Ursache für eine HIV-Infektion zu 72 % homosexueller Geschlechtsverkehr, zu 20 % heterosexueller Geschlechtsverkehr, zu 8 % infizierte Spritzen bei

Drogenmissbrauch und zu weniger als einem Prozent die Übertragung von Mutter zu Kind bei der Geburt (UNAIDS, 2008).

Das bedeutet, dass in Korea eine große Infektionsgefahr für die gesamte Population – und nicht nur für Risikogruppen – vorliegt (Chang & Kim, 2001). Die Rate von männlichen verglichen mit weiblichen Erkrankten bildet ein Verhältnis von 7:1. Die Infektionsrate von Frauen steigt jedoch stetig (Sohn & Chun, 2007). Dabei infizieren sich in Südkorea die Frauen meistens durch heterosexuellen Geschlechtsverkehr innerhalb einer festen Partnerschaft oder Ehe, die sie für monogam halten. In anderen (Industrie-)Ländern wie den USA oder Deutschland infizieren sich Frauen dagegen eher beim Risiko-Geschlechtsverkehr mit IDUs. Dies bedeutet eine besondere Gefahr für koreanische Frauen, sich unwissentlich innerhalb einer als vertrauenswürdig empfundenen Partnerschaft mit der tödlichen Krankheit zu infizieren. Gleichfalls macht es aber auch Präventionsmaßnahmen schwieriger, da diese Frauen schlechter identifizierbar sind und auch schlechter auf das Risiko einer Infektion ansprechbar sind.

III Sexualität in Korea – Konfuzianische Tradition

Die südkoreanische Gesellschaft ist bis heute geprägt durch starke Konfuzianische Einflüsse. Der Konfuzianismus geht zurück auf Kong Zi (551–479 v. Chr.) und ist sowohl eine Philosophie mit ethischen Anteilen, die Regeln und Normen für das Zusammenleben in Gesellschaft und Familie je nach Status und Geschlecht aufstellen (Pak, 1995; Kim, 2005), als auch Religion und Staatsdoktrin. Die konfuzianische Ethik beruht auf drei sozialen Pflichten (*sam-gang*), z. B. die Wahrung von Anstand und Sitte, fünf Tugenden und fünf menschlichen Elementarbeziehungen (*o-ryun*), aus denen sich in der alltäglichen Praxis ein starkes Patriarchat entwickelte. Die Mann-Frau-Beziehung ist im Konfuzianismus genau festgelegt, z. B. durch die dritte Tugend „Der Ehemann ist Vorbild für seine Ehefrau“ und durch die zweiten menschliche Elementarbeziehung „In der Beziehung zwischen Ehemann und Ehefrau soll ein Unterschied bestehen“ (Pak, 1995).

Der Konfuzianismus ist trotz seines oberflächlichen Zurückweichens durch die Westernisierung und Industrialisierung Koreas seit den 1970er Jahren von starkem Einfluss auf die Bildung von individuellen Identitäten. Die patriarchalische Gesellschaft kontrolliert die weibliche Sexualität, da sie die Keimzelle für die Bewahrung der patri-

archaischen Konzeption von Familie und Gesellschaft ist. Sie benennt starre Kategorien für Frauen, wie „tugendhaft“ und „sündhaft“, anhand derer sie Frauen sanktioniert oder belohnt, und die von Frauen als Richtlinie ihres Verhaltens internalisiert werden. Der zentrale Wert koreanischer Frauen bemisst sich an ihrer Keuschheit. Die traditionelle koreanische Vorstellung von der Frau beruht darauf, dass sie eine gute Tochter, gute Ehefrau und gute Mutter ist. Sie hat normalerweise kein sexuelles Interesse, ihre Rolle ist eher die passiv-ertragende. Männer seien das Gegenteil von Frauen, sie besitzen demnach starke sexuelle Bedürfnisse; der Kern der Männlichkeit ist die Virilität. Diese ist notwendig für die Aufrechterhaltung des konfuzianischen Grundpfeilers, die Stammeslinie des Mannes und die Familie mit einem möglichst männlichen Stammhalter. Männliche Promiskuität wird daher nicht nur toleriert, sondern unter Umständen sogar gefördert. Nach der Heirat sind außereheliche Geschlechtskontakte der Frau ein Scheidungsgrund, Männer dagegen dürfen sich Nebenfrauen oder käufliche sexuelle Dienste leisten (Chang, 2005).

Der Konfuzianismus reguliert öffentlichen und privaten Umgang mit Gefühlen. Gefühlsregungen sollen verborgen bleiben. Emotionen sind kein Handlungsgrund und gelten als „kindisch“. Liebe ist kein Ausdruck romantischer Emotion, sondern Sitte und vollständig an die Erfüllung von sozialen Erwartungen gebunden (Kim, 2005). Die Partnerwahl in Korea wird traditionell durch die Eltern anhand von Status, finanziellem Hintergrund etc. getätigt und beruht vor allem in der Oberschicht nicht auf individuellen Entscheidungen oder romantischer Zuneigung. Sexualität hat im konfuzianischen Weltbild eine geregelte Funktion. Sie dient – ausschließlich in der Ehe vollzogen – nur der Kindererzeugung und hat nichts mit sexueller Lust zu tun, zumindest nicht für die Frau (Pak, 1995). Sexuelle Beziehungen vor der Ehe sind nicht akzeptiert.

Das konfuzianische Dogma gebietet, dass über Sexualität nicht gesprochen wird. Sexualität ist in Korea ein Tabuthema, das in der öffentlichen Sphäre auf keinen Fall berührt werden darf. Auch in der privaten Sphäre ist das Gespräch über Sexualität nicht vorgesehen, da Sexualität weitestgehend so geregelt ist, dass es um die Erfüllung der Fortpflanzungsfunktion und um die Befriedigung des Mannes geht. Durch diese Rollenverteilung ist die Frau zur weitgehenden Passivität verurteilt und bekommt keine Möglichkeit, ihre Wünsche generell oder auch in Bezug auf Verhütung anzusprechen (Chang, 2005).

Kim (2005) spricht von „der Rigidität der omnipräsenten Sexualmoral“. Erstens ist Sexualität vor allem für Frauen rigide reguliert, zweitens wird sie nicht thematisiert. Diese Sexualmoral wird stark durch die Kindererziehung vermittelt. So dürfen z. B. gegengeschlechtliche Kinder ab der Vollendung des 7. Lebensjahres nur strikt getrennt voneinander leben (*namyo chilse pudongsoké*) (Pak, 1995; Lee, 2005).

Ergebnis dieses Umgangs mit Sexualität ist fehlendes Wissen über Sexualität, Verhütung und sexuell übertragbare Krankheiten sowie die mangelnde sexuelle Selbstbestimmung von Frauen und Adoleszenten. Ein Beleg dafür ist der sogenannte „Kinderexport“; 1988 wurden über 10.000 nicht-eheliche Kinder geboren, von denen zwei Drittel in das Ausland zur Adoption freigegeben wurden (Pak, 1995).

IV Sexualität in Korea – Gegenwärtige Entwicklung

Betrachtet man nun wieder die Entwicklung von HIV-Erkrankungen in Korea, zeigt sich, dass die Erkrankungszahlen steigen, vor allem bei Frauen. Die Erkrankungswahrscheinlichkeit für Frauen steigt in erster Linie durch den Anstieg der Erkrankungsrate bei Männern, die durch Risiko-Verhalten (seltener Kondomgebrauch, Sex mit mehreren Partnern) vermehrt erkranken, und somit für die Frauen zum Infektionsherd werden. Die Daten zeigen klar, dass sich Frauen durch heterosexuelle Kontakte infizieren. 2004 entstanden 100 % der Neuinfektionen bei Frauen durch heterosexuelle Geschlechtskontakte (Sohn & Chun, 2007). In Korea ist die gesellschaftliche Akzeptanz von Männern, die außerhalb ihrer Partnerschaft Geschlechtsverkehr mit Sexdienstleistern haben, ein massives Problem. (Liu & Chan, 2003; Cha, Kim, & Patrick, 2008). Der Anteil von Männern, die sexuelle Kontakte außerhalb ihrer Beziehung unterhielten, lag 2001 bei 40 %. Die Mehrheit dieser sexuellen Kontakte fand mit Sexarbeitern statt (Choi, Sohn, Kwoen, Lee, & Choi, 2002). Die Sex Industrie in Korea ist ein bedeutender Wirtschaftssektor, der 20 Milliarden Dollar bzw. 4,1 % des Bruttoinlandsproduktes in 2002 ausmachte (Changing Attitude Toward Sex Threatens South Korea, 2003). Chang (2005) stellt fest, dass die Prostitution in Korea in den letzten Jahren massiv zugenommen hat, besonders unter Schülerinnen: In Busan hatte im Jahr 2000 eine von vier High-School Schülerinnen Erfahrungen mit dem

Anbieten von bezahlten sexuellen Leistungen. Gravierend sind diese außerehelichen sexuellen Kontakte, da Männer kaum Kondome zum Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten (STD sexually transmitted disease) benutzen: Weniger als 15 % der Männer gebrauchen Kondome beim Geschlechtsverkehr mit Prostituierten (Kwon et al., 2008). Wenn diese Männer sich mit STDs infizieren, infizieren sie meistens auch ihre festen Partnerinnen (Parish et al., 2003).

Für Männer, die unter 45 Jahre alt sind, eine höhere Ausbildung und höheres Einkommen haben, besteht ein besonders hohes Risiko, an einer STD zu erkranken. Absurd klingen die Risikofaktoren für Frauen: Verheiratet sein oder einen festen Sexualpartner zu haben (Beyrer, 2003; Parish et al., 2003). Dieses spezielle Verteilungsmuster von HIV in der Bevölkerung ist einzigartig für die asiatische Kultur und entsteht durch die beschriebenen kulturellen Besonderheiten wie Akzeptanz von Inanspruchnahme von sexuellen Dienstleistungen bei Männern sowie geringe Aufklärung und Gespräche über Sexualität und Verhütung (Okazaki, 2002; Tinsley, Lees, & Sumartojo, 2004).

Ein weiteres gesellschaftliches Problem ist die Aufweichung von sexueller Zurückhaltung bei Jugendlichen in Kombination mit der beschriebenen Desinformiertheit. Der Anteil von sexuell aktiven Adoleszenten steigt stetig. Die negativen Ergebnisse der Praxis des ungeschützten Geschlechtsverkehrs – Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten, Teenagerschwangerschaften, Abtreibungen – steigen mittlerweile in alarmierendem Ausmaß (Youn, 1996; Cha, Kim, & Patrick, 2008). Der Anteil von Kondomnutzern unter Jugendlichen sowie in der allgemeinen Bevölkerung ist geringer als in anderen Ländern (Sohn & Chun, 2007; Eisenberg, 2001; Thato, Hanna, & Rodcumdee, 2005). Nur 21,2 % der sexuell aktiven Studenten benutzen Kondome (Kwon et al., 2008). Die seltene Nutzung von Kondomen lässt sich einerseits durch mangelnde Information erklären, andererseits dadurch, dass voreheliche adoleszente Sexualität in Südostasien nicht akzeptiert ist (Pachauri & Santhya, 2002; Bullough & Bullough, 1995; Liu & Chan, 2003). Jugendliche haben so einerseits keinen Zugang zu Informationen, andererseits ist der Erwerb von Kondomen erschwert, da sie ihre sexuelle Aktivität verbergen müssen. Im Vergleich zu westlichen Ländern fällt außerdem auf, dass koreanische Mädchen bzw. Frauen im Vergleich zu Jungen bzw. Männern schlechter über HIV informiert sind und somit auch stärker gefährdet sind, sich durch ungeschützten Verkehr zu infizieren (Yoo, Lee, Kwon, Chung, & Kim, 2005).

V Zusammenfassung der Situation und Ausblick auf mögliche Präventionsformen

Betrachtet man die Entwicklung von HIV-Infektionen und AIDS-Erkrankungen in Korea, lässt sich zusammenfassend Folgendes feststellen.

1. In Südkorea ist der Hautübertragungsweg von HI-Viren der heterosexuelle Geschlechtsverkehr. Infektionen könnten also effektiv durch den Gebrauch von Kondomen und durch risikomindernde Praktiken verhindert werden.
2. Die konfuzianisch geprägte Kultur Südkoreas führt zu einer restriktiven und rigiden Sexualmoral, die das Thema Sexualität weitgehend tabuisiert. Dies führt dazu, dass die Menschen nicht Bescheid wissen über sexuell übertragbare Krankheiten, Möglichkeiten, sich vor ihnen zu schützen, und Verhütung. Die daraus resultierende mangelnde Aufklärung über Verhütung und STDs führt zu einer negativen Einstellung gegenüber Kondomen und HIV-Infizierten und vor allem, zu geringer Anwendung von Kondomen. Besonders Frauen fordern selten die Nutzung von Kondomen von ihren Partnern. Einerseits geschieht dies aufgrund mangelnder Informationen über HIV und Kondome (Yoo, Lee, Kwon, Chung, & Kim, 2005). Andererseits ist die ungenügende Bereitschaft zur Nutzung von Kondomen auch auf die Scham zurückzuführen, die durch die Tabuisierung von Sexualität und das „Verbot“ von sexueller Lust und adoleszentem Sexualverhalten entsteht. Die Scham verhindert den Erwerb von Kondomen und das Gespräch zwischen Partnern, diese anzuwenden. Dazu kommt mangelnde Übung in der richtigen Anwendung. Nicht zuletzt spielt in Südkorea auch der asiatische Glaube, dass Kondome die natürliche Balance des Körpers stören, da sie den Energiefluss verhindern, eine Rolle (Cha, Kim, & Patrick, 2008). Der Gebrauch von Kondomen sollte durch Kampagnen mit einer positiven Einstellung gegenüber Kondomen verbunden werden.
3. Die traditionellen restriktiven sexuellen Paradigmen verändern sich mit der Transformation der gesamten koreanischen Gesellschaft. Vor allem Jugendliche haben – trotz des eigentlich bestehenden „Verbotes“ von vorehelichem Geschlechtsverkehr – ein

impulsives und aktives Sexualverhalten. (Kwon et al., 2008). Es gibt aber noch kein auf dieses veränderte Verhalten eingestelltes Präventions- oder Informationsangebot. Notwendig sind auf das Leben von Jugendlichen abgestimmte psychosexuelle Bildungsprogramme. Ein anderer Ansatzpunkt ist die Schulung von Eltern darüber, wie sie mit ihren Kindern Gespräche über Sexualität führen können. Cha, Kim und Patrick (2008) belegen, dass der Kommunikationsstil der Eltern bezüglich Sexualität einen starken Einfluss auf den Gebrauch von Kondomen hat.

4. Das Fremdgehen von Männern, zum größten Teil mit professionellen Sexarbeiterinnen, ist ein Hauptübertragungsweg von Geschlechtskrankheiten. Die Kunden sowie die Sexarbeiterinnen müssen auf sie zugeschnittene Gesundheitsprogramme erfahren, die Aufklärung, Versorgung mit Kondomen und Gesundheitsuntersuchungen beinhalten.
5. Mädchen und Frauen sind besonders gefährdet, da sie über HIV und AIDS schlechter informiert sind, über den Gebrauch von Kondomen nicht Bescheid wissen und sich vor allem in festen Partnerschaften infizieren. Ihre sexuelle Selbstbestimmung wird durch die insgesamt eher passive und rechtlose Rolle, die ihnen gesellschaftlich auferlegt wird, verringert. Daher müssen spezielle Präventionsprogramme für Frauen entwickelt werden.

Seit 1988 werden in Korea Präventionsmaßnahmen durch das Gesundheitsministerium (Ministry of Health and Welfare) durchgeführt, seit den 90er Jahren lancierte das Bildungsministerium (Ministry of Education) einen schulischen Aufklärungsunterricht, da vorhergehende Studien große Wissenslücken in Bezug auf HIV belegten. Studien zeigen jedoch, dass diese Maßnahmen nicht effektiv waren (Yungoh & Kee, 1998). Sie führen nicht zu einer Wissenserhöhung über HIV und AIDS bei Jugendlichen (Yoo et al., 2005). Außerdem gibt es keine maßgeschneiderten effektiven Angebote für Prostituierte und andere Sexarbeiterinnen (Sohn & Jin, 1999).

Aus den Besonderheiten des koreanischen Umgangs mit Sexualität und der Verhütung von Geschlechtskrankheiten ergeben sich folgende Forderungen an eine effektive Prävention:

1. Inhaltlich: Information über HIV und AIDS.

Neben den grundlegenden medizinischen Informationen über HIV und AIDS muss vermittelt werden, dass die Gefahr einer Infektion für die gesamte Bevölkerung und auch in festen Partnerschaften besteht. Da Kondome der effektivste Schutz gegen sexuell übertragbare Krankheiten sind, muss ihr Gebrauch nahegelegt werden, ihre Anwendung erklärt und eine positive Einstellung zu Kondomen generiert werden. Trotz der Vorteile des Gebrauchs von Kondomen sind weniger als 10 % der erwachsenen Koreaner regelmäßige Kondomnutzer. (Kwon et al., 2008). Die Nicht-Nutzung von Kondomen ist der Schlüsselfaktor für die Ausbreitung von HIV und anderen STDs (Park, Lim, & Han, 2001). Unregelmäßige Nutzung von Kondomen erhöht die Erkrankungswahrscheinlichkeit an HIV um 1.000 bis 2.000 %, verglichen mit regelmäßiger Kondomnutzung. (Sohn & Han, 2002).

2. Strukturell: Offenheit und Gesundheitsförderung

Die Tabuisierung von Sexualität in Korea erfordert besonders behutsame und respektvolle Präventionsansätze. Prävention sollte einerseits großflächig stattfinden (z. B. große mediale Kampagnen, Schulunterricht), andererseits aber so individuell wie möglich auf den Einzelnen eingehen (z. B. in psychoedukativen, geschlechtsgetrennten Gruppen). Es sollte darauf geachtet werden, dass Prävention nicht nur aus reiner Informations- oder Einstellungsvermittlung besteht. Großen Anteil an der Präventionsarbeit sollte die psychosexuelle Aufklärung haben, d. h. die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper und der eigenen Einstellung zur Sexualität sollte gefördert werden. Bei Jugendlichen wäre eine emanzipationsfördernde Präventionsform nicht nur der somatischen Gesundheit förderlich, sondern auch der psychischen Gesundheit im Sinne von Stärkung der Selbstreflexion und Verbesserung der Kommunikation der eigenen Bedürfnisse und Vorstellungen.

Prävention muss zielgruppengerecht sein. Aus den oben besprochenen Gründen sind unterschiedliche Präventionskampagnen für Jugendliche, für Frauen und für Sexarbeiterinnen unerlässlich.

3. Infrastrukturell: Verfügbarkeit von Kondomen

Kondome sollten anonym zugänglich verkauft werden, z. B. an Automaten.

4. Politisch: Bedarfsgerechte Gesundheitsmaßnahmen

Während in Deutschland und anderen westlichen Ländern die Rate der HIV Erkrankten kontinuierlich gesunken ist und sich auf einem niedrigen Niveau stabilisiert, steigt die Rate der HIV Erkrankten in Korea kontinuierlich an, obwohl die HIV-Prävalenz in Südkorea unter dem globalen Durchschnitt liegt. Der Rückgang in Deutschland wird vor allem auf die massive Aufklärungskampagne mit der konkreten Forderung, Kondome zu benutzen, zurückgeführt. Experten vermuten einen zukünftigen starken Anstieg von HIV-Fällen vor allem bei Frauen in Korea. Neben den oben beschriebenen Präventionsmaßnahmen muss gesundheitspolitisch ein Maßnahmenpaket aus stigmatisierungsfreier HIV-Prävention, -testung und -behandlung etabliert werden.

Die Bemühungen der Regierung, gleiche Rechte für Mann und Frau herzustellen, müssen verstärkt werden.

Prävention ist die beste Methode zur Reduzierung von HIV-Neuinfektionen.

Im Aktionsplan zur Umsetzung der HIV/AIDS-Bekämpfungsstrategie der Bundesregierung (Bundesministerium für Gesundheit, 2007) finden sich die Hauptpfeiler der deutschen Maßnahmen zur Verhinderung von HIV und AIDS. Diese sind Aufklärung und Prävention, universeller Zugang zu HIV-Testung und Therapie, Solidarität und Antidiskriminierung, Koordination und Kooperation, Epidemiologie der Neuinfektionen, biomedizinische und sozialwissenschaftliche Forschung und Evaluierung und Qualitätssicherung.

Diese Elemente lassen sich nicht identisch übertragen, geben aber zumindest richtungsweisende Ansätze für eine Bewusstseinsveränderung innerhalb der allgemeinen Bevölkerung in Südkorea. Vergleicht man den Anteil von HIV-Infektionen durch heterosexuellen Geschlechtsverkehr in Südkorea (72 %) und Deutschland (20 %), so wird die Effektivität von allgemeinen Präventionsmaßnahmen deutlich. Im „Textbook of Community Medicine in South-East Asia“ (Phoon & Chen, 1986) wird HIV noch nicht als STD aufgeführt und nur in einem kurzen Satz wird darauf hingewiesen, dass es in den USA unter Homosexuellen eine Krankheit namens AIDS gäbe. Es ist notwendig, HIV und AIDS auch in Südkorea als die Gesamtpopulation betreffende tödliche Krankheiten zu akzeptieren und ihnen geeignete Maßnahmen entgegenzustellen.

Literatur

- Beyrer, C. (2003). Hidden Epidemic of Sexually Transmitted Diseases in China. *Journal of the American Medical Association*, 289, 1303–1305.
- Bullough, V. L., & Bullough, B. (1995). Alternative Views of Sexual Activity. In V. L. Bullough & B. Bullough (Eds.), *Sexual attitudes: Myths and realities* (pp. 29–45). New York: Prometheus Books.
- Bundesministerium für Gesundheit (2007). *Aktionsplan zur Umsetzung der HIV/AIDS-Bekämpfungsstrategie der Bundesregierung*. Bonn: Bundesministerium für Gesundheit.
- Cha, E. S., Kim, K. H., & Patrick, T. E. (2008). Predictors of Intention to Practice Safer Sex among Korean College Students. *Archives of Sexual Behavior*, 37(4), 641–651.
- Chang, P. (2005). Talking about Sexuality. In Chang, P., & Kim, E.-S. (eds.). *Women's Experiences and Feminist Practices in South Korea* (pp. 117–54). Seoul: Ewha Womans [sic!] University Press.
- Chang, K., Kim, J. (2001). Characteristics of HIV Infection/AIDS in Korea. *The Korean Journal of Internal Medicine*, 16 (1), 1–7.
- Changing Attitude Toward Sex Threatens South Korea*. (2003, March 21). Retrieved December 10, 2009, from <http://www.thebody.com/content/world/art28251.html>.
- Choi, B. H., Sohn, A. R., Kwoen, D. S., Lee, J. S., & Choi, Y. S. (2002). A Study on Korean Sexuality and AIDS Consciousness, 2002. Unpublished report. Seoul: Federation for HIV/AIDS Prevention.
- Eisenberg, M. (2001). Differences in Sexual Risk Behaviors between College Students with Same-Sex and Opposite-Sex Experience: Results from a National Survey. *Archives of Sexual Behavior*, 30, 575–589.
- Hwa, Kim, H.-S. (2005). *Geschlechterbeziehungen in der traditionellen Gesellschaft Koreas zwischen schamanischem Weltbild und konfuzianistischer Gesellschaftslehre*. Frankfurt: Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Kwon Y. M., Yeun, E. J., Kim, H. Y., Youn, M. S., Cho, J. Y., Lee, H. J. (2008). Application of the Transtheoretical Model to Identify Aspects Influencing Condom Use Among Korean College Students. *Western Journal of Nursing Research*, 30 (8), 991–1004.
- Lee, S. W. (2005). Patriarchy and Confucianism: Feminist Critique and Reconstruction of Confucianism in Korea. In Chang, P., &

- Kim, E.-S. (eds.). *Women's Experiences and Feminist Practices in South Korea* (pp. 117–54). Seoul: Ewha Womans [sic!] University Press.
- Liu, P., & Chan, C. S. (2003). Lesbian, Gay and Bisexual Asian American and their Families. In L. Zhan (Ed.), *Asian Americans: Vulnerable populations, model interventions and clarifying agendas* (pp. 89–104). Boston: Jones and Bartlet Publishers.
- Moore, S., Dahl, D., Gorn, G., Weinberg, C., Park, J., Jing, Y. (2008). Condom Embarrassment: Coping and Consequences for Condom Use in Three Countries. *AIDS care*, 20 (5), 553–559.
- Okazaki, S. (2002). Influences of Culture on Asian Americans' Sexuality. *Journal of Sex Research*, 39, 34–41.
- Pachauri, S., & Santhya, K. G. (2002). Reproductive Choices for Asian Adolescents: A Focus on Contraceptive Behavior. *International Family Planning Perspectives*, 28, 186–195.
- Pak, J.-S. (1995). *Familie und Frauen in Korea*. Frankfurt: IKO.
- Parish, W. L., Laumann, E. O., Cohen, M. S., Pan, S., Zheng, H., Hoffmann, I., et al. (2003). Population-Based Study of Chlamydial Infection in China. *Journal of the American Medical Association*, 289, 1265–1273.
- Park, S. H., Lim, D. H., Han, J.H. (2001). Factors Influencing the Intention of Continuing Condom Use in Married Women. *Journal of Korean Society of Health Statistics*, 26(1), 58–64.
- Phoon, W. O., Chen, P. C. Y. (1986). *Textbook of Community Medicine in South-East Asia*. Singapore: Wiley Medical Publication.
- Sohn, A., Han, H.J. (2002). Adolescents' Sexuality and School-Based Sex Education in South Korea. *Journal of Korean Society for Health Education and Promotion*, 19(4), 45–60.
- Sohn, A., Chun, S. S. (2007). Gender Differences in Sexual Behavior and Condom-Related Behaviours and Attitudes among Korean Youths. *Asia-Pacific Journal of Public Health*, 19 (2), 45–52
- Sohn, M., Jin, K. (1999). AIDS-Related Perceptions and Condom Use of Prostitutes in Korea. *Yonsei Medical Journal*, 40 (1), 9–13.
- Thato, S., Hanna, K. M., & Rodcumdee, B. (2005). Translation and Validation of the Condom Self-Efficacy Scale with Thai Adolescents and Young Adults. *Journal of Nursing Scholarship*, 37, 36–40.
- Tinsley, B. J., Lees, N. B., & Sumartojo, E. (2004). Child and Adolescent HIV Risk: Familial and Cultural Perspectives. *Journal of Family Psychology*, 18, 208–224.

- UNAIDS (2008). *Report on the Global HIV/AIDS Epidemic 2008: Executive Summary*. Geneva: UNAIDS.
- UNAIDS. (2009). *AIDS Epidemic Update*. Geneva: UNAIDS.
- Yoo, H., Lee, S.H., Kwon, B.E., Chung, S., & Kim, S. (2005). HIV/AIDS Knowledge, Attitudes, Related Behaviors, and Sources of Information Among Korean Adolescents. *Journal of School Health*, 75(10), 393–399.
- Youn, G. (1996). Sexual Activities and Attitudes of Adolescent Korean. *Archives of Sexual Behavior*, 25, 629–643.
- Yungoh, S., Kee, M. (1998). Health Care Systems in Transition II. Korea, Part II. The Current Status of HIV-AIDS in Korea. *Journal of Public Health Medicine*, 20 (1), 47–51.



© Jan Verbeek

Gedanken zum Luftschutz in Deutschland und Japan (1923–1933)¹

YANAGIHARA Nobuhiro
Universität Halle-Wittenberg
Universität Tōkyō

1. Einleitung

Welchen Einfluss hatte und hat der Luftkrieg auf die Gesellschaft? Mit der Beantwortung dieser Frage aus historischer Perspektive beschäftige ich mich in meiner Doktorarbeit über den zivilen Gas- und Luftschutz in Deutschland. Einzelthemen sind: die Vorstellungen von einem zukünftigen Bombenkrieg (z. B. Luftkriegs- und Luftschutzliteratur); Vermittler der Angst vor einem zukünftigen Luftangriff (z. B. wie Gasmasken, Sirenen, Scheinwerfer); soziale Veränderungen (zivile Mobilmachung und militärische Disziplinierung in der Zwischenkriegszeit). In diesem Beitrag möchte ich aus vergleichender Perspektive erklären, wie und vor welchem Hintergrund der Wehrgedanke, besonders der Luftschutzgedanke, in Deutschland und Japan konzipiert wurden.

2. Die Entwicklung Deutschlands und Japans bis zum Jahr 1923

2.1 Der Erste Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg übte einen unübersehbaren Einfluss auf die Nachkriegsgesellschaften der beiden Ländern aus. Die Ergebnisse des Krieges waren ganz verschieden. Deutschland als Verlierer des Ersten Weltkrieges erlitt einen völligen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch. Japan auf der Seite der Alliierten profitierte vom Krieg, der im Wirtschaftsraum Asiens einen Konjunkturaufschwung bewirkte.

¹ Diesem Beitrag liegt mein Referat im Workshop „Gesellschaft ohne Frieden. Kriegserfahrung und Disziplinierungsregime in Europa und Nordamerika 1924–1929“ zugrunde, das ich am 21. November 2008 in Berlin-Wannsee hielt.

2.2 Die Wahrnehmung des Luftkrieges

Gemessen an der Gesamtzahl der Toten des Ersten Weltkrieges forderte der Luftkrieg relativ wenige Opfer. In Deutschland z. B. starben in den Städten 729 Menschen durch Bombenabwurf. Im Bewusstsein der Deutschen haftete jedoch die schockierende Tatsache, dass der Luftangriff auf deutsche Städte von Flugzeugen geführt wurde, die über den Ärmelkanal gekommen waren. Man nahm auch wahr, dass die Technologie sich ohne Zweifel weiterentwickeln würde und dass im nächsten Krieg Zivilisten aus der Luft wahllos mit Bomben und Giftgas angegriffen werden könnten.

Die japanischen Städte blieben im Gegensatz zu den europäischen verschont. Das Bewusstsein der Japaner war, dass Japan ein Inselstaat sei und nie ein Krieg auf japanischem Boden stattfinden würde.

2.3 Endloser Krieg?

Man könnte sagen, dass der Krieg nach dem Ersten Weltkrieg in beiden Ländern nicht wirklich endete.

Die neu gegründete Weimarer Republik wurde von inneren Unruhen in Form verschiedener Putschversuche geplagt und war zudem mit der Hypothek der Reparationszahlungen belastet. In dieser unsicheren wirtschaftlichen und politischen Lage war es durchaus vorstellbar, dass Deutschland sich früher oder später wieder im Kriegszustand befinden würde.

Auch in Japan dauerte der Krieg genau genommen fort. Im Verlauf der Truppenentsendung nach Sibirien von 1918 bis 1925 wurden ca. 73.000 japanische Soldaten verlegt. Die Japaner stellten das größte Kontingent aller beteiligten Armeen. Aber viele Japaner betrachteten den in Russland geführten Krieg als Außenstehende und hatten – anders als die Deutschen – wenig Angst vor einem zukünftigen Krieg.

2.4 Das Jahr 1923 ein Schicksalsjahr?

In Deutschland kam es im Jahr 1923 zur Besetzung des Ruhrgebietes durch französische und belgische Truppen. Dieses Ereignis spielte eine entscheidende Rolle in der Vorstellung eines kommenden Krie-

ges. Sogar in den Jahren innerer Stabilität waren diese Gedanken spürbar und einflussreich.

Im Februar 1923 wurde der zivile Luftschutz zum ersten Mal in der Regierung diskutiert.

„Rücksichtslosigkeit oder Erbitterung werden den Feind darüber hinaus dazu führen, auch gegebene Möglichkeiten, die Bevölkerung zu schonen, ausser acht zu lassen. Damit muss besonders gerechnet werden, weil seit dem Weltkriege mehr und mehr erkannt worden ist, welchen Einfluss die Schwächung der seelischen Kräfte eines Volkes auf die Widerstandskraft eines Staates ausübt.“²

In der Diskussion trafen zwei Absichten aufeinander. Das Innenministerium wollte die Möglichkeit eines inneren Zusammenbruchs wie im Ersten Weltkrieg vermeiden und die innere Stabilität sichern. Die Reichswehr jedoch wollte unter dem Deckmantel des Luftschutzes die Wiederbewaffnung insgeheim vorantreiben. In der Luftschutzpropaganda sollte allerdings das Ausmaß der Bedrohung verharmlost werden, weil man befürchtete, dass eine zu große Bedrohung Panik in der Bevölkerung auslösen könnte.

Auch in Japan war – in Bezug auf den Wehrgedanken – das Jahr 1923 ein Schicksalsjahr. Im September ereignete sich in der Umgebung von Tōkyō das Große Kantō-Erdbeben. Die Zahl der Toten betrug ca. 100.000 und die der Vermissten 40.000. Die Mehrheit der Todesfälle wurde durch Brände verursacht, da die typisch japanischen Häuser aus Holz leicht entzündlich und dazu eng aneinander gebaut waren.

Nach dieser Katastrophe nahm man die Luftschutzmaßnahmen in Angriff. Es wurde oft betont, dass, „wenn die großen Städte in Japan aus der Luft angegriffen werden würden, es mehr Tote als beim Großen Kantō-Erdbeben geben könnte.“ Auf diese Weise wurde eine Naturkatastrophe benutzt, um die „Realität“ eines zukünftigen Luftkrieges vor Augen zu führen.

Das Große Kantō-Erdbeben war eine Wasserscheide für die Sicherheitsprobleme Japans. Nach dem Erdbeben behauptete die Abteilung der Gefahrenabwehr und Bewahrung der Ordnung Japans in einem Telegramm an die Ortspolizeien, dass Koreaner in Tōkyō Feuer gelegt hätten. Dieses Gerücht verbreitete sich in vielen Gegen-

² Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg i.B., R43II/1295.

den Tōkyōs und seiner Umgebung. Tausende Koreaner, Japaner, die man für Koreaner hielt, sowie Sozialisten, wurden ermordet.

In Deutschland gab es 1928 in der Nähe von Hamburg ein Unglück in den Giftgasfabriken von Hugo Stolzenberg. Stolzenberg hatte im Ersten Weltkrieg unter dem Chemiker Fritz Haber gearbeitet, danach im Geheimen Giftgas produziert und es ins Ausland exportiert, z.B. nach Spanien. Die Nachricht von diesem Unglück, das 11 Menschen das Leben kostete, schürte die Angst vor Giftgas in der Zivilbevölkerung.

3. Der zivile Luftschutz – Instrument der Demokratisierung oder der Totalisierung?

Die Mitte der zwanziger Jahre kann als eine Zeit des Friedens gesehen werden, in der die Abrüstungskonferenzen stattfanden. Während dieser Zeit herrschte in Deutschland eine relative Stabilität und in Japan wurden Demokratisierung und Abrüstung vorangetrieben.

In Japan galt das 1925 verabschiedete Gesetz für die allgemeinen Wahlen nur für Männer. Aber die Emanzipation der Frauen schritt während der Taishō-Demokratie (1912–1926) fort. Gleichzeitig wurde aber 1925 auch das Gesetz zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit verabschiedet. Die Abrüstung in Japan bedeutete gewissermaßen die Modernisierung des Militärs, das mit vielen Rüstungsunternehmen kooperierte.

In Bezug auf den zivilen Luftschutz wurde in Deutschland der Einsatz von Gasmasken für Zivilisten von der Regierung diskutiert. Die Verbreitung der Gasmaske hätte somit ebenfalls zur geheimen Aufrüstung beigetragen, die in dieser Zeit vorangetrieben wurde.

Durch das Luftfahrtabkommen in Paris 1926 wurden in Deutschland sowohl die zivile Luftfahrt mit der „Lufthansa“ als auch zivile Luftschutzaktivitäten erlaubt. 1927 wurde in Deutschland der Luftschutz e. V. gegründet. Der Vorsitzende dieses Vereins war der ehemalige Verkehrsminister Rudolf Krohne, ein DVP-Politiker. Sein Luftschutzkonzept lautete, dass der zivile Luftschutz für ganz Deutschland koordiniert werden solle und dass durch die Luftschutzaktivitäten der Selbstbehauptungswille als Lebensrecht und die sogenannte Luftschutzgemeinschaft in Deutschland entstehen würden. Die Teilnahme an den Übungen sollte im Prinzip freiwillig sein. Durch die Freiwilligkeit konnte das finanzielle Problem gelöst werden, so sollten

Luftschutzkeller auf eigene Kosten gebaut werden. Krohne glaubte, dass diese Wehraktivitäten durch die freiwillige Partizipation eine Demokratisierung der Zivilbevölkerung Deutschlands herbeiführen könnten.

Durch die Werbung für den zivilen Luftschutz, z. B. durch Luftschutzromane, Luftschutzausstellungen und durch den Aufmarsch der Technischen Nothilfe mit Gasmasken (Bild 1), sollte die Notwendigkeit des Luftschutzes der breiten Bevölkerung nahegebracht werden. Derartige Versuche waren bis Ende der zwanziger Jahre jedoch nicht erfolgreich. Erst Anfang der dreißiger Jahre schossen verschiedene Luftschutzorganisationen wie Pilze aus dem Boden, weil sie von Rechten wie auch von Linken zur Mobilisierung der Massen als sehr nützlich angesehen wurden. Diese uneinheitliche Situation der Luftschutzaktivitäten hielt Krohne jedoch nicht für wünschenswert.



Bild 1: Aufmarsch der Technischen Nothilfe mit Gasmasken (Die Gasmaske, 1931)

Im Juli 1929 fand die erste Luftschutzübung in Ōsaka in Zusammenarbeit des Militärs und der Zivilbevölkerung statt. Im Oktober 1930 fand die erste Luftschutzübung in Königsberg statt. Alle Stadtbewohner mussten prinzipiell daran teilnehmen, weil unter anderem die Verdunkelung ohne Ausnahme durchgeführt werden musste (Bild 2). In beiden Fällen war auch Sabotage ein Thema.



Bild 2: Luftschutzübung in Ostpreußen 1932 (Die Gasmasken, Okt. 1932)

Japan befand sich bereits seit dem Mukden-Zwischenfall 1931 im Kriegszustand. Kurze Zeit danach wurde eine Kampagne zur Geldbeschaffung für den Krieg (Bild 3) ins Leben gerufen. Mit dieser Bewegung gekoppelt wurde eine große freiwillige Kriegshelferinnen-Organisation, die „Kokubō fujin-kai“ („Frauenvereinigung zur Landesverteidigung“) aufgebaut.³ 1931 hatte sie nur 40 Mitglieder, aber schon 1933 waren es 1 Million! (Bild 4) Die Aktivitäten zur Unterstützung der Soldaten und dem Schutz an der Heimatfront wurden gewissermaßen als „soziales Engagement“ der Frauen angesehen.



Bild 3 (links): Kriegsflugzeug als Geschenk von Schülern

Bild 4 (rechts): Eine Demonstration der Kokubō fujin-kai 1933

In: Fujii, 1985.

³ In einer Sektion des Japanologentages in Halle (1. Oktober 2009) hielt ich einen Vortrag über die Kokubō-Fujin-Kai, der voraussichtlich 2010 veröffentlicht wird.

4. Wer war der Anführer der Disziplinierung für den zivilen Luftschutz?

Sowohl in Japan als auch in Deutschland warf die Frage, wer den zivilen Luftschutz organisieren und mobilisieren sollte, Probleme auf. In Japan war das Problem der Oberbefehl über die Armee, der beim Tennō lag. Aber über das Befehlsrecht zur Mobilisierung der zivilen Wehrorganisation wurde ein Machtkampf zwischen dem Innenministerium und der Armee ausgetragen.

In Deutschland gab es ein ähnliches Problem. In den zwanziger Jahren kämpften das Innenministerium und die Reichswehr um den zivilen Luftschutz. Erst als Wilhelm Groener Innenminister und gleichzeitig Wehrminister wurde, verständigten sich die beiden Akteure 1932 darauf, den Deutschen Luftschutzverband e. V. aufzubauen, der allerdings noch nicht gänzlich vereinheitlicht war. Als 1933 der Reichsluftschutzbund als staatliche Organisation unter dem Luftfahrtministerium gegründet wurde, gab es noch Kompetenzstreitigkeiten zwischen der Polizei und der Wehrmacht.

5. Fazit

Wir haben zunächst die verschiedenen Faktoren der Formierung des zivilen Luftschutzes in Deutschland und Japan aus vergleichender Perspektive betrachtet. Aufgrund des Luftschutzgedankens wurden zivile Luftschutzorganisationen konzipiert, um jeweils eine Wehrgemeinschaft aufzubauen, an der die gesamte Bevölkerung teilnehmen und in der sie diszipliniert werden sollte. Hier wird die Ambivalenz des Begriffes deutlich, weil der Luftschutz einerseits von Freiwilligkeit, andererseits aber vom Zwang zur Teilnahme aller an der Staatsverteidigung geprägt war.

Das bedeutete in dieser Zeit weder, dass dieser Versuch nach dem zivilen Luftschutz vollkommen gelingen, noch, dass er vollkommen scheitern würde. Weitere Analysen müssen für die dreißiger Jahre durchgeführt werden. Sowohl in Japan wie auch in Deutschland trat 1935 ein Luftschutzgesetz in Kraft, durch das die Teilnahme an der Wehrgemeinschaft jeweils verpflichtend wurde.

In diesem kurzen Beitrag habe ich nur die erste Phase der Geschichte des zivilen Luftschutzes und seiner Auswirkungen erläu-

tert und eine grundlegende Perspektive der vergleichenden Forschung über den Luftkrieg skizziert.

Literatur

- Brauch, Hans Günter/Müller, Rolf-Dieter (Hg.): Chemische Kriegführung. Chemische Abrüstung. Dokumente und Kommentare. Berlin 1985.
- Fujii, Tadatoshi 藤井忠俊: 『国防婦人会 日の丸とカッポウ着』 [Die Frauenvereinigung zur Landesverteidigung. Sonnenbanner und Küchenschürze], Tōkyō 1985.
- Krohne, Rudolf: Luftgefahr und Luftschutzmöglichkeiten in Deutschland. Berlin 1928.
- Lemke, Bernd: Luftschutz in Großbritannien und Deutschland. 1923–1939, München 2005.
- Lemke, Bernd/Brinkhus, Jörn (Hg.): Luft- und Zivilschutz in Deutschland im 20. Jahrhundert, Potsdam 2007.
- Müller, Rolf-Dieter: Der Bombenkrieg 1939–1945. Berlin 2004.
- Schweer, Henning: Die Geschichte der Chemischen Fabrik Stolzenberg bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Diepholz 2008.
- Steinbacher, Sybille (Hg.): Volksgenossinnen. Frauen in der NS-Volksgemeinschaft. Göttingen 2007.
- Süß, Dietmar (Hg.): Deutschland im Luftkrieg. Geschichte und Erinnerung. München 2007.
- Tsuchida, Hiroshige 土田宏成: 「近代日本の『国民防空』体制の形成」 [Aufbau des Systems des Luftschutzes im modernen Japan], Tōkyō 2003.
- Yamada, Shōji 山田昭次: 『関東大震災時の朝鮮人虐殺 その国家責任と民衆責任』 [Das Massaker an Koreanern in Tōkyō beim Kantō-Gross-Erdbeben. Die Verantwortung des japanischen Staates und der Japaner], Tōkyō 2004.

Zu den Photos von Jan Verbeek

Die Photos von der Tagung, die in dieser Publikation abgedruckt sind, wurden uns freundlicherweise von Jan Verbeek zur Verfügung gestellt.

Jan Verbeek war 2002–03 mit einem Jahresstipendium für Künstler des DAAD in Japan und zeigte 2006 beim Treffen der DAAD-Stipendiaten im Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin seine Video-Installation „Bright Future Ahead“ (Audiovisuelle Installation mit vier im Raum verteilten Projektionen, 16 Minuten geloopt, Deutschland/Japan, 2006).

Wir danken dem Künstler für seine Photos.

Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin (JDZB)
Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD)

Programm des dritten

Deutsch-Japanisch-Koreanischen Stipendiatenseminars

am 2. und 3. Oktober 2009 im im Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin

Freitag, 2. Oktober

Begrüßung

Dr. Friederike BOSSE (JDZB)

Begrüßung und Vorstellung der DAAD Programme

PD Dr. Ursula TOYKA (DAAD)

Plenum I

Moderation: HISAYAMA Yuho (TU Darmstadt)

Frühe Begegnung von Europa und Ostasien in der Frühen Neuzeit. Der kulturelle Austausch bis zur „Zauberflöte“ von Mozart

OBA Haruka (Ludwig-Maximilians-Universität München)

Die Rezeption von Caspar David Friedrich in Japan

OCHIAI Momoko (Universität Bremen)

Präsentation: Das Festival Ohayō, Japan! als Raum der deutsch-japanischen Kulturbegegnung

Tom GRIGULL (Universität Leipzig)

Kaffeepause

Plenum II

Moderation: CHOI In-Sook (Georg-August-Universität Göttingen, ENS Cachan)

Korea, wer bist Du und wenn ja wie viele? Eine Beobachtung zum allgemeinen Kenntnisstand über Korea

Hedwig POTTAG (Humboldt Universität zu Berlin)

Politischer Wandel in Nord-Korea

Sven HORAK (Universität Duisburg-Essen)

Mittagessen

Workshop I: Wirtschaft

Moderation: Daniel WILLAM (Commerzbank AG)

Berichterstatterin: Juliane KELLNER (Detecon AG, Schweiz)

Privatisierung oder öffentliche Dienstleistung? Risiken vermeiden und Profit sichern

Mariko NONAKA-GRESBRAND (Universität Osnabrück)

Reaktionen der koreanischen Volkswirtschaft auf die Wirtschaftskrise
Jürgen ZIMMER (Fachhochschule Mainz)

Diskussion

Workshop II: Gesellschaft

Moderation: Ann Kathrin GÜNTHER (DAAD)
Berichterstatteerin: Tabea BIENEK (Freie Universität Berlin)

Japans neue Generation von Herbivoren - auf dem Weg zur Pluralisierung von Lebensentwürfen?

Joske BUCHMEIER (Ludwig-Maximilians-Universität München)
Studiengebühren als Geschäft? Diskussion um die Praxis japanischer Universitäten
Meiko DILLMANN (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg)

Diskussion

Workshop III: Recht

Moderation: Beate LÖFFLER (Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde)
Berichterstatteerin: Jasamin ULFAT (Universität Duisburg-Essen)

Corporate Governance und das neue japanische Gesellschaftsgesetz

Verena MECKEL (Universität Bonn)
Können Sie ein Urteil über einen Menschen fällen?
Michael PFEIFER (Bucerius School of Law Hamburg)

Diskussion

Kaffeepause

Plenum III: Gruppenergebnisse

Berichterstattung aus den Workshops I – III mit anschließender Diskussion

Plenum IV: Podiumsdiskussion

Intensivierung des Wissenschaftsaustausches – Erfahrungen & Chancen

Moderation: Dr. Wolfgang BRENN (JDZB)
PD Dr.-Ing. habil. Jens-Uwe REPKE (Technische Universität Berlin)
Botschaftssekretär NISHII Tomonori (Botschaft von Japan)
PD Dr. Ursula TOYKA (DAAD Bonn)
YANAGIHARA Nobuhiro (Universität Halle)

Festakt „10 Jahre Stipendiatenseminare“

Joseph Haydn „The Mermaid's Song“ Hob. XXVIa Nr. 25

Franz Schubert „Die Forelle“ D 550

Festredner: SHIMIZU Yoichi (JDZB)

Robert Schumann „Lied der Suleika“ Op. 25 Nr. 9

Robert Schumann „Liebeslied“ Op. 51 Nr. 5

Robert Schumann „Mignon“ Op. 79 Nr. 29

Festrednerin: PD Dr. Ursula TOYKA (DAAD)

Festrednerin: Gesandte MIYOSHI Mari (Botschaft von Japan)

Johann Sebastian Bach / Ferruccio Busoni

Chaconne aus der Partita II für Violine solo, d-Moll, BWV 1004

in einer Bearbeitung für Klavier

Ausführende:

YAMAZAKI Haruna, Gesang (Hochschule für Musik & darstellende Kunst
Stuttgart)

OGUCHI Mana, Klavier (Hochschule für Musik & Theater Hannover)

Empfang und Büffet

Samstag, 3. Oktober

Workshop IV: Wissenschaft & Gesellschaft

Moderation: Ann Katrin GÜNTHER (DAAD)

Berichterstatterin: Suzanne CLAUS (Cardiff University, UK)

Emotionen, Gefühle und das poetische Bewusstsein. Ein Versuch einer Interpretation der Bedeutung des lyrischen Ich aus der Perspektive der neurologischen Emotionsforschung

ONODERA Kenichi (Freie Universität Berlin)

Robotikfaszination in Japan

Christian EITNER (Technische Universität München)

Diskussion

Workshop V: Geschichte

Moderation: Mansur SEDDIQZAI (Universität Bonn)

Berichterstatterin: Edith WAGNER (Nürnberg)

Eigenheimpolitik in den 1950er Jahren und Katholizismus

ASHIBE Akira (Universität Bonn)

Katastrophe, Kulturverlust und Archive: Bewahrung historischer Dokumente in Deutschland und Japan an den Beispielen des Einsturzes des Historischen

Archivs der Stadt Köln und der Aktivität von Shiryo-Net

INOUE Shuhei (Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn)

Diskussion

Plenum V: Gruppenergebnisse

Berichterstattung aus den Workshops IV & V mit anschließender Diskussion

Plenum VI: Abschlussdiskussion

Auswertung des Stipendiatenseminars 2009

Kritik, Anregungen & Ideen für künftige Stipendiatenseminare

Moderation Jörg REINOWSKI (JDZB)

Schlussworte

Dr. Friederike BOSSE (JDZB)

PD Dr. Ursula TOYKA (DAAD)

Mittagsimbiss zum Ausklang

Diese Veröffentlichung wurde ermöglicht durch die Unterstützung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF).

Veröffentlichungsreihen des
Japanisch-Deutschen Zentrums Berlin (JDZB):
Reihe 1 – Deutsch, Reihe 2 – Japanisch, Reihe 3 – Englisch

Reihe 1, Band 60 (P1285), März 2010

Die in diesem Band geäußerten Meinungen geben
ausschließlich die Auffassung der Autorinnen und Autoren wieder.

Abdruck und sonstige publizistische Nutzung – auch auszugsweise –
nur mit vorheriger Zustimmung des JDZB und mit Nennung der
Autorin bzw. des Autors sowie der Quelle gestattet.

Im Allgemeinen erscheinen die japanischen und koreanischen Eigennamen
nach der dort üblichen Reihenfolge: Familienname – Vorname.
Transkriptionen japanischer Namen und Wörter erfolgen nach der
modifizierten Hepburn-Umschrift. Ausnahmen können in Zitaten und
bibliographischen Angaben vorkommen.

Redaktion: Inge Hoppner

© 2010 by JDZB, Berlin
ISSN: 0931-5942

Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin
Saargemünder Str. 2
14195 Berlin, Germany

Tel.: +49-30-839 07 0
Fax: +49-30-839 07 220
e-mail: jdzb@jdzb.de
URL: <http://www.jdzb.de>